BELONGS TO
[illegible] BROTHER'S
READING ROOM

INHALT

Martin Marty
O. S. B.

Martin Marty
O. S. B.

Martin Hardy
U. S. A.

Martin Marty, O.S.B.

Erster Abt von St. Meinrad

Erster Apostolischer Vikar des Territoriums

Dakota

Bischof von Sioux Falls u. St. Cloud

Apostel der Sioux-Indianer

BELONGS TO
BROTHER'S
READING ROOM

Ein Lebensbild

entworfen von einem seiner dankbaren geistlichen Söhne

by

Prior Luke Gruwe O.S.B.

Paradies-Früchte

Dez. 1914 - Okt. 1916.

54091

BQx 7070
+M45
G7
1914
copy1

I N H A L T

I	Heimat, Eltern, Geschwister	1
II	Kindheit, Jugend, Erziehung	2
III	Der Ordensmann	11
IV	Der Abt von St. Meinrad	27
V	Der Indianerapostel	34
VI	Der Apostolische Vikar	43
VII	Weiteres ueber die Dakotas	49
VIII	Eine Bueffeljagd in Standing Rock	54
IX	An der Arbeit im Weinberge des Herrn	65
X	Missionaere und Missionsschulen	75
XI	Bischof von Sioux Falls	106
XII	Indianerkrongresse	116
XIII	Bischof von Saint Cloud Letzte Lebenstage	121
XIV	Heimgang	128
XV	Eine Edelfrucht	135

ßen Bergspitzen im Osten blickte, da blitzte der funkelnde Frost von den schneebedeckten Kuppen, als ob diese alle mit Diamanten besäet wären.

Frau Stewart stand auf und ein schmerzlicher Zug glitt über ihr Gesicht, als sie die leeren Strümpfe gewahrte.

Sie legte mit gewohnter Geschicklichkeit schnell das Holz im Kamin an, und bald prasselte ein helles Feuer, während sie sich anschickte, das frugale Frühstück zu bereiten. Als es beinahe fertig war, näherte sie sich dem Bette, küßte die Kleinen, bis sie wach waren und hob sie heraus auf den Boden. Mit großer Eile lief Emma nach den Strümpfen, jedoch nur, um schnell zurückzukehren, schluchzend, als ob ihr Herz brechen wollte. Tränen verschleierten der Mutter Augen und ihre kleine Tochter ans Herz pressend, sagte sie mit erstickter Stimme:

„Gräme dich nicht, mein Kind; ich bin gewiß, daß im kommenden Jahre Mama reicher sein wird, und dann wird St. Klaus uns ganze Haufen schöner Sachen bringen."

„O, Mama!"

Der Ruf kam vom kleinen Benny, der die Tür geöffnet hatte und mit weit aufgerissenen Augen, in Bestürzung über all' den Reichtum der sich darbietenden Geschenke dastand.

Frau Stewart eilte an seine Seite und blickte vor sich in sprachlosem Erstaunen. Sie las die Schrift, ließ ihre Kleinen neben sich niederknieen im offenen Eingang, und ihre Seele floß über in einem Strom von Preis und Dank zu Gott.

Jack Dawsons kräftige Gestalt bewegte sich in einiger Entfernung vom Hause hinter einem Baum hinweg und schlich das Tal hinauf, und große Krystalltropfen perlten seine Wangen hinab.

Die Familie erhob sich und begann die Sachen in die Hütten zu tragen. Da waren mehrere Säcke Mehl, Schinken, Speck, Obst, in Kannen Kaffee, Tee und Zucker, neue Kleider aller Art, ein schöner warmer Shawl für die Witwe, Schuhe, Strümpfe, Hüte, Handschuhe, Muffe und Kleider für die Kinder, eine große Wachspuppe, die schreien und die Augen drehen konnte, für Emma, und ein wunderschöner roter Schlitten für Benny. Alles wurde unter abwechselndem Lachen und Weinen hereingetragen.

„Bringe den Sack Salz da herein, Emma, und das ist alles uns," sagte die Mutter. „Ist Gott nicht gut gegen uns?"

„Ich kann es nicht aufheben; es ist auf dem Boden angefroren."

Die Mutter bückte sich, faßte an und hob mit aller Kraft, endlich hob sie ihn von der Schwelle. Die Farbe wich aus ihren Wangen, als sie das große Gewicht gewahrte und den Sack mit Anwendung aller Kraft auf den Frühstückstisch legte. Mit zitterndem Fingern löste sie das Band und leerte den Inhalt auf den Tisch aus. Gold und Silber, mehr als sie in ihren schönsten Träumen gedacht hatte, und beinahe begraben in dem Haufen des Schatzes lag Emmas kleiner blauer Strumpf.

Die Geschichte der Sammlung kam natürlich bald zu Ohren der Frau Stewart. Sie kannte Jack Dawson von Ansehen, und als sie ihn das erste Mal sah, obgleich der ehrliche Bursche versuchte, ihr aus dem Wege zu gehen, faßte sie ihn endlich doch beim Rock und und zwang ihn, Rede zu stehen und ihre tränenvollen Danksagungen anzuhören. Auch waren die Tränen, die vergossen wurden, nicht allein die ihrigen, denn als Jack hinwegging, hingen einige Tropfen an seinen rauhen Wangen.

Vier Monate nach jenem Nikolaustage wurde Frau Stewart Madame Jack Dawson und jeden Abend, wenn der kernige Miner von der Arbeit zurückkehrt nach seinem komfortablen glücklichen Heim, sind Emma und Benny da, um ihn zu umarmen, während sie ihn mit Zärtlichkeit und Liebe „unsern Sankt Klaus-Papa" nennen.

Verschiebe nichts Gutes auf morgen. Wenn man heute eine Not lindern oder einem Menschen eine Freude machen kann, so muß man es nicht bis morgen aufschieben.

Wenn der Mensch sich etwas fest vornimmt, so ist ihm mehr möglich, als man glaubt — und Gott hilft im äußersten Elend.

Martin Marty, O. S. B.,

Erster Abt von St. Meinrad, erster Apostolischer Vikar des Territoriums Dakota, Bischof von Sioux Falls und St. Cloud, Apostel der Sioux-Indianer.

Ein Lebensbild, entworfen von einem seiner dankbaren geistlichen Söhne, O. S. B.

I.

Heimat, Eltern und Geschwister.

Das Geburtshaus des hochseligen Bischofs Martin Marty stand in Schwyz, dem Hauptorte des Kantons gleichen Namens der schweizerischen Eidgenossenschaft. Sein Vater hieß Jakob Alois Marty, gebürtig von Schwyz, und seine Mutter Elisabeth Reichlin, gebürtig von Steinerberg, Kanton Schwyz. Beide stammten aus unbemittelten, einfachen, christlich gesinnten Bauernfamilien, von denen sie das fromme Herz und die arbeitsame Hand ins Leben mitbekamen. Jakob Alois Marty, der Vater unsers hochwürdigsten Bischofs, wurde geboren am 2. Januar 1806. Damals war es mit dem Schul- und Unterrichtswesen in der Schweiz noch nicht so glänzend bestellt, wie heute. Auch mußten die Kinderhände schon früh mitwirken beim Erwerbe des täglichen Brotes. So kam es, daß der Vater des späteren Bischofs in seiner Jugend nur zur Winterzeit, wo die Feld- und Hausarbeit nicht alle Kräfte der Familienmitglieder in Anspruch nahm, Gelegenheit fand, etwas für seine wissenschaftliche Ausbildung zu sorgen. Sein Lehrer war ein Waldbruder oder Einsiedler zu dessen Klause sich der wißbegierige Knabe durch Schnee, Wind und Regen hinaufarbeiten mußte. Obgleich er aber nur während dreier Winter hierzu Gelegenheit hatte, lernte er dennoch bei seiner leichten Auffassungsgabe, gut lesen, schreiben und rechnen. Schon als Knabe mußte er das väterliche Bergheimwesen verlassen, um sich zu einem Schuhmachermeister in die Lehre zu begeben, bei dem er das Schuhmacherhandwerk erlernte. Er war eine ideal angelegte, gemütvolle Natur; las gerne und suchte, woimmer sich ihm Zeit und Gelegenheit dazu bot, seine Kenntnisse zu vervollkommnen und zu vermehren. Neben seinem Handwerk besorgte er seit dem Geburtsjahre seines ersten Kindes das Amt des Sakristans an seiner Pfarrkirche, die dem Landespatron des Kanton Schwyz, dem heiligen Bischof Martin geweiht ist. Er betrachtete dieses Amt keineswegs als bloßen Broterwerb, sondern als heiligen Beruf im näheren Dienste Gottes und Jesu Christi im allerheiligsten Altarssakamente. Sechsunddreißig Jahre lang, bis zu seinem Lebensende stand er diesem Amt mit größ- Gewissenhaftigkeit und liebender Hingebung vor. Er starb am 15. Oktober 1870 im Alter von 65 Jahren. Vor seinem Tode sollte ihm noch die Freude zuteil werden, seinen Sohn noch einmal zu sehen, als dieser als Prior von St. Meinrad auf der Reise nach Rom im Herbste 1869 die alte Heimat besuchte und im Frühjahr 1870 nach Amerika zurückkehrte.

Die Mutter, die am 24. Januar 1810 geboren wurde, war vor ihrer Verehelichung mit Jakob Alois Marty Dienstmagd in Schwyz. Sie war eine fröhliche Natur, heiteren und geweckten Geistes, dabei aber umsichtig, tüchtig und wohlerfahren in Führung des Hauswesens. Sie starb am 17. April 1888, 79 Jahre alt.

Diesem vortrefflichen Ehepaar bescherte Gott elf Kinder, fünf Söhne und sechs Töchter, von diesen war Bischof Martin der Erstgeborene. Das zweite Kind, ein Mädchen, das in der Taufe den Namen Elisabeth erhielt, starb am 29. September — in ihrem 18. Lebensjahre. Es war die Liedlingsschwester des Bischofs, und ihr Tod übte auf dessen Lebensgang einen tiefgehenden, wenn nicht einen bestimmenden Einfluß aus. Das als viertes geborene Kind, ein Mädchen, starb im Alter von 15 Jahren. Das achte in der Reihe der Kinder, ebenfalls ein Schwesterlein, starb schon im Alter von vier Monaten am 11. August 1846. Das elfte Kind, ein Knäblein, nahm schon im zarten Alter von zehn Tagen seinen Flug zu den Engeln des Himmels. Von dem fünften der Geschwister, die dem Hochseligen im Tode vorausgegangen, feh-

len uns nähere Angaben. Das sind die Geschwister die dem Bischof im Tode vorausgegangen sind Die zwei überlebenden Schwestern verheiraten sich und wurden vorbildliche Ehefrauen und Familienmütter.

Drei Brüder widmeten sich ebenfalls dem geistlichen Stande. Monsignore Johann Baptist Marty, der dem Bischof im Alter am nächsten stand, wurde geboren im Jahre 1840 und war Professor am Kollegium zu Schwyz, dann Direktor am Lehrerseminar daselbst, darauf Pfarrer zu Wettingen und starb als Kaplan der päpstlichen Schweizergarde im Vatikan am 1. November 1901. Der zweite, Anton wurde geboren im Jahre 1847 und starb im Oktober dieses Jahres (1914) zu Prag, wo er nahezu 40 Jahre als Professor der Philosophie an der deutschen Universität gewirkt hat. Er bekleidete daselbst auch die hohe Würde des Rektorats und trat erst im Jahre 1913, gefeiert von seinen Studenten, als kaiserlich-königlicher Hofrat in den Ruhestand.

Der dritte, Martin, wurde geboren im Jahre 1850 und wirkt gegenwärtig noch segensreich als Pfarrhalter in seinem Heimatsorte Schwyz.

Wenn irgend etwas imstande ist, den Beweis zu liefern von dem Geiste der Gottseligkeit, der das Familienleben im väterlichen Hause des großen Bischofs und Indianerapostels Martin Marty durchdrang, so ist es ohne Frage der Erfolg der Erziehung, wie er sich in den Kindern offenbart. „Siehe so wird der Mann gesegnet, der den Herrn fürchtet." (Ps. 127, Vers 4.).

II.

Kindheit, Jugend und Erziehung.

Bischof Martin Marty, O. S. B., wurde geboren am 12. Januar 1834 und am folgenden Tage erhielt er die heilige Taufe und den Namen Joseph Melchior Alois. Wie wir in den Lebensbeschreibungen mancher großer Heiligen und besonders begnadeter Seelen lesen, daß Gott sie schon in den ersten Lebensjahren mit großen Leiden heimgesucht hat, so wurde auch der kleine Alois bereits in seinem zweiten Lebensjahre in das Geheimnis des Leidens eingeweiht, und es drohte ihm bei dieser Gelegenheit eine große Lebensgefahr, welcher er nur wie durch ein Wunder entging. Der Vater war eines Tages in der Küche mit Bereitung von Schuhwichse beschäftigt, wozu er Schwefelsäure oder Vitriol verwendete. Das Fläschchen mit Vitriol stand auf einer niedrigen Bank. Der Kleine kam herzu und in einem unbewachten Augenblick ergriff er das Fläschchen und führte es nach Kinderart sogleich zum Munde. Ein Teil der ätzenden Flüssigkeit rann ihm über Lippen und Kinn auf den rechten Fuß. Das Kleidchen wurde zerstört und auf den Lippen, dem Kinn, und auf dem rechten Fuß entstanden tiefe Brandwunden, deren Narben zeitlebens deutlich zu sehen waren. Auch in den Mund fand die Säure ihren Weg und richtete schlimme Zerstörungen an. Zunge, Mundhöhle und Schlund waren derart angeschwollen, daß der Erstickungstod unausweichlich schien. Die Zunge, so berichteten seine Angehörigen, habe ausgesehen, wie ein Stück Kreide. In dieser Not gelobten die Eltern eine Wallfahrt zum Gnadenbilde von Maria Sonnenberg, einer vielbesuchten Wallfahrtskapelle in der Pfarrei Seelisberg, im Kanton Uri. Obschon die Ärzte alle Hoffnung auf Rettung des Kindes aufgegeben hatten, blieb es am Leben. Die schrecklichen Wunden heilten, ohne daß an der Zunge oder an einen andern innern Organe irgend welche Verstümmelung, oder auch nur eine Narbe zurückgeblieben wäre. Die dankbaren Eltern stifteten ein gemaltes Ex-voto-Täfelchen. Dasselbe kündet heute noch die wunderbare Heilung. Es lautet: „Ein Kind von circa zwei Jahren, welches Vitriol schluckte, ist durch die Fürbitte der göttlichen Mutter allda auf wunderbare Weise wieder gänzlich genesen. Ex voto 1835."

Als Kind war Alois von schwächlicher Gesundheit, zarter, bleicher Gesichtsfarbe. Er erstarkte aber mit den Jahren mehr und mehr. Wenn man eine vorübergehende Unterleibsentzündung abrechnet, so war er nie eigentlich krank. Das Magenübel, woran P. Martin selig in späteren

Jahren litt und woran er auch starb, war nicht angeerbt, da kein Familienglied jemals an einem derartigen Übel gelitten hat. Es war vielmehr eine Folge von den Entbehrungen, die sein Leben als Indianermissionär mit sich brachte.

Heutzutage besteht in der Schweiz, wie in den meisten zivilisierten Ländern, gesetzlicher Schulzwang, d. h. die Kinder sind durch das Gesetz verpflichtet, die Schule zu besuchen, sobald sie das bestimmte Alter erreicht haben. Dies war damals, als unser Alois noch ein Kind war, nicht so. Es bestand noch kein „schulpflichtiges" Alter, und je nach ihrer körperlichen und geistigen Entwickelung konnten die Kinder in die Primär- oder Elementarschule eintreten. Alois Marty kam, weil er ein sehr gewecktes und gut talentiertes Kind war, wohl schon nach vollendetem fünften Jahre in die Schule. Hierauf läßt der Umstand schließen, daß er schon als neunjähriger Knabe zu den Zöglingen der Vorbereitungsschule im Kollegium der Jesuiten gehörte, wo er auch, elf Jahre alt, am 30. April 1843 in der St. Josephskirche zu Schwyz seine erste heilige Kommunion empfing, wie ein noch vorhandenes Kommunionandenken ausweist.

Die Studienanstalt, in der Alois die ersten Fundamente seiner wissenschaftlichen Bildung legte, darf sich eines würdigen Alters rühmen. Einige geschichtliche Bemerkungen mögen hier vielleicht wohl am Platze sein.

Im Jahre des Heils 1585 wurden von den Schwyzer Bürgern einige Patres aus dem Kapuzinerorden nach Schwyz berufen, für welche man oberhalb des Ortes in einer Entfernung von einer knappen Meile am Bergabhange der „Mythen" ein Klösterlein nebst Kirche baute. Dieses, dem heiligen Joseph geweihte Kloster heißt heute noch im Volksmunde das „St. Josephsklösterli". Im Jahre 1611 wütete im Schwyzerländchen die Pest, der gefürchtete „schwarze Tod", dem auch fünf Kapuzinerpatres zum Opfer fielen, so daß nur noch ein Pater und zwei Laienbrüder am Leben blieben. Diese mußten nun, weil das „Klösterli" von der Obrigkeit als verseucht und unbewohnbar erklärt wurde, sich eine andere Wohnung suchen. Sie fanden dieselbe im Städtchen selbst und bewohnten dieselbe, bis sie im Jahre 1619 ein daselbst neuerbautes, geräumiges Kloster beziehen konnten.

Erst 1627 fand das verlassene „Klösterli" wieder eine zweckentsprechende Verwendung, indem ein Weltpriester darin eine Lateinschule einrichtete. Diese wurde nach langem, blühendem Bestande 1798 in den Wirren der französischen Revolution aufgehoben, im Jahre 1804 aber von Benediktinern aus Einsiedeln wieder eröffnet und weitergeführt bis zum Jahre 1836, wo sie an die Jesuiten überging, denen das „Klösterli" zur Gründung einer Ordensniederlassung überlassen wurde. In den Jahren 1841 bis 1843 bauten die Jesuiten unmittelbar oberhalb des Ortes Schwyz ein neues großes Kollegium mit entsprechender Kirche unter Anrufung Unserer Lieben Frau von der Hilfe der Christen und eröffneten im Jahre 1844 allda ein Gymnasium und Lyzeum.

Hier also, zuerst im „Klösterli" und später im Kollegium, holte sich Alois seine erste humanistische Bildung. Der damalige Direktor der Schule, P. Johannes Baptist Drach, S. J., war ein äußerst ernster und sittenstrenger Mann. Er redete dem Vater ein, er möge seinen Sohn recht strenge halten, da derselbe außergewöhnlich begabt sei, und daher auch Außergewöhnliches leisten werde, sei es im Guten, sei es im Bösen. Der ohnehin zum Ernst geneigte Vater nahm sich diese Weisung zu Herzen und hielt von nun an seinen Sohn Alois in noch strengerer Zucht als bisher. Wenn sich in späteren Jahren bei dem Ordensobern und Bischof Martin, eine gewisse, bei aller Herzensgüte doch von manchen mißdeutete Strenge in der Leitung seiner Untergebenen bemerkbar machte, so leitet sich dieser Charakterzug wohl von seiner eigenen, im elterlichen Hause, wie in der Schule mit so großer Strenge gehandhabten Erziehung her. Ein Grundsatz, den der Vater seinen Kindern bei jeder Gelegenheit einzuschärfen pflegte, hieß: „In der Jugend muß man Entsagung lernen". Nach diesem Grundsatze lernte Alois schon frühe auf manches Vergnügen zu verzichten, das seine Mitschüler sich erlauben

konnten. In dieser willigen und freudigen Selbstverleugnung und Überwindung sowie in den Tugenden des pünktlichen Gehorsams, der kindlichen Frömmigkeit, der Lernbegierde und eines ernsten Strebens nach Vollkommenheit machte er mit zunehmendem Alter mehr und mehr Fortschritte, so daß er seinen jüngeren Geschwistern hierin oft von seinen Eltern als Muster zur Nachahmung vorgestellt wurde.

Alois entwickelte bei seinen vorzüglichen Anlagen einen eisernen Fleiß und zählte deshalb in der Schule stets zu den besten Schülern und erwarb sich stets die ersten Prämien. In seinen Mußestunden leistete er dem Vater im Kirchen- und Altardienste bereitwillig Aushilfe. So geschah es oft, daß der fromme Knabe, auch bei strenger Winterkälte von morgens fünf Uhr an in der Pfarrkirche war, bei mehreren aufeinander folgenden heiligen Messen ministrierte und hernach kaum Zeit fand, vor der pflichtmäßigen Schulmesse im Kollegium noch ein kleines Frühstück zu nehmen. Dies verdient um so mehr Anerkennung, da zu seiner Zeit Kirchenheizung ein unbekannter Luxus war.

Alois zeigte auch schon frühzeitig ein hervorragendes Talent und große Vorliebe für Musik und Gesang und setzte schon als Knabe die, welche ihn hörten, durch seine große Fertigkeit im Klavier- und Orgelspiel in Erstaunen. Er besaß eine glockenhelle Sopranstimme, und noch heute, nach 70 Jahren, erinnern sich alte Leute, die ihn damals gehört, mit Bewunderung an den außerordentlichen Wohlklang seiner Stimme. Diese Tüchtigkeit des Knaben in Gesang und Musik veranlaßte seine Lehrer, den Vater zu bestimmen, seinen Sohn zur Forsetzung der klassischen Studien und zur vollkommenen Erlernung der französischen Sprache in das Jesuitenkollegium zu Freiburg zu schicken. Zu Beginn des Schuljahres langte er dortselbst an und erhielt in Anbetracht der Dienste, die er als Sänger und Organist beim feierlichen Gottesdienste leistete, eine Freistelle. Leider dauerte jedoch dieser Aufenthalt nur ein Jahr. Infolge des unglücklichen Ausganges des Sonderbundkrieges wurden die verdienstreichen Jesuitenpatres aus der Schweiz vertrieben und ihre blühenden Kollegien in Luzern, Schwyz und Freiburg aufgehoben. So mußte denn Alois zur Fortsetzung seiner Studien sich nach einer anderen Lehranstalt umschauen. Seine und seines Vaters Wahl fiel auf die berühmte Klosterschule der Benediktiner in Maria Einsiedeln.

Hier besorgte der unermüdliche Alois neben seinen ordnungsgemäßen Schularbeiten noch die deutsche Übersetzung der „Annalen für die Verbreitung des Glaubens" und erteilte fremdsprachigen Zöglingen Unterricht in der deutschen Sprache, um sich dadurch selbst eine größere Geläufigkeit im Gebrauche fremder Spachen anzueignen, wie er denn ein besonders glückliches Sprachtalent besaß. Durch diese und sonstige Nebenbeschäftigungen verdiente er sich das Kostgeld und erleichterte so den Eltern die Auslagen für seine Studien.

Als Alois nach Vollendung seiner theologischen Studien während der Herbstferien des Jahres 1853 zuhause weilte, erkrankte seine älteste Schwester, welche genau ein Jahr und einen Tag jünger war als er, am Nervenfieber. Sie starb am 29. September des genannten Jahres. Dieser Tod seiner liebsten Schwester sollte, wie bereits angedeutet, auf sein Leben von eingreifender Wirkung sein. Seine Trauer und was sich daraus ergab, schildert er selbst in einem Schriftstück, das sich noch vorfindet, und dessen getreue Abschrift uns vorliegt. Wir lassen die hochdramatische Schilderung hier folgen: Forts. folgt.

„Man begreift (katholischerseits) noch immer nicht die Bedeutung der Presse. Weder die Gläubigen noch der Klerus beschäftigen sich damit wie es sich gebührt. . . . . Vergebens werdet ihr Kirchen bauen, Missionen geben, Schulen gründen; alle eure guten Werke werden zerstört, alle Anstrengungen sind umsonst, wenn ihr nicht zu gleicher Zeit die Angriffs- und Abwehrwaffe, die eine treue und aufrichtige katholische Presse euch bietet, zur Hand habt!"

Papst Pius X.

Eine Fahrkarte nach dem Himmel.

In Wien war eine arme Witwe gestorben. Das macht zwar für die Millionenstadt so gut wie gar nichts aus, desto mehr aber für die verwaiste Familie, am meisten aber für das jüngste Töchterlein, die fünfjährige Elise. Diese hat in letzter Zeit ganz allein mit der Mutter zusammengewohnt und mit innigster Liebe an ihr gehangen. Nun nahm eine ältere, verheiratete Schwester das Kind zu sich. Diesem aber wollte die Mutter nicht aus dem Sinn. Immer wieder fragte es nach ihr, wo sie sei und ob sie nicht bald wiederkomme. Um das arme Mädchen zu trösten, sagte die ältere Schwester einmal, die Mutter sei nach dem Himmel gereist. Eine kleine Weile schien die Kleine nachzusinnen, dann begann sie wieder zu plaudern.

„Du Anna," sagte sie zur Schwester, ich möchte gern sparen und habe nichts dazu". Da gab ihr die Schwester ein paar Heller mit der Weisung, sie ja recht gut aufzuheben. „Das will ich schon," antwortete Elise. Sie bat von da an öfter um Geld und erhielt auch meistens eine Kleinigkeit. Als sie etwa 40 Heller zusammengespart hatte, schlich sie sich eines Tages aus dem Zimmer und aus dem Hause fort und begab sich zum Bahnhof, der ganz in der Nähe lag und ihr bekannt war. Sie trat zum Schalter und bat um eine Fahrkarte nach dem Himmel.

Der Beamte glaubte nicht recht gehört zu haben und fragte: „Wo willst du hin, Kleine?" „Nach dem Himmel," antwortete sie. „Ich will zu meiner Mutter, die vor drei Wochen dorthin gereist ist".

„Armes Kind," sagte mitleidig der Beamte, „eine Fahrkarte nach dem Himmel kann ich dir leider nicht geben; denn nach dem Himmel fährt noch keine Eisenbahn."

„Aber Schwester Anna hat mir doch gesagt, die Mutter sei nach dem Himmel gereist. Ich habe mir 40 Heller erspart und will ihr nachreisen".

„Das mag schon sein," sprach der Beamte, auf die Idee des Kindes eingehend, „aber deine Mutter ist abgereist, weil der liebe Gott sie zu sich gerufen hat. Hat der liebe Gott dich auch gerufen?"

„Nein," antwortete Elise kleinlaut.

„Nun, dann gehe nur wieder nach Hause und warte, bis der liebe Gott auch dich ruft".

„Und wann tut er das?"

„Das weiß ich nicht; aber rufen wird er dich einmal, darauf kannst du dich verlassen".

Vollständig getröstet begab sich nun das Kind zu seiner Schwester und wartet jetzt geduldig auf den Ruf des Herrn.

Zwei Kriegskameraden.

Von François Coppée.

Der junge Herzog von Hardimont befand sich in dem savoyischen Bade Aix, wo seine berühmte Stute Perichol den Brunnen trinken mußte gegen eine Erkältung, die sich das Tier bei dem letzten Derbyrennen zugezogen hatte. Der Herzog beendete eben sein Frühstück und las nach einem zerstreuten Blick in die Zeitung die Nachricht von der Niederlage bei Reichshofen.

In einem Zuge leerte er das Gläschen Chartreuse, warf die Serviette auf den Tisch, sandte seinem Kammerdiener den Bescheid, die Koffer zu packen, setzte sich zwei Stunden später in den Pariser Schnellzug, lief, in der Hauptstadt angelangt, nach einem Rekrutierungsbureau, und ließ sich in einem Infanterieregiment anwerben.

Mochte er auch vom neunzehnten bis zum fünfundzwanzigsten Jahre das Leben eines Schwerenöters geführt haben, mochte er immerhin geistig gesunken sein, jetzt kam doch die Gelegenheit, wo der Nachkomme des großen Geschlechtes nicht vergessen konnte, daß Enguerrand von Hardimont an der Pest in Tunis gestorben war, daß Jean von Hardimont die große Armee unter du Guesclin kommandiert hatte, daß François H. von Hardimont im Gefecht bei Fontenoi gefallen war. Mochte der junge Herzog noch so verlebt,

noch so blasiert sein, als er hörte, daß die Franzosen auf französischem Boden verloren hatten, stieg ihm das Blut zu Kopfe, und ihm war zu Mute, als hätte man ihn geohrfeigt.

So ereignete es sich, daß in den ersten Novembertagen 1870 Henri von Hardimont, Füsilier im dritten Bataillon des zweiten Freikorps und Mitglied des Jockeiklubs mit seiner Kompagnie vor den in aller Eile aufgeworfenen Schanzen von Hautes-Bruyères, die von den Geschützen des Forts Bicêtre gedeckt wurden, auf Feldwache war.

Der Ort trug ein düsteres Gepräge: eine schmutzige, mit tiefen Lachen durchzogene und mit besenstielartigen Bäumen bepflanzte Landstraße durchschnitt die zertretenen Felder der Umgebung, und am Ende dieser Straße lag ein verlassenes Wirtshaus, in dem die Soldaten ihr Lager aufgeschlagen hatten, ein Wirtshaus mit einem Laubengärtchen. Wenige Tage zuvor war hier ein Gefecht gewesen. Die Mitrailleusen hatten einige der jungen Bäume der Straße in der Mitte abgeschossen und alle waren von den Kugeln mit weißen Narben übersät. Das Haus selbst bot einen schauerlichen Anblick. Eine Granate hatte das Haus gesprengt und die gelblichen Mauern schienen mit Blut bestrichen. Die zerstörten Lauben unter ihrem geschwärzten, armseligen Rankenwerke, das umgeworfene Kegelspiel, die im Winde an ihren feuchten Seilen knarrende Schaukel und die durch Pulver halb verwischte, einen toten Hasen umgebende Inschrift: „Gesellschaftszimmer — Absinth, Wermut Wein, der Liter sechzig Centimes“ — unter die zwei gekreuzte von einem Band umschlungene Billardstöcke gemalt waren; all dies erinnerte mit grausaumer Ironie an die Sonntagsfreuden des Volkes. Und über dem Ganzen wölbte sich ein öder Winterhimmel, dessen herabhängendes, schweres bleigraues Gewölke sich wie in wildem Hasse jagte.

Unter der Türe dieses Wirtshauses stand, fast unbeweglich der junge Herzog, sein Chassepot umhängt, das Käppi tief in die Augen gedrückt, die erstarrten Hände in den Taschen seiner roten Hosen und zitterte vor Kälte unter seinem Schafpelz. Er war in dumpfes Brüten versunken und mit von bitterem Schmerz umflorten Blick starrte er nach den Hügeln hin, die im Nebel verschwammen, und von denen aus in kurzen Zwischenpausen mit einem Knall der Rauch Kruppscher Kanonen zum Himmel stieg.

Plötzlich empfand er Hunger.

Er ließ sich auf ein Knie zur Erde nieder und zog aus dem neben ihm an der Mauer lehnenden Tornister ein großes Stück Kommisbrot. Da er sein Messer verloren hatte, biß er ohne weiteres hinein und begann zu essen.

Doch nach dem ersten Bissen hatte er genug; das Brot war hart und bitter. Und frisches gab es erst bei der Verteilung des kommenden Tages, das heißt auch nur, wenn es den Militäraufsehern so beliebte. Soldat sein, war manchmal nicht leicht; was Wunder, daß er sich jetzt gar oft auf der Erinnerung dessen ertappte, was er früher ein hygienisches Mahl genannt hatte, das er am Vormittage nach einem Abend mit allzu reichlichem Souper einzunehmen liebte. Dann pflegte er sich an eines der am Boulevard gelegenen großen Fenster zu setzen und ließ sich — du lieber Gott! eine ganze Kleinigkeit, ein Kotelett und Rühreier mit Spargelköpfen vorsetzen. Der Kellner, welcher des jungen Mannes Gewohnheiten schon kannte, entkorkte unaufgefordert mit größter Vorsicht eine Flasche Leonville und stellte sie, sorgsam in ein Körbchen gebettet, vor das Gedeck des Speisenden. Donnerwetter! Schön war das immer gewesen und niemals würde er sich an diese Nahrung des Elendes gewöhnen!

Und in einer Aufwallung von Ungeduld warf der junge Herzog den Rest seines Brotes in den Schmutz.

Im selben Augenblick trat ein Infanterist aus dem Wirtshause, bückte sich nach dem Brote, hob es auf, wischte mit dem Ärmel den Schmutz davon ab und biß gierig hinein.

Henri von Hardimont schämte sich schon seiner Handlungsweise und betrachtete den armen Teufel, der einen so guten Appetit aufwies, mit mitleidsvollen Blicken. Der betreffende, ein hoch-

aufgeschossener Bursche mit fieberglänzenden Augen und einem im Spital gewachsenen verwilderten Barte, war von solcher Magerkeit, daß seine Schulterblätter sich scharf unter dem abgetragenen Soldatenmantel abzeichneten.

„Du bist wohl sehr hungrig, Kamerad?" fragte der Herzog, indem er auf den Soldaten zutrat.

„Wie du siehst," erwiderte dieser, mit vollem Munde kauend.

„Entschuldige nur. Hätte ich geahnt, daß dir an dem Brot etwas liegt, so würde ich es nicht weggeworfen haben."

„Mein Gott, das schadet ja nichts!" meinte der Soldat. „Ich ekle mich nicht so leicht."

„Immerhin, was ich getan habe, ist nicht schön gewesen, und ich mache mir Vorwürfe darüber. Ich will nicht, daß du eine schlechte Meinung von mir behältst — ich habe alten Cognac in meiner Feldflasche. . . . Den trinken wir zusammen."

Der Soldat hatte zu essen aufgehört. er und der Herzog nahmen je einen Schluck Schnaps, und die Bekanntschaft zwischen den beiden war hergestellt.

„Wie heißt du?" frgte der Infanterist.

„Hardimont", antwortete der Herzog, seinen Titel verschweigend.

„Und du?"

„Jean-Viktor. . . . Ich bin erst in die Kompagnie gesteckt worden. . . . War bisher im Lazarett. Ich bin bei Chatillon verwundet worden. . . . O, ist man da gut versorgt, im Lazarett; man bekommt vorzügliche Pferdebouillon. . . Aber ich hatte nur eine leichte Schramme; der Stabsarzt stellte mir den Entlassungsschein aus und jetzt geht das Hungern wieder los. . . . Du magst es mir glauben oder nicht, so wie du mich hier siehst, so habe ich all mein Lebtag gehungert."

Es war ein furchtbares Wort, welches der Arme da aussprach, einem Lebemann gegenüber, der sich kurz zuvor noch auf sehnsüchtigen Erinnerungen an die Küche des Café Auglais ertappt hatte. Der Herzog von Hardimont schaute mit fast entsetztem, staunendem Blicke zu dem Soldaten auf. Ein schmerzliches Lächeln zog über den Mund Jean-Viktors und zeigte seine langen Zähne, die Zähne eines Ausgehungerten, die so weiß abstachen von dem erdfahlen Gesicht, und als ob er gefühlt hätte, daß eine Mitteilung willkommen sei, begann er: „Lassen Sie uns ein wenig auf und ab gehen, damit wir uns die Füße etwas erwärmen." Er duzte den Kameraden nicht mehr, da er zweifellos in ihm den Reichen und vom Glück Begünstigten erriet. „Ich werde Ihnen Dinge erzählen, von denen Sie gewiß noch nie gehört haben. Ich heiße Jean-Viktor, ganz kurz Jean-Viktor; denn ich bin ein Findelkind, und die einzig schöne Erinnerung, welche ich habe, ist die an meine erste Jugend im Waisenhaus. Die Wäsche unserer kleinen Betten war rein und weiß; wir durften in einem Garten unter großen Bäumen spielen. Ich war der Liebling der barmherzigen Schwester, eines jungen, blassen Wesens, das an Schwindsucht dahinsiechte. Einen Spaziergang mit ihr zog ich allen Kinderspielen vor; denn sie streichelte mich mit ihrer mageren, weißen Hand. . . . Von meinem zwölften Jahre an weiß ich nur von Elend. Die Verwaltung des Waisenhauses gab mich zu einem Stuhlflechter in die Lehre. Das ist kein Handwerk, wissen Sie, das seinen Mann ernährt, deshalb konnte der Meister als Lehrlinge auch nur die armen Jungen aus dem Waisenhause brauchen. Da habe ich zum erstenmale Hunger gelitten. Der Meister und die Meisterin — zwei alte Limousiner, welche später ermordet wurden — waren schrecklich geizig. Das Brot, von dem sie bei jeder Mahlzeit ein kleines Stückchen vorschnitten, blieb den ganzen Tag über eingeschlossen. Und beim Abendessen, da hätten Sie mal die Meisterin sehen sollen in ihrer schwarzen Haube, wie sie uns die Suppe ausschöpfte und bei jedem Löffelvoll einen Seufzer ausstieß. Die beiden andern Lehrlinge waren nicht besser daran, als ich; aber sie beachteten die verwurfsvollen Blicke nicht, mit denen mich das böse, alte Weib maß, wenn sie mir den Teller hinreichte. Das Hauptunglück war eben damals schon, daß ich an einem besonders guten Appetit litt. Kann ich was dafür? . . . So habe ich meine dreijährige Lehrzeit in unausgesetztem Heiß-

Mutter und Sohn.

Droben am Waldessaum, dort wo das alte schlichte Kreuzbild im Schutze immergrüner, breitästiger Tannenbäume steht, war es, woselbst sie Abschied nahmen. Noch einmal legte die kleine blasse Frau, des Jäger Meinhard's Witwe, ihe Hand segnend auf ihres 12jährigen Knaben blonden Scheitel, um ihn dann hinausziehen zu lassen auf die hohe Schule, wohin der Herr Pfarrer ihn seiner hohen Begabung wegen empfohlen hatte.

Dem Mutterle wollte es nur gar schwer in den Kopf, daß ihr Einziger unter die Studierenden gehen sollte, hätte sie doch viel lieber gesehen, wenn er sich gleich seinem Vater dem edlen Weidwerk gewidmet und an ihrer Seite geblieben wäre. Doch, als der Herr Pfarrer ihr auseinandergelegt, daß es ein Unrecht sei, des Knaben Talent unbenützt zu lassen, und dieser selbst seine Mutter himmelhoch gebeten hatte, ihm nicht dagegen zu sein, dem Drange nach Erwerbung vieler, vieler Kenntnisse nachgeben zu können, da hatte die alte Frau endlich Ja gesagt — schweren Herzens endlich. War es doch auch in ihren Waldfrieden gedrungen, wie so leicht die jungen Leute in der großen Stadt vom Glauben abkommen und allgemach im Sumpfe der Sünde versinken können. Gar eindringlich benutzte sie daher die Vorbereitungszeit, ehe für ihren Bernhard die Scheidestunde schlug, ihn zu bitten und zu ermahnen draußen in der Welt nimmer abzulassen vom Guten, vor allem, eines nicht zu vergessen, nämlich das Gebet. „Wer betet, bleibt auf Gottes-wegen, wer nicht mehr wagt, sich an den lieben Gott zu wenden, wer keine Freude mehr daran hat, mit dem stehts schlimm; der ist schon mitten drauf, auf dem Wege zum Verderben." So pflegte das Mütterlein ihrem Sohne immer und immer wieder vorzupredigen. Auch jetzt in der Abschiedsstunde, da das Herz erfüllt war vom bitteren Trennungsweh und in den großen blauen Kinderaugen des Buben trotz alles zur Schau getragenen Mutes helle Tränen standen, nahm die Mutter den blonden Kopf noch einmal zwischen die Hände und einen Kuß auf das dichte Kraushaar drückend, wandte sie ihn hinüber zum Bild des Gekreuzigten: „Wirst gar nimmer auf ihn vergessen, wirst immer beten alle Tage; wirst sie nicht verlernen all' die Gebete, die ich dich gelehrt?" fragte sie mit tränenerstickter Stimme; „wirst immer dran denken, daß dein Mutterle vergehen müßt' vor Jammer, wenn sie dich später mal früg', ob du auch nicht vom Beten gelassen, und du ihr nimmer frei in die Augen schauen könntest, weil du es nicht getan?"

Schluchzend ergriff der Knabe der Mutter Hand und seine Lippen darauf drückend, versprach er alles, was das Mütterlein verlangte. „So zieh' hin mit Gott, mein Junge, mein Einziger! Sieh'st, drunten kommt schon der Postwagen! rief jetzt die Mutter und drängte den Buben nun selbst zu gehen.

Noch ein Händedruck, ein liebevolles Abschiedswort, und schnell war der kleine Zukunftsstudent, sein schmales Ränzchen auf dem Rücken, den Hügel hinabgeeilt, um bald dem ihm noch lange sorgenvoll nachblickenden Mutterauge zu entschwinden.

*

Nahezu 18 Jahre sind seit jener Abschiedsszene vergangen, als an einem lichten Sommerabende, da der scheidenden Sonne Gruß alles rings umher in purpurnen Schein hüllte, eine ältliche Frau in der Tracht einer Gebirgsbewohnerin auf der roh gezimmerten Bank neben dem Kreuz am Waldessaume Platz genommen hatte und vertrauensvoll hinaus in die Ferne blickte. „Wie er wohl ausschauen wird, mein Bernhard; hab' ihn ja jetzt so lang nicht mehr gesehen. An die sechs Jahre gingen darüber hin, daß er die große Reise unternahm", flüsterten die Lippen und angestrengter blickten die Augen des Mütterchens hinab auf den Weg, der vom Tale her in die Bergeinsamkeit hinaufführte, ob die wohlbekannte Postkutsche nicht bald erscheine. Da diese aber immer noch auf sich warten ließ, gedachte das Mütterchen, die friedvolle Stille um sich her auszunützen, und ein Gesetzlein vom

Rosenkranz zu beten. Eben ist sie im Begriff, ihren Rosenkranz hervorzuziehen, als neben ihr ein Geräusch wahrnehmbar wird, die Zweige zurückgebogen werden und ehe sie sich umschauen kann, wer gekommen, ihre Ruhe zu stören, fühlt sie sich von zwei Armen umschlungen: ein von blondem Vollbart umrahmtes Gesicht beugt sich über sie und mit dem Ausrufe: „Mein Bernhard, mein Bernhard, da bist du ja schon!" birgt's Mütterlein ihren Kopf an des Sohnes Brust.

„Wie stattlich du geworden bist und wie fein, ein richtiger vornehmer Mann!" sagte sie nach einer Weile, als die erste Wiedersehensfreude vorüber und Mutter und Sohn Hand in Hand auf ihrem Lieblingsplätzchen neben dem Kreuze sitzen und mit mütterlichem Stolze gleiten ihre Blicke wieder und immer wieder über des Sohnes hochgewachsene kraftvolle Gestalt. „O, Mutterle, die Vornehmheit laß nur weg", erwiderte der Sohn und nimmt den Dialekt der Heimat auf; „aber daß ich dir erzählen kann, daß ich viel gelernt hab' auf der vieljährigen Reise, daß ich dazu einen Preis vom Staate erhalten und daß sie mich gar noch zum Professor der Geographie und Geschichte drüben an der Hochschule zu B. gemacht, so daß es mir nun möglich ist, mein liebes, altes Mütterle zu mir zu nehmen, auf daß ich ihr all' das vergelten kann, was sie an mir getan, das freut mich über die Maßen." — „Mein Gott, Jung', so weit hast's gebracht im Leben?" fragt die Mutter mit naivem Staunen, „soviel hast gelernt? Wie hast's nur gemacht, das alles in den Kopf zu bringen?" — Ein leises Lächeln huscht um des Sohnes Mund. „Daß das alles darein konnte", sagte er dann und deutet auf seine Stirn, „das verdanke ich einzig und allein meinem Mutterle?" — „Mir?" fragt diese fast betroffen, „o mein Jung', was hab' ich dabei getan?" — „Alles, Mutterle, alles!" rief jetzt der gelehrte, stattliche Mann und ergriff der Mutter Hand; „nimmer wäre das aus mir geworden, was ich heut' bin, wenn ich nicht ein so gutes, frommes Mütterchen in der Heimat gehabt hätte, das mich sozusagen am geistigen Lebensband führte. Und weißt du, womit das geschah? Mit nichts anderem, als mit der Frage: „Mein Sohn, betest du noch?" Du glaubst gar nimmer, mein Mutterle, wie dieses Wort mich regiert hat. Wenn auch mir die Versuchung kam, abzuweichen vom rechten Wege, wenn Zweifel aufsteigen wollten, wenn ich durch schlechtes Beispiel verführt, wirklich einmal lau im Glauben und Beten werden wollte, dann dachte ich an das, was ich dir in der Stunde, da wir das erstemal Abschied nahmen, versprochen; in meinem Ohr klang die Frage wieder, mit der du mich alle Studienjahre hindurch, bei jedem Besuche in der Heimat empfingst, die in keinem deiner Briefe fehlte: „Mein Sohn, vergißt du auch nimmer das Gebet?" — Und siehe da, noch jedesmal trieb dieses Wort mich zurück zu Gott, und Gott sah, daß ich ihn suchte, daß ich zu ihm flehte zu allen Zeiten und an allen Orten, gab er meinem Streben seinen Segen und mit diesem ward ich, was ich bin." — „Junge, du betest also immer noch, auch jetzt, da du ein vornehmer Mann geworden?" — fragte die Mutter und schaute ihren Sohn an mit einem fast überirdischen Glückesglanz in ihren Augen; „hast deinen Kinderglauben nicht verloren, stehst ganz treu und fest zu Gott?" — „Ja mein Mutterle", bestätigte gerührt der Sohn und küßte zärtlich der Mutter harte schwielige Hände; „ich kehre wieder, wie ich einstens gegangen; kein Tag verging draußen in der Fremde, ohne daß ich nicht eines der Gebetchen gesprochen, die du mich gelehrt. In ihnen blieb ich ja dem Mutterherzen nahe und gab Antwort auf die gottgesegnete Frage, die von allen Mutterherzen tönen sollte: „Mein Sohn, betest du noch?" — „Kind, jetzt empfind' ich die Freude, dich wiederzusehen, vollständig", sagt sie hochaufatmend, da soeben vom Tale herauf die sanften Töne der Abendglocke an ihr Ohr dringen, schmiegen sich die Hände von Mutter und Sohn ineinander und die Blicke hingewendet zum Bilde des Gekreuzigten entströmen ihren Herzen Worte des Dankes für Gottes treue Führung.

Martin Marty, O. S. B.,

Erster Abt von St. Meinrad, erster Apostolischer Vikar des Territoriums Dakota, Bischof von Sioux Falls und St. Cloud, Apostel der Sioux-Indianer.

Ein Lebensbild, entworfen von einem seiner dankbaren geistlichen Söhne, O. S. B.

2)

Der dreizehnte und vierzehnte Oktober 1853.

Den 29. September starb meine Schwester Elisabeth. Wie mir damals zumute war, ist unsäglich. Alle menschliche Gesellschaft, das Leben selbst war mir verleidet. Den Morgen über hielt ich mich im Zimmer auf und betete das Totenoffizium für meine Schwester. Nachmittags verließ ich so schnell wie möglich das Haus, um es nicht mehr zu betreten bis spät abends. Da suchte ich denn die einsamsten Wege und jene Orte auf, wo ich hoffen durfte, daß mir niemand begegnen werde.

Entweder nahm ich meinen Weg auf einen der umliegenden Berge, deren Anblick mich schon längst zur Besteigung eingeladen, oder nahm Hammers Lehrbuch der Geschichte mit und begab mich hinaus auf ein stilles Plätzchen, das ich am Fuße des Hagen entdeckt hatte. Ich setzte mich unter einen der Bäume zur Seite des dahinrieselnden Baches und las in Hammers Geschichte, oder schaute dem Laufe des Baches nach, der mich lebhaft an mein eigenes Schicksal erinnerte, dem Laufe der Sonne, die sich immer näher und näher zur Rigi herabsenkte. Alles rief mir Gottes Nähe ins Gedächtnis und ins zerrissene Herz zurück, und der Gedanke an den Willen eines liebenden Vaters und eines Wiedersehens dort oben mochte oftmals mich getrösten. Dann rechnete ich aus, wie lange ich noch zu leben haben möchte, wie viel Schreckliches noch über mich kommen müsse, bis auch ich am Ziele sei. Ich dachte unser ganzes früheres Zusammenleben durch; ich erinnerte mich an alle die Freuden, die sie mir bereitet und all die Liebe, die sie mir so unverdient geschenkt hatte, und mit Schmerzen dachte ich daran, wie schlimm ich ihr das alles vergolten. Jetzt erst hatte ich erfahren, daß ich ihr das Liebste auf der Welt gewesen war. Da nahm ich denn meine Zuflucht zu Gott, zur lieben Muttergottes und betete mit Sonnenuntergang meinen Rosenkranz, opferte ihn auf für die Ruhe der lieben Seele, und es gewährte mir Trost, ihr wenigstens in dieser Weise meine Liebe beweisen zu können. So ging es fort einen halben Monat lang. Immer mehr ward ich innerlich, und auch äußerlich, so viel ich durfte, der Welt und den Menschen entfremdet, immer mehr nagte der peinliche Vorwurf und die nie zu befriedigende Sehnsucht an meinem Herzen, und unablässig das schreckliche Bild meiner leidenden und sterbenden Schwester vor meiner Seele. Auf einmal sollte dieser Zustand sich ändern.

Eines Nachmittags zog ich nach Gewohnheit wieder aus. Es war der 13. Oktober, gerade vierzehn Tage nach dem Tode meiner Schwester. Der Vater — ob es eine Ahnung war, oder ob ihn sonst meine Lebensweise schmerzen mochte — bat mich, nicht zu weit fortzugehen und auf drei Uhr wieder heimzukommen. Ich erwiderte, das Wetter sei schön, ich wisse weder, wohin ich gehe, noch wann ich heimkomme. Beides ist nur zu wahr geworden. Ich schlenderte fort und beschloß endlich, um beim Laufen alles Übrige zu vergessen, einen längst gehegten Plan auszuführen und die höchste Spitze des vor mir liegenden Urmiberges zu ersteigen. Ich ging längs des Lowerzersees hinab und begann darauf allmählig gegen den Berg hinaufzusteigen.

Wie ich die Landstraße verlassen hatte, und der Fußweg mich auf einen Hügel führte, blieb ich da lange stehen — es war ein Uhr nachmittags — und blickte mit schwerem Herzen über den, im Sonnenglanze wogenden und schimmernden See hinaus. Es mahnte mich zur Heimkehr; ich folgte nicht. Ein Mann kam denselben Weg herauf, der seine linke Hand mit einem weißen Tuche umwunden hatte. Wir sprachen einiges zusammen, und ich wünschte ihm zum Abschied eine gute Besserung. Er war der letzte Mensch, den ich für diesen Tag sehen sollte. Mutig schritt ich nun vorwärts den Berg hinan. Es war drei

Uhr. Inzwischen war ich an den höchsten Felsgrat, die letzte Felswand angelangt, die sich senkrecht vor mir auftürmte. Weg fand ich keinen, sie zu erklimmen und vergebens suchte ich wiederholt auf mehreren Seiten hinanzukommen. Das bröckelnde Felsgerölle zwang mich immer wieder zur Rückkehr. Endlich gab ich diesen Plan als unausführbar auf und wandte mich nach der westlichen Seite des Berges, wo er von Rigi-Scheideck durch einen tiefen Einschnitt sich trennt. Dort passierte ich die Höhe, erfreute mich eine Zeitlang am Anblick Gersaus, wo ich meine jetzt älteste Schwester Magdalena als Kindermädchen bedienstet wußte, und des prächtigen Sees, malte mir all die Freude und all das Leid aus, das wohl unter jenen Dächern wohnen mochte, die ich da erblickte. Es mochte so vier Uhr geworden sein. Ich ging aufs Geratewohl den Berg entlang, bis ich endlich zu einer frisch gebauten Hütte kam, aber niemand daselbst antraf. Nicht weit davon war ein Weg. Ich schloß aus seiner Richtung, daß er von Gersau heraufkommen müsse und wohl zu Häusern führen werde. Er lief quer über einen Ausläufer des Berges, und ich bestieg auch diese Spitze und erblickte von da aus noch unter mir andere ähnliche Ausläufer des Berges. Weit unter mir lag eine Sennhütte. Lange stand ich da und sang einige Lieder, deren ich mich nicht mehr entsinne. Ich sah, daß die Sonne sich bald zum Untergange neigte, nahm meine Uhr heraus, das erstemal auf dieser Fahrt, und sah, es war halb fünf Uhr. Da beschloß ich, auf dem kürzesten Wege noch vor Nacht nach Hause zu eilen. Ich suchte meinen alten Pfad wieder auf und schritt auf demselben rasch und wohlgemut voran. Er führte mich wieder aufwärts, beinahe staffelweise. Endlich gelangte ich auf eine Höhe, die drei bis vier Fuß breit sein mochte und mit gefällten Tannen bedeckt war. Jenseits ging es tief hinunter in eine Schlucht. Über mir standen Felsen. Der Weg schien über diesen Grat in eine Schlucht hinabzuführen. Daß er noch eine Strecke weiter aufwärts ging, sah ich noch. Hätte ich ihn verfolgt, so wäre ich zu Häusern gekommen und gefahrlos nach Hause gelangt. Gott wollte es anders. Meine Uhr zeigte fünf Uhr abends. Den Weg zurückgehen wollte ich nicht: denn hinunter nach Gersau und dann an demselben Abend noch heimzukommen, schien mir unmöglich; und nach Hause mußte ich um jeden Preis, den Eltern Angst zu ersparen. Jede Aussicht war mir benommen. Ich sah nichts mehr als Felsen rings um mich her und wußte gar nicht mehr, wo ich mich befand. Hinunter an den See auf dem kürzesten Wege, das war mein Gedanke. Binnen zwei Minuten, die ich stille stand, waren meine Reflexionen gemacht. Mit schwerem Herzen, aber entschlossen überschritt ich die Tannen, welche quer über der First lagen, und nun gings steil hinunter langsam über das lange Riedgras hin, an dem ich mich mit den Händen halten mußte. Stock und Hut hinderten mich; ich warf sie hinunter auf eine Stelle, wo ich selbst hinkommen wollte und nach langer Zeit auch hinkam. Am Ausgang dieser steilen Kluft hoffte ich, einen Weg zu finden. Statt dessen fand ich mich auf einer Felswand. Hinabklettern oder die Schlucht wieder hinauf, das war ein „Syllogismus cornutus", ein schlimmes Entweder-Oder, dem nicht mehr zu entrinnen war. Hinunter an den See und hinunter über die Felswand, das war mein Entschluß. Noch ein erschrecklich großer Raum lag zwischen mir und dem See, auf den von jetzt an all mein Trachten stand. Mein „Gedenke, o gütigste Jungfrau" ward da gebetet; ich empfahl meine Seele Gott und suchte nun Stellen zu finden, wo kleine, in den Felsritzen aufsprossende Tannensprößlinge oder Grasbüschel mir einen Haltepunkt gewährten. Wenn eins von diesen losließ, war der Sturz unvermeidlich. Meine Hände erlahmten, wurden zerkratzt und zerrissen. Hut und Stock lagen längst am Fuße der Felswand. Wiederholt zwang mich die Not, mich mit aller Gewalt von einem Haltepunkt zum andern zu schwingen. Hoffnung und Todesangst kämpften in mir. Immer und unaufhörlich stieg das „Gedenke" aus dem pochenden Herzen auf die bebenden Lippen. Sechs Uhr wars, und auch dieses Gefährlichste, wie ich

meinte, war überstanden. Jetzt konnte ich durch den angehenden Wald schräg über den Berg hinunter, binnen einer Stunde am See stehen. Mit einem Dankgebet drängte ich mich so schnell als möglich zwischen den Gebüschen und Bäumen durch, an allen Zweigen mich haltend. An den freien Stellen, denen ich zustrebte, ward gelaufen und von einem Stein auf den andern gesprungen. Endlich gelangte ich an einen Bach, der beinahe ausgetrocknet war. Weil ich sonst nichts mehr sehen konnte, so freute mich das; denn ich dachte: der führt dich sicher zum See hinunter. Ich folgte seinem Laufe rastlos, alles vergessend und ziemlich frohen Mutes. Mehrere Abhänge glitt ich, an Gras, an Gebüschen, an Felsspitzen Halt suchend, mit Blitzschnelle hinunter. Dann aber erinnere ich mich an nichts mehr. — — —

Wie der Sturz geschah, weiß ich nicht. Das erste, dessen ich mich entsinne, ist folgendes: ich hörte jemand wimmern. Nach langem Horchen, woher doch das Gewimmer komme, fand ich, daß es von mir selbst ausgehe. Bist denn d u es? — Gehören die Glieder, die so brennen, dieser zerschlagene Kopf d i r? — Rieselt über d e i n e Stirne das Blut herab? — U n m ö g l i c h! So etwas kann d i r nicht begegnen! — Wo bin ich denn? — Wo liege ich? — Wie bin ich daher gekommen? — Befühle dich? — Aber ich kann ja kein Glied rühren! — — Es ist nur ein Traum! — Allmählig entsann ich mich unbestimmt und nebelhaft der Vorgänge der vergangenen Stunden, schlug die Augen auf, sah den Mond zwischen den Wolken aufgehen, fühlte die rauhe Nachtluft, und jetzt ward mir meine ganze Lage zur schrecklichen Klarheit und Gewißheit. Allmählig kam ich wieder zum Gebrauche meiner Glieder. Als ich meine Hand ausstreckte, griff ich in eiskaltes Wasser, das ich erst jetzt vorbeirauschen hörte, und wie ich den Kopf emporzuheben vermochte, gewahrte ich, daß ich im Bette eines Baches liege.

Nach vielen fruchtlosen Anstrengungen gelang es mir, mich von meiner naß überlaufenden Lagerstätte zu erheben und die zwei Schritte entfernte Uferwand zu erreichen, wo ich halb angelehnt, halb liegend, mit dem Fuße gegen einen Stein gestemmt, etwas Ruhe suchte. Dies blieb mit geringer Abwechselung meine Lage bis zum Morgen. Vergebens hatte ich vorhin versucht, meinen Durst mit dem Wasser des Baches zu löschen. Meine linke Hand war geschwollen und blutete aus einer tiefen, klaffenden Wunde. Das linke Auge war ganz zerschlagen und verschwollen. Von der Stirne lief in einemfort Blut über mein Gesicht herab. Die Zähne waren ganz locker und Stücke davon füllten mir den Mund. Der ganze Leib war zerquetscht und zerschunden. So lag ich da. Mein Auge schweifte wirr umher an den Gebüschen, am Himmel, wo der Mond seine einsame Bahn wandelt, am gegenüberliegenden Berge, der mir halb bekannt vorkam, am See, von dem eine kleine Fläche zu mir herauf schimmerte.

Allmählich begann ich zu denken, meine Zukunft, mein Tod, meine Vergangenheit, meine Lieben zu Hause und anderwärts, — das alles erfüllte mein Inneres mit einem unnennbaren Schmerze. Die Rettungsgeschichten alle, die mir erzählt worden waren, durchzogen meine Phantasie, keine jedoch wollte auf mich passen. Ich versuchte es, um Hilfe zu rufen, aber ich vermochte es nicht. Zwischenhinein betete ich das „Memorare“ wieder. Ich erinnerte mich jetzt, daß ich meinen Rosenkranz heute noch nicht gebetet hatte und begann das Versäumte nachzuholen. Wie weit ich damit gekommen, weiß ich nicht mehr. Auf längere oder kürzere Zeit verlor ich dann auch das Bewußtsein wieder. Später rief mir der Anblick des Unterwaldnerberges den seligen Bruder Klaus ins Gedächtnis, ob ich ihm vielleicht für meine Rettung ein Gelübde machen sollte. Was aus diesem Gedanken geworden ist, weiß ich ebenfalls nicht mehr; denn bald fiel ich wieder in Bewußtlosigkeit. Dieser Zustand gewährte mir Ruhe für Leib und Seele. Die körperlichen Kräfte kehrten nach und nach zurück, und in der Seele gewann ein unbedingtes, frohes Gottvertrauen die Oberhand. Es mochte ein Uhr sein, da weckte mich ein ziemlich starker Regen aus der Bewußtlosigkeit, der dann ununterbrochen fort dauerte bis 6 Uhr morgens. Die

Kälte der Nachtluft war empfindlich geworden, dagegen kühlte der Regen die brennenden Glieder und, als ich den Mund öffnete, auch teilweise den Durst; nur mußte ich befürchten, die Nässe des Bodens werde mein Hinabsteigen, wenn es überhaupt möglich werden sollte, erschweren. Und da der Bach immer stärker zu rauschen anfing, so hätte er mich im Falle eines Platzregens ohne Wiederstand fortschwemmen können. Gebete, Pläne zum Abstieg, Gewimmer, halbe und ganze Bewußtlosigkeit wechselten jetzt miteinander ab bis morgens sechs Uhr. Ich versuchte meine Uhr hervorzunehmen und fand ihr Glas zu Staub zermalmt, und den Zeiger auf Eins oder Zwei weisend.

Jetzt fragte es sich, was zu tun sei. Blieb ich liegen, so verlor ich meine Kräfte immer mehr. Menschen konnten da keine in der Nähe sein, keine vorbeikommen. Also entweder verschmachten auf dieser Stelle, oder vorwärts! — Alle Kraft bot ich auf, das letztere zu versuchen. Mit unbeschreiblichen Mühen und Schmerzen gelang es mir endlich, mich zu erheben. Zuerst wusch ich das Blut von meinem linken Auge; denn ich sah beinahe nichts. Einige Minuten konnte ich es gebrauchen, bald aber war es wieder mit rinnendem Blute verklebt. Ich blickte noch zurück auf die Stelle, wo ich herabgefallen sein mochte, und sah dunkel einen hohen Wasserfall. Ich glaubte einige Schritte vor mir auch meinen Hut zu sehen, als ich aber hinkam, war es ein Stein. Hierauf nahm ich meine Richtung, von der göttlichen Vorsehung geleitet, nach links; denn wäre ich wieder rechts gegangen, wie Tags zuvor, so wäre ich unfehlbar in einen Abgrund gestürzt, wo man mich gar nicht mehr gefunden hätte. Zwischen Bäumen und Gebüschen kroch ich nun schräg über den Berg hinab, bis ich an einen Vorsprung gelangte, wo sich auf einmal der See und sein Ufergelände meinem halbblinden Auge zeigte. Was ich da für eine Freude hatte! Auf einen Augenblick vergaß ich alles, was geschehen war. Unter mir, etwa eine halbe Stunde weit, lag ein Haus, auf das ich nun lossteuerte. Das Dampfschiff kam auf dem See dahergefahren und bald darauf ein anderes Schiff. Jetzt mußte ich einige Zeit zwischen Felsen und hohem Grase hinabklettern, wobei ich nur die rechte Hand gebrauchen konnte, um mich festzuhalten. Stieß die Linke irgendwo an, so durchzuckte mich jedesmal ein Schmerz, der mir auf einige Augenblicke Kraft und Besinnung raubte. Jetzt erreichte ich einen Eichenwald und in ihm einen Weg, der mich auf eine Wiese führte und durch diese hinab gegen das Bauernhaus, das ich oben erblickt hatte. Der Weg war schlüpfrig. Mehrmals fiel ich zu Boden. Drei Minuten oberhalb des Bauernhauses war eine Scheune. Von dort sah ich in einiger Entfernung zwei Knaben, welche mich mit scheuen Blicken betrachteten, Ich winkte ihnen, heranzukommen und setzte mich auf die Schwelle des oberen Tores der Scheune nieder, um sie zu erwarten. Diese Burschen waren von ihrer Mutter auf Kundschaft ausgesendet worden; denn die Mutter hatte mich herkommen sehen, und weil ich ganz mit Blut überronnen und gebückt einherging, war ich ihnen wie ein großer schwarzer Kerl erschienen. Sie hielten mich für einen Schelmen, vor dem sie sich um so mehr fürchteten, weil ihnen Tags zuvor Milch gestohlen worden, und der Vater nicht zu Hause war. Auf den Bericht der Knaben beschloß die Mutter, sich und die Knaben mit Knütteln zu bewaffnen und mir entgegen zu gehen. Schließlich meinten sie des Schelmen auch ohne Waffen Meister zu werden und kamen darum ohne dieselben zum Stall herauf, wo ich saß. Als sie mich erblickten, da ward ihnen freilich anders zumute. Sie führten mich nun ins Haus und besorgten mich da so gut, wie es ihnen möglich war, wobei ich sie zu beruhigen und die Sache als nicht so bedeutend darzustellen suchte. Nach einer Ruhe von zwei Stunden packten sie mich um elf Uhr auf ihr Schiff, fuhren mit mir nach Brunnen hinüber, setzten mich dort in eine Kutsche, und diese brachte mich nach Schwyz. Als sie in die Nähe unseres Hauses kam, ahnten die Eltern, welche seit dem Abend des vorigen Tages wohl mehr gelitten hatten als ich, wer darin sei, eilten derselben entgegen, fragten den Kutscher, der sie vorbereiten wollte, ob ich

lebe oder tot sei. Als dieser sagte: „Er lebt," da meinte der Vater: „Wenn nur d a s ist, so ists schon wieder gut." Jetzt war's aus mit meiner Kraft. Ich lag eine Zeitlang bewußtlos auf meinem Bette, empfing die heiligen Sterbsakramente und als dies geschehen war, kehrte der bewußtlose Zustand zurück und dauerte mit Unterbrechung bis an den dritten Tag. —

(Fortsetzung folgt.)

Ein probates Mittel gegen das Fluchen.

Einen Gotteslästerer, der sich das Fluchen stark angewöhnt hatte, trug der Beichtvater auf, er solle für jede Verunehrung Gottes, die ihm entschlüpfe, ein Steinchen in die Tasche stecken, damit er bei der Beichte sich der Zahl erinnern und sehen könne, inwiefern er sich von Tag zu Tag bessere.

Als er des Nachts zu Hause anlangte, hatte er die Taschen voll von Steinchen. Seine Frau schimpfte ihn aus; denn sie mußte das Flicken der Taschen besorgen, und sie fragte ihn, warum er seine Taschen so mit Steinen belade. Ihr Mann erwiderte: „Ich weiß warum, du aber sollst schweigen". — „Ach! wehe mir!" sagte sie zu ihrer Nachbarin, „mein Mann wird verrückt, denn jeden Tag kommt er nach Hause, die Taschen voll Steine."

Nach und nach aber bemerkte sie, daß die Steinchen jeden Tag weniger wurden. „Es geht gut," sagte die Frau zu ihrer Nachbarin, „mein Mann erholt sich von seiner Manie: jeden Tag bringt er schon weniger Steine nach Hause." Tatsache war, daß ihr Mann sich derart besserte, daß dieselbe Frau bald sagen konnte, ihr Mann habe sich trotz seiner Verrücktheit in einen Heiligen umgewandelt; denn weder brachte er Steine heim, noch entfuhr seinem Munde ein böses Wort.

Du lachst lieber Leser! Die Geschichte hat aber ihre Lehre. Nämlich, daß es gut ist, sich selbst für seine Fehler, namentlich Gewohnheitsfehler, eine empfindliche Buße aufzuerlegen und auf diese Weise den Fehler allmählich zu überwinden. Man wird selbst über die rasche Wirkung dieses Mittels betreffs tief eingewurzelter Fehler erstaunt sein.

Ein edler Mensch.

Erzählung eines deutschen Soldaten.

Eine tröstende, erhebende Erinnerung habe ich aus dem Kriegsleben in Spanien mitgebracht; ich habe dort einen edlen Menschen im ganzen Sinne des Wortes kennen gelernt. Ich mußte mit einer Kompagnie ein Dorf besetzen, das einen wichtigen Punkt in der Vorpostenkette bildete. Als wir in den Ort einzogen, der augenscheinlich schon viel durch Krieg und Beutelust der Soldaten gelitten hatte, trat mir ein bejahrter Mann, eine hohe, stattliche Gestalt, in der Tracht der Benediktiner entgegen. Er bat mich um Schonung der noch zurückgebliebenen Einwohner.

„Es sind fast nur Greise, Frauen und Kinder", sagte er, „sie werden die Sicherheit der Truppen nicht beeinträchtigen, sie werden willig liefern, was in ihren Kräften steht. Schonen Sie auch der Kirche meines Klosters; es sind Jahrhunderte verflossen, seit frommer Sinn sie erbaute, seien Sie nicht mitleidloser als Stürme und Ungewitter, die oft an ihnen vorübersausten, ohne sie zu beschädigen!"

Es lag etwas in dem Wesen des Mannes, das mich ansprach; ich sagte ihm gerne Schutz zu, soweit meine Kräfte reichten. Ich hatte meine Leute vor Zügellosigkeit zu bewahren gewußt, und es blieben die armen Spanier vor jeder Mißhandlung geschützt. Mein Quartier erhielt ich in dem Kloster. Alle anderen Mönche waren geflohen; und jener Mann, der mir entgegengekommen, Pater Juan, war allein geblieben.

„Ich durfte meine Beichtkinder nicht verlassen", sagte er lächelnd, da ich ihn fragte, wie er es gewagt habe, zu bleiben bei der erbitterten Stimmung der Truppen, die sich namentlich gegen die Mönche aussprach, von denen man glaubte, sie reizten die Bevölkerung auf, sich den Eroberern mit den Waffen in der Hand zu widersetzen.

„Ich durfte die armen Frauen, die hilflosen Greise nicht verlassen", wiederholte er, „ich mußte ihr Ratgeber, ihr Freund, ihr Arzt sein, während meinen geistlichen Brüdern in dieser schlimmen Zeit noch schwerere Pflichten obliegen."

Und in der Tat, er war ihr Freund und Arzt. Von morgens früh bis abends spät sah ich ihn beschäftigt. Mit Sonnenaufgang ging er hinaus ins Feld und in den nahen Wald, Kräuter zu sammeln, die für Verwundete und Kranke heilsam waren; dann kam er ins Dorf zurück und ging von Haus zu Haus. Wer des Rates, der Hilfe, des Trostes bedurfte, wandte sich an den frommen Pater, und er hatte für alle gleiche Freundlichkeit, für jedes Anliegen gleiche Bereitwilligkeit.

Ich hatte in einigen Gefechten mit den bewaffneten Bauern drei Soldaten verloren. Pater Juan sorgte, daß sie zur Erde bestattet wurden. „Laßt uns für ihre Seele beten!" mahnte er die Soldaten, die ihren Kameraden den letzten Dienst erwiesen, und die Burschen, sonst die rohesten und leichtsinnigsten von der Welt, knieten alle nieder und sprachen das Gebet nach, das der fromme Pater Juan ihnen laut vorsagte.

Bei den Verwundeten war er unermüdlich; Nächte lang wachte er an ihren Betten, und mehr als einer meiner Soldaten verdankte seiner ärztlichen Kunst und seiner unermüdlichen Pflege Leben und Genesung. Ließ ihn die Sorge um die Kranken und Verwundeten in Ruhe, dann sammelte er die Kinder des Ortes um sich und belehrte sie; er sprach ihnen von Gott und Religion, von der Not des Landes, und wie sie den Himmel um Frieden bitten müßten. Mehr als einmal schlich ich herzu, wenn der alternde Mann so sprach und die dunklen Kinderaugen auf ihn gerichtet waren, und wahrlich ich habe aus dem, was Pater Juan die Kinder lehrte und ihnen erzählte, mehr geschöpft als aus gar vielen Büchern.

Er gewann mich bald lieb, er erkannte wohl, daß auch ich den Krieg beklagte und die heillose Eroberungssucht haßte, oft wandelte er mit mir lange in den Gängen des Klostergartens auf und ab, sprach mit mir von der Menschen Tun und Treiben, und von den Religionen und Völkern der Erde. Nie habe ich einen Mann sanfteren Gemütes, so heiteren Geistes gesehen; fest überzeugt von seinem Glauben, war er mild und schonend gegen andere Religionsbekenntnisse. Die Geschichte der alten wie der neuen Zeit hatte er wohl durchforscht, daran sein Herz erweitert, seinen Blick gestärkt. Vor allem aber liebte er die Naturkunde; von Jugend auf hatte er sich mit Arzneiwissenschaft beschäftiget und es hierin zu schönen Kenntnissen gebracht. Seine einzige Erholung, sein größter Genuß war die Pflege und Wartung der Blumen; er hatte in dem Klostergarten einen schönen Rosenflor, und meine Soldaten, die alle den Pater liebgewonnen hatten, pflegten und hüteten ihm die Rosen ebenfalls wie einen heiligen Schatz.

Nach mehreren Wochen erhielt ich Befehl, das Dorf zu verlassen und mich meinem Regimente wieder anzuschließen. Tränen standen mir in den Augen, als ich von dem würdigen Geistlichen Abschied nahm. Er verstand mich wohl, als ich ihm die Hand drückte, und nie hat mich ein Lob stolzer gemacht, als da er mir sagte:

„Ich habe einen Ehrenmann in Ihnen kennen gelernt, einen solchen Mann, dem die Ehre vor Gott das Höchste gilt!"

Dann gab er mir eine seiner schönsten Rosen; auch von meinen Soldaten nahm er freundlich Abschied, und wie wir um die Ecke des Waldes bogen, hörten wir noch seine kräftige Stimme: „Lebt wohl, ihr braven Deutschen!"

Ein halbes Jahr war vergangen, da brachte mich und meine kleine Schar das wechselnde Kriegsgeschick wieder in jenes Dorf. Jetzt lag eine starke Truppenabteilung dort, mit einem französischen General an ihrer Spitze. Ich eilte in das Kloster, um meinem Freunde, dem Pater Juan, herzlich die Hand zu drücken.

Wie furchtbar war ich überrascht, als ich hörte, er sei eben gefangen genommen, in Fesseln gelegt worden und sollte mit Anfang des nächsten Tages erschossen werden.

Ein französischer Trommler, der sich mit An-

Kommunionen die Aufmerksamkeit der Kirchenbesucher auf sich. Oft fragte man die Mutter, woher bei dem noch so zarten Kinde dieses hohe Verständnis für das Frömmigkeitsideal komme. Ein Jesuitenpater zu Budapest gratulierte der Mutter zu dem engelfrommen Töchterchen. „Sie haben da den Himmel auf Erden," meinte er.

Natürlich gab es auch manche Weltleute, die kein Verständnis hatten für die wahre Wonne einer unschuldigen Kinderseele, und deshalb Mutter und Tochter wegen der häufigen Kommunionen mit Vorwürfen überhäuften. Doch das Kind ließ sich dadurch nicht irre machen, und heute schöpft die trauernde Mutter ihren größten Trost daraus, daß auch sie das Gerede der Menschen nicht achtete, sondern vielmehr die Worte des göttlichen Heilandes beherzigte: „Lasset die Kleinen zu mir kommen, und wehret es ihnen nicht; denn ihrer ist das Himmelreich."

3. Eucharistische Tugendfrüchte im Kindesherzen.

Die heilige Kommunion ist das Sakrament der Einheit mit Christus durch die Liebe Gottes und deshalb auch das Sakrament der innigsten Vereinigung mit dem geheimnisvollen Leibe Christi, mit den Gläubigen der Kirche durch wahre übernatürliche Nächstenliebe.

Wie sehr die Gottesliebe durch die häufige Kommunion in diesem Gnadenkinde gestärkt wurde, werden wir noch aus dem Verlauf ihrer Todeskrankheit ermessen können. Hätte Karolina durch die mindestens wöchentliche Kommunion auch nichts anderes erreicht, als daß sie ihre Taufunschuld bewahrt hat, so wäre sie schon deshalb allein überaus glücklich zu preisen.

Aber auch die Nächstenliebe blühte herrlich empor in dieser eucharistischen Kindesseele. So oft sie in ihrer Wäsche und Kleidergarderobe Ordnung machte, fand sie immer etwas zum Verschenken an arme Kinder. „Schau, Mama," sprach sie, „gib auch dies oder jenes; ich trage es einmal oder zweimal, und dann ist es mir zu klein, weil ich doch wachse. Und einem armen Kinde machst du Freude damit." In die Schule nahm sie öfters Geld mit: und wenn die Mutter sie fragte, wozu dies, so antwortete sie: „Es sind auch arme Kinder in der Klasse, die sich das Nötige nicht kaufen können. Ich gebe ihnen dann manchmal das Geld dazu." Eine ihrer größten Freuden war es, besonders am Sonntag nach der Messe, die von der Mutter ihr überwiesenen Almosen an die Armen auszuteilen. Wenn die Kinder vornehmer Eltern die armen Kinder manchmal zurücksetzten, so war dies ein besonderer Grund für sie, sich dieser anzunehmen; und sie erzählte dann auch zu Hause, wie sie für die Armen eingetreten sei.

Wie übernatürlich diese ihre Nächstenliebe war, zeigt unter anderem auch folgender Vorfall kurz vor ihrer letzten Krankheit. In der Nachbarschaft lebte ein armer, kranker und arbeitsunfähiger Schneider, der öfters auch von der Mutter Karolinens mit Geld und Lebensmitteln unterstützt wurde. Einst bat die Mutter den Vater noch um einen Extrabeitrag für den Armen. Der Vater aber meinte, wenn die Frau ohnehin schon viele Almosen gebe, so brauche ich es nicht zu tun, da ja alles aus einer Tasche komme.

Die Frau redete ihm zu, aber ohne Erfolg. Da sprach die Tochter: „Papa, der Heiland sagt: Was du dem geringsten meiner Brüder tust, das hast du mir getan." Da der liebe Papa von seinem Standpunkte nicht abgehen wollte, führten auch diese Worte nicht zum Ziele. Nun füllten sich die Augen der Kleinen mit Tränen. Bald darauf stand sie vom Tisch auf und brachte der Mutter ihr Taschengeld, zwei Kronen. Diese wollte es nicht annehmen. Doch die Kleine beschwor die Mutter bei ihrer Liebe zu ihr, das Geld dem Armen zu geben. — An demselben Tage brachte man ihr neugesohlte Schuhe, die ihr jedoch bereits zu klein waren. „Das ist gescheit," sagte sie lachend, „jetzt bekommt ein armes Kind ganze Schuhe; was braucht ein Armer nur alte zerrissene Sachen?" Ihrem etwas älteren Bruder erteilte sie heilsame Ermahnungen, doch ja den Eltern Freude zu machen.

Eine ihrer Herzenssorgen war es, den lieben Vater für den Empfang der Sakramente wiederzugewinnen. Sie erzählte ihm öfters von ihrem

Glücke bei der heiligen Kommunion, und wie er selbst auch so leicht diesen großen Trost erlangen könne. Auch benützte sie jede Gelegenheit, ihm in ihrer kindlichen Offenheit die religiösen Wahrheiten wieder ins Gedächtnis zu rufen. Die Mutter erzählt, sie habe sich köstlich unterhalten, wenn Karolina mit dem Papa religiöse Gespräche führte und wenn ihre kindliche Weisheit dabei niemals in Verlegenheit geriet. Da sie zugleich viel für Papa betete, sollten ihre Bemühungen gerade in ihrem Todeskampfe mit einem schönen Erfolg gekrönt werden.

4. „O wie gern möchte ich sterben!"

Im Winter 1913—1914 herrschte in Sarajewo besonders unter der schulpflichtigen Jugend die Scharlachkrankheit. Sehr viele Kinder fielen der ansteckenden Krankheit zum Opfer. Auch Karolina sollte nicht verschont bleiben. Da zeigte es sich aber so recht klar, bis zu welcher Vollendung die Tugend des kaum zwölfjährigen Kindes durch den so häufigen Empfang der heiligen Kommunion bereits gediehen war.

Schon um Weihnachten herum fühlte sich Karolina etwas unwohl. Sie klagte bald darauf über wilde Nachtträume. Doch ging sie noch regelmäßig an Sonntagen zur heiligen Messe und Kommunion. Am 25. Januar, einem Sonntag, hing ihr Blick nach der heiligen Kommunion beständig am Tabernakel, und sie betete so andächtig, daß ihr Benehmen diesesmal der Mutter auffiel. Auf dem Heimwege fragte sie die Tochter, warum sie heute so besonders andächtig gebetet hätte. „Du weißt ja, Mama, daß ich für dich und Papa bete," sagte sie, „und so schön wie heute war es noch nie in der Kirche." Die Mutter staunte über diese Worte, denn in der Kirche war an diesem Sonntag alles wie gewöhnlich, ohne besondere Feierlichkeit. Für Karolina aber war es die letzte öffentliche Kommunion in der Kirche.

Schon zwei Tage später konstatierte Professor Dr. Mikucki bei ihr einen sehr schweren Scharlachfall. Sie wurde in eine besondere Abteilung des Landesspitals befördert. Die Mutter ließ sich selbst mit der schwerkranken Tochter einschließen, um dem Kinde in aufopferndster Weise jede mögliche Pflege angedeihen zu lassen. „Arme Mama," seufzte das todkranke Kind, „so viel Arbeit mache ich dir." Schreiber dieser Zeilen wurde gerufen, ihr die heiligen Sterbsakramente zu spenden. Er fand das Kind, wie es in der größten Fieberhitze freundlich lächelte und ausrief: „O wie gerne möchte ich sterben!" — „Wie," entgegnete die anwesende Mutter, „möchtest du der Mama einen so großen Schmerz bereiten?" — Da schaute das Kind den Priester und die Mutter an und sagte ruhig: „Wie Gott will!" — Noch drei Wochen sollte sie beständig leiden, auch an den Folgen einer Drüsenoperation, zu der man sich genötigt sah. Eine Zeitlang schien es, die kräftige Konstitution des Kindes werde unter der sehr geschickten und umsichtigen Behandlung der Frau Dr. Kolar der Krankheit Widerstand zu leisten. Doch nach einer vorübergehenden Besserung trat ein Lungenleiden dazu, und Karolina erlag der Krankheit.

Zweimal besuchte ich das todkranke Kind; auch der Spitalgeistliche brachte ihr mehrmals auf ihren Wunsch die heilige Kommunion aufs Todesbett. Noch nie sah ich ein Kind mit solcher Freude dem Tod ins Angesicht schauen.

Wenn die Mutter sie fragte, ob sie große Schmerzen habe, dann tröstete Karolina die Mutter und sagte: „Schau, Mama," sprach sie, „andere Menschen müssen noch mehr leiden als du. Du sollst nicht weinen. Der liebe Gott wird dir alles im Himmel vergelten. Das weißt du, und doch verzagst du? Fange von vorne an, und du wirst sehen, alles wird gut gehen."

Sie ließ alles mit sich geschehen und war für jede Dienstleistung dankbar. Zu einer sie besuchenden Dame sprach sie: „Ich weiß, daß ich sterben muß, aber ich fürchte mich nicht." Denselben Wunsch: „O wenn ich nur sterben könnte!" wiederholte sie der Frau Doktor gegenüber.

Am Vorabende des Todes verlangte sie noch einmal die letzte Ölung und die heilige Kommunion. Zum Spitalgeistlichen sagte sie, sie werde

für Papa und Mama und auch für ihn vor Gottes Thron beten. Auch den Vater, der sie besuchte, lächelte sie stets freundlich an und winkte ihm beim Abschied mit der Hand.

Gegen Abend — es war am Donnerstag — sagte sie zur Mutter: „Mama, bete mit mir den schmerzhaften Rosenkranz." Nachher küßte sie das Bild der Mutter Gottes und nahm rührenden Abschied von Mama, indem sie dieselbe umarmte und das Zeichen des heiligen Kreuzes ihr auf die Stirne machte.

In der Nacht wurde ihr etwas besser, doch hatte sie schwere Fieberträume. Plötzlich nach 3½ Uhr früh wurde sie blaß, legte das Köpfchen auf die Seite und atmete tiefer. Die Mutter betete laut die Sterbegebete; Karolina schlug die Augen noch einmal auf, schaute die Mutter an und gab ihre reine Seele dem Schöpfer zurück. Es war am 13. Februar 1914. „Herr, dein Wille geschehe!" sprach die Mutter, deren Herzeleid der selige Tod des Kindes verklärte.

5. Eucharistischer Triumph im Tode.

Öfters hatte Karolina früher gesprochen, wie sie zu jedem Opfer bereit wäre, um von Gott die Gnade zu erlangen, daß der liebe Papa wieder zu den Sakramenten gehe. Tatsächlich ließ nun der Vater am Vorabend des Todes seiner Tochter sich bewegen, mit der Mutter einen Besuch in der Seminarkirche zu machen. Nachdem er seine Gemahlin ins Spital zurückbegleitet hatte, versprach er ihr, noch an demselben Abend zur heiligen Beicht und am nächsten Morgen zur heiligen Kommunion zu gehen. Wirklich hielt er sein Versprechen. Noch am Vorabend suchte er selbst den Priester auf und verrichtete seine heilige Beicht. Am nächsten Morgen brachte er dem Beichtvater traurig, aber doch gefaßt und gottergeben die Nachricht vom Tode seiner Tochter; und beide, Vater und Mutter, empfingen die heilige Kommunion. Der Vater besucht seitdem wieder regelmäßig den katholischen Gottesdienst. Karolinens Opfer ist im Himmel angenommen worden. Ihr Herzenswunsch ging an ihrem Todestage in Erfüllung.

Von P. Bock S. J. Sarajewo.

Ein Feldbrief.

Zur Abwechselung, und damit unsere lieben Lesern die tapferen deutschen Soldaten nicht allein als unbesiegbare Kriegshelden, sondern auch als barmherzige Samaritaner, deren Herz in Mitleid für die hilflosen Angehörigen einer feindlichen Nation schlägt, kennen lernen, entnehmen wir dem Mainzer „Katholischen Volksblatt" folgenden schönen Soldatenbrief:

S . . . ., 2. November 1914.

Lieber Vetter!

Den französischen Soldaten, namentlich den Schwarzen aus Afrika, werden die deutschen Soldaten als wahre Scheusale in Menschengestalt geschildert. Auch die französischen und englischen Zeitungen bringen eine Schilderung schrecklicher als die anderen. Da ist es vielleicht am Platze, daß ich Dir so einige Züge von der

deutschen „Barbarei"

in Frankreich wiedergebe. Wo wir hinkommen und wo die Franzosen vorher waren, ist, wenn ihr Abmarsch nicht in Eile geschah, alles ausgeplündert und zerstört, so daß die armen Bewohner, die dort zurückbleiben mußten, den blassen Hunger leiden. Was tun nun da die deutschen „Barbaren"? Sie teilen redlich das wenige Essen mit den französischen Hungerleidern. Das geschieht nicht nur vom einzelnen Mann aus Gutmütigkeit, sondern, wenn die Masse der Hungernden größer ist, sogar offiziell. Reizend war das Bild zum Beispiel, wie ein Wehrmann ein französisches Mädchen von 6 Jahren auf dem Schoße hatte und mit ihm gemeinsam aus dem Kochgeschirr aß. Wenn ich von meiner Schokolade den Kindern gab, küßten sie mir fast die Hände. Namentlich für Bonbons, die die deutschen Frauen bisweilen merkwürdigerweise uns schicken, sind die Kleinen sehr dankbar. So habe ich gesehen, daß zwischen einem deutschen Offizier und einem Kinde von 4 Jahren, dessen Vater als französischer Offizier im Felde war, eine

solche Freundschaft bestand, daß er genau wie Mutter, Großvater und Großmutter, am Abend einen „Gutenachtkuß" bekam.

In X. war ein Feldlazarett. Die meisten Bewohner waren geflohen; nur eine alte Frau mit ihrer schwindsüchtigen Tochter war zurückgeblieben. Die deutschen „Barbaren"-Ärzte übernahmen sofort die Verpflegung und Behandlung beider; sobald der eine wegging, überwies er seine Schützlinge dem andern.

Die „Barbaren" halten Einzug in ein Kloster. Sie benehmen sich dabei aber so manierlich, daß die Geistlichen herbeikommen und, da sie lange nichts Ordentliches gegessen hatten, am Mahle teilnehmen durften. Aber der Wein fehlt; der wird aus dem verborgenen Gelasse eines Kellers geholt — und bald sind Deutsche und Franzosen eifrig im Gespräche, das ein guter Trunk würzt. Sie sind zwar wegen der Ursachen des Krieges ganz verschiedener Meinung, vertragen sich aber sonst ganz gut. Der neue Pfarrer zeigte einen Hundertmarkschein, den ihm ein deutscher Offizier für die Armen des Dorfes hinterlassen hatte; und eine Sammlung unter den Anwesenden ergab 30 Mark für die Schwestern des Hauses.

Besonders erpicht ist die französische Damenwelt der Dörfer, die in nichts weniger als eleganter Toilette einherschreitet und in punkto Reinlichkeit sehr zu wünschen übrig läßt, auf Kaffee. Sie machen sich sehr gern an die mit der schwarzen Brühe gefüllten Kochgeschirre unserer Soldaten heran. Als eine unlängst genug Kaffee getrunken hatte, verlangte sie auch eine Prise — die deutschen Frauen brauchen also nicht eifersüchtig zu werden —, die ihr denn auch der Feldwebel nach langem Suchen, natürlich unter dem Hallo der Mannschaft, brachte.

Die Bewohner, namentlich die Kinder, lernen von unseren Leuten Deutsch und diese von den Franzosen Französisch. Eine allerliebste Kleine von zehn Jahren begrüßte eines Tages die Herren mit dem Gruße: „Guten Tak, mein Err!" und beim Abschiede rief sie: "Auf Wiedersehn!"

Am Allerseelentag nahmen Franzosen und Deutsche gemeinsam am Gottesdienste teil und die Deutschen übersetzten nachher, den Frauen namentlich, die Predigt. Umgekehrt sangen bei einem Gottesdienste die Deutschen den lateinischen Text des Gloria, Credo usw. mit den paar Frauen, die beim französischen Pfarrer im Gottesdienste waren, wacker mit; und an der Kommunionbank reichte die französische Dame dem deutschen Offizier das Kommuniontuch.

Daß die Franzosen uns „Barbaren" richtig erkannt haben, zeigt die Tatsache, daß eine alte Frau ihr Geld am sichersten in der Kommode aufgehoben hielt, die deutschen Ärzten als Waschtisch diente.

Zuweilen bitten französische Damen deutsche Offiziere um Auskunft über ihre Männer und nach dem Stande des Krieges. Wenn sie dann hören, wie die Aktien stehen, sind sie natürlich geknickt.

Abends sitzen friedlich alt und jung bei unseren Soldaten. Bei solcher Gelegenheit stand das halbe Dorf, weil ich französisch sprach, um mich und wir verbrachen sogar Witze mit einander.

Sogar auf Tiere, wie z. B. Katzen und Hunde, erstreckt sich die deutsche „Barbarei"; überall werden solche vierbeinige Hausgenossen gefüttert; so mancher französische Köter folgt zutraulich unseren Soldaten. Neulich beobachtete ich einen baumlangen Artilleristen, wie er sorgfältig etwas auf den Armen trug und beständig darauf einsprach. Neugierig ging ich auf ihn zu und meinte, er habe ein kleines Kind gefunden. Bewahre — ein Hund war es, der überfahren worden, und den er sorgsam pflegte.

Auch mit den gefangenen französischen Soldaten herrscht bald eine gewisse Freundschaft. Eine ganz merkwürdige Mischung ist der deutsche Soldat — im Kampfe hart wie Stahl, fest wie eine Mauer, und nachher voll Gemüt wie ein Kind. Nun, ich denke, wir lassen ihn so!

Herzlich grüßt Dich und alle Freunde

Dein Vetter Fritz.

Martin Marty, O. S. B.,

Erster Abt von St. Meinrad, erster Apostolischer Vikar des Territoriums Dakota, Bischof von Sioux Falls und St. Cloud, Apostel der Sioux-Indianer.

Ein Lebensbild, entworfen von einem seiner dankbaren geistlichen Söhne, O. S. B.

3)

Soweit der Bericht von des Bischofs eigener Hand. — Wie hatte man unterdessen im Elternhause die bangen Stunden zugebracht?

Als Alois am 13. Oktober abends nicht heimkehrte, und alles Harren und Suchen erfolglos war, nahmen die tiefbekümmerten Eltern abermals ihre Zuflucht zu Maria, der Trösterin der Betrübten und Hilfe der Christen. Sie machten das Gelübde einer alljährlichen Wallfahrt zu ihrem Gnadenbilde auf Maria-Sonnenberg und fanden, wie wir gesehen haben, wiederum Hilfe in der Not. Ein zweites Ex-voto-Täfelchen in der genannten Kapelle stellt in einem kleinen, schlichten Ölgemälde unsern Alois blutend und hilflos am Fuße des Felsens liegend dar. Über dem Felsen leuchtet das Gnadenbild Mariens und im Vordergrunde knieen betend Vater und Mutter mit ihren drei Söhnen und drei Töchtern. Darunter stehen die Worte, die wohl von dem Geretteten selbst herrühren: „Durch deine allvermögende Fürbitte, o seligste Jungfrau Maria, bin ich von lebensgefährlichen Wunden und Quetschungen, die ich durch einen schrecklichen Fall über Felsen erhalten habe, auf mein Gelübde auf Maria-Sonnenberg, den 13. und 14. Oktober 1853 gerettet worden und wieder genesen. Ex voto 1853."

Als der Arzt den Verunglückten untersuchte, fand sich an der Stirne bis zur Nasenwurzel ein tiefer Riß, der noch mit Steinchen und Sand angefüllt war. An der linken Hand war der Goldfinger gebrochen, und das Ende des gebrochenen Knochens war zwischen die Knochen der Mittelhand hineingetrieben. Die Stirnwunde hinterließ eine bleibende Narbe. So hatte Gott diesen Jüngling bereits mit drei Siegeln bezeichnet: an der Stirne, mit der er so viel Edles denken und ersinnen, an den Lippen, mit denen er soviel Gutes und Heilsames reden, am Fuße, der ihn zu so manch großem Werke tragen sollte zum Heile der Seelen.

Die Augen hatten keinen weiteren Schaden gelitten, und ebensowenig wurde ein anderer Knochenbruch, noch irgendwelche innere Verletzung festgestellt, obschon die Felswand, von der er abgestürzt war, 20 Meter oder 65 Fuß hoch ist. Der Vater suchte später mit dem Bauern, dessen Familie dem Verunglückten die erste Hilfe angedeihen ließ, die Unglücksstelle auf. Dieselbe ist sehr schwer zugänglich: nur von einer Seite kann man sie mit großer Mühe erreichen. Sie fanden daselbst noch den Hut und den Stock des Geretteten. Nach Versicherung des Bauern hätte man den Verunglückten an dieser Stelle weder jemals gesucht, noch gefunden.

Bis in die sechziger Jahre hinein, als P. Martin bereits in Amerika wirkte, unternahm der fromme Vater mit all den Seinen, die reisefähig waren, alljährlich die Wallfahrt nach Maria-Sonnenberg. An einem Sonntag nach dem Mittagessen, das etwas reichlicher war als sonst, wurde aufgebrochen und eine Wegstunde weit nach Brunnen gewandert. Der Vater trug in einem alten Soldatentornister Maisküchlein, welche die Mutter für diese Gelegenheit ganz besonders wohlschmeckend gebacken hatte, nebst einigen Früchten und anderen einfachen Nahrungsmitteln als Zehrung auf die Reise mit. In Brunnen nahm ein Fährmann, ein altbewährter Freund der Familie, die kleine Karawane in Empfang und beförderte sie in seiner Fähre über den See hinüber an die Treib. Niemals unterließ es der Vater bei dieser Heiligtumsfahrt, seine Lieben auf den nahen Urmiberg hinzuweisen, wo weit droben eine hohe weiße Felswand jäh und trotzig sich erhebt aus einer wilden Schlucht, in welcher der älteste Bruder einst so schreckliche Stunden verlebte. Nie unterließ er es, aufs neue zu erzählen von der bangen Not jener Tage, und dabei nachdrücklich hinzuweisen auf die mächtige Hilfe Mariens und aufzufordern zum unbegrenzten Vertrauen zu ihr.

BELONGS TO
BROTHER'S
READING ROOM

Nach kurzer wohliger Seefahrt begann dann an der Treib der etwas mühsame Aufstieg nach Seelisberg. Hatte man diesen Ort hinter sich und stieg man nun dem noch weiter oben gelegenen Sonnenberg zu, so wurde in kühlem Waldesschatten gerastet. Der Vater schnallte seinen Tornister ab, der dann einer fast militärisch gründlichen Visitation unterzogen und erleichtert wurde. Dann gings mit frischer Kraft weiter bis zur lieben heimeligen Waldkapelle, die auf hohem Felsen über dem Waldstättersee sich erhebt. Hier wurde ein Psalter gebetet. Nach einem kurzen Ausblick hinab auf den herrlichen See und hinüber auf das heimatliche Schwyz zog man dann wieder talwärts, wo im alten Treibwirtshaus der lechzende Gaumen mit neuem, süßem Birnenmost erquickt wurde für die Rückfahrt über den See und den Marsch heimwärts im dämmernden Abendscheine, zur wohlverdienten Ruhe.

III.

Der Ordensmann.

So heftig und anhaltend anfänglich das Wundfieber den Kranken schüttelte und peinigte, so ging doch die Genesung ziemlich rasch vonstatten. Noch vielfach mit Pflastern verklebt und in Binden gewickelt, konnte der Genesende bald mit Klavierspiel und Lesen die trägen Stunden kürzen und noch vor Anbruch des Winters konnte er die Reise nach Einsiedeln unternehmen, wo man sich wiederholt mit großem Interesse nach seinem Befinden erkundigt hatte.

Während der Zeit der Rekonvaleszens nämlich hatte Alois den Eltern gegenüber den Wunsch geäußert, in den Orden des heiligen Benedikt Aufnahme zu finden. Seinen Beruf zum Priesterstande hatte er bereits viel früher erkannt und kundgegeben. Man glaubte anfangs, sein Entschluß, ins Kloster zu gehen, beruhe vielleicht auf einem Gelübde, das er bei Anlaß seines Unglücksfalles gemacht habe. Er stellte dies jedoch entschieden in Abrede; dieser Entschluß stamme aus viel früherer Zeit, aus ganz gesunden Tagen; er habe ihn wohl überlegt. Die Eltern, besonders die Mutter, suchten ihn zu überreden, er möge doch lieber Weltpriester werden. Allein er erwiderte ihnen: „Wenn ich dem Zuge meines Herzens folgen soll, muß ich Benediktiner werden, wenn ihr aber haben wollt, daß ich eurem Wunsche folge, so will ich es tun."

Daraufhin erhoben die guten Eltern keinen Einwand mehr und ließen ihn gewähren; die Mutter mit schwerem Herzen; denn sie sagte später, es sei ihr wie eine Ahnung gewesen, sie müsse ihn für dieses Leben verlieren, man werde ihn nach Amerika senden. Diese Vermutung lag nahe, da gerade im Jahre vorher zwei Patres von Einsiedeln dorthin verreist waren, um eine neue Benediktinerniederlassung zu gründen.

Als Alois in Einsiedeln um Aufnahme in das Kloster bat, wurden hier etwelche Bedenken erhoben, weil der verletzte Finger der linken Hand kürzer geworden war und an Gelenkigkeit eingebüßt hatte. Bekümmerten Herzens kam daher Alois eines Tages auf dem kürzesten Wege von Einsiedeln über den Hakenberg nach Hause und klagte den Eltern seine Not. Der erfahrene Arzt, Dr. Schindler, wußte guten Rat mit einem Naturheilmittel; denn damals griff man noch nicht allsogleich zum Messer. Alois sollte, wenn möglich täglich, die betreffende Hand in die frische Stichwunde eines geschlachteten Tieres halten und sie so in dem fließenden, heißen Blute baden, darauf den verkürzten Finger so stark ziehen oder ziehen lassen, bis er knacke. Alois überwand mit gewohnter Selbstbeherrschung seinen Widerwillen, und unterzog sich der Kur in einer benachbarten stark gehenden Metzgerei, so oft sich Gelegenheit dazu bot. Nach einiger Zeit erhielt der Finger bleibend seine natürliche Länge und Beweglichkeit wieder. Der liebe Gott hatte auch da wieder geholfen.

Jetzt stand seiner Aufnahme in den Klosterverband nichts mehr im Wege, und so wurde ihm sein Herzenswunsch, als Benediktiner Gott zu dienen und sein Heil zu wirken, gewährt. Am 9. Mai 1854 erhielt er das heilige Ordenskleid

und am 20. Mai des folgenden Jahres, da in der Klosterkirche von Maria Einsiedeln der, einige Monate vorher definierte Glaubenssatz der Unbefleckten Empfängnis feierlich verkündet wurde, legte er die feierlichen Gelübde ab und erhielt den Namen des schon von dem heiligsten Vater Benediktus so hoch verehrten heiligen Martinus. Weil er das für die Priesterweihe vorgeschriebene Alter noch nicht hatte, fand er von da an zeitweilig als Professor an der Klosterschule Verwendung. Am 14. September 1859 wurde er zum Priester geweiht und feierte am Rosenkranzfeste sein erstes heiliges Meßopfer.

Den ersten Wirkungskreis fand der junge Benediktiner in der Stiftschule zu Einsiedeln. Nachdem er zuerst in den unteren Gymnasialklassen gelehrt, rückte er bald in die oberen Klassen der sogenannten Humanität (classical course) und Rhetorik vor. Über seine Befähigung, Tätigkeit und seine Erfolge als Lehrer stellt ihm der hochwürdige P. Dr. Albert Kuhn von Einsiedeln, das folgende Zeugnis aus: „Seine außergewöhnliche Begabung befähigte ihn in hervorragender Weise zum Lehrer; zum Professor ein umfassendes Wissen, eine reiche Phantasie, stilistische und formelle Gewandheit und die glücklichste Mitteilungsgabe.

P. Martin war nicht bloß Lehrer, sein höchstes Ziel war nicht bloß ein bestimmte Summe von Kenntnissen einzutrichtern, er wollte vor allem Erzieher sein, aus den engen Wänden der Schulstube schaute er immer hinaus in das Leben und in die Zukunft der Schüler. Er war auch nicht bloß ein fragender Lehrer, nicht sklavisch gebunden an ein Handbuch, sein Unterricht war frei und lebendig. Wie er selbst einen weiten Horizont hatte, so erweiterte er auch den Gesichtskreis des Schülers weit über die engen Schranken schulmeisterlichen Ausfragens hinaus."

Man hätte nun glauben sollen, P. Martin habe in seinem Wirkungskreis als Lehrer und Erzieher, in dem er sich so glänzend bewährte, seine volle Zufriedenheit, sein volles Genügen gefunden. Dem war aber nicht so. Gott hatte ihn zu höheren Dingen berufen, hatte ihn für einen viel größeren Wirkungskreis bestimmt, und dieser sein göttlicher Beruf ließ nicht zu, daß die Tätigkeit in der Schulstube ihn hätte vollkommen befriedigen können. P. Albert Kuhn berichtet uns hierüber: „Obwohl P. Martin für das Lehrfach wie geschaffen und vorherbestimmt schien, so fühlte er sich in der Schulstube doch nicht heimisch; sie war ihm zu eng. Die seelsorgliche Tätigkeit übte mehr Anziehungskraft auf sein Herz aus; schon als Professor widmete er ihr soviel Zeit, als er nur immer der Schule abgewinnen konnte. Das Predigtamt übte er mit besonderer Vorliebe. Als Student war er oft auf dem Schultheater aufgetreten, und zwar mit Glück. Ein freies, natürliches, edles Spiel erwarb ihm den Beifall der Zuschauer in heiteren und ernsten Stücken, in der Posse, wie im pathetischen Trauerspiel, im Singspiel, wie in Solovorträgen. Aber vom ganzen theatralischen Apparat nahm er nichts mit auf die Kanzel. Was er sprach und wie er sprach war von größter Einfachheit und von wenig körperlicher Aktion begleitet. Er stimmte am liebsten den Gesprächston, den Ton einer freundlichen Unterredung mit dem Zuhörer an. Das gefiel mehr und drang meistens tiefer zu Herzen, als feine, schillernd aufgebauschte Rhetorik."

Es sollte auch nicht lange anstehen, bis unserm P. Martin von der göttlichen Vorsehung ein Feld angewiesen wurde, auf dem sich sein Seeleneifer nach allen Seiten ins Ungemessene betätigen und ausbreiten konnte. Um dieses gebührend darzustellen, müssen wir um einige Jahre in unserer Geschichte zurückgehen und unsern Blick hinüber schweifen lassen über das Weltmeer zum großen westlichen Kontinent.

Das beste Geschenk, das ein würdiger Mann noch nach seinem Tode der Welt mitteilt, ist, wenn er einen Freund findet, der sein Leben aufzeichnet, harmonisch mit seiner Denkart und seinen Taten. Herder, „Über Thomas Abbts Schriften."

Mit einem Herren steht es gut,
Der, was er befohlen, selber tut.

„Jesus, Jesus, komm' zu mir!"

Nach den verbürgten Tatsachen erzählt von einer Krankenschwester.

Es war Weihnachten. An diesem Feste herrschte sonst im Schlosse zu H. . . . ein reges, heiteres Leben. Der Jubel der frohen Kleinen mischte sich in die Dankesworte der glücklichen Großen, welche alljährlich an diesem Tage von dem wohltätigen Besitzer des Schlosses und seiner edlen Gemahlin reich beschenkt wurden.

Heute aber ist alles still in den weiten Räumen des Schlosses; denn die Bewohner desselben sind gar ernst und traurig gestimmt. Warum wohl?

Ein schlimmer, ungern gesehener Gast hat sich daselbst einquartiert; eine böse Krankheit hat die lieben Kinder des Hauses befallen. — Das zwölfjährige Töchterchen liegt am Scharlach erkrankt darnieder, der achtjährige, älteste Sohn an Diphteritis und die andern Kinder leben getrennt von ihren Geschwistern in einem entfernten Flügel des Schlosses in großer Angst um ihre Lieben. Da wurde auch der kleine Felix von der heimtückischen Krankheit befallen: doch schien bei ihm der Scharlach nur in milder Form aufzutreten.

Heute saß er ganz vergnügt in seinem Bettchen; denn Mama und Papa waren bei ihm, um sich im trauten Gespräche mit ihrem Liebling zu unterhalten. Da zeigte der kleine Felix plötzlich auf seinen Hals und sagte: „Hier tut mir's so weh!" Die besorgten Eltern fanden wirklich eine schwache Geschwulst in der Drüsengegend, welche sichtlich zunahm. Der sofort herbeigerufene Arzt beruhigte wohl die besorgten Eltern, aber er beobachtete den Kranken mit aufmerksamen Blicken. In den nächsten Tagen nahm die Geschwulst immer mehr zu, die Schmerzen wurden größer, das Fieber stieg und damit die Mattigkeit — ja, plötzlich zeigten sich verdächtige, dunkle Flecken am ganzen Körper. — Der Arzt mußte endlich mit schwerem Herzen den betrübten Eltern die Anzeichen von Scharlachblutvergiftung bekanntgeben. Jetzt waren sich die Eltern der gefährlichen, traurigen Lage ihres Lieblings bewußt —

„Felix ist verloren! Nur Gott allein kann helfen!" sagten sie sich. — Auch die andern Ärzte, die aus der Ferne herbeigeholt wurden, erklärten eine Rettung für ausgeschlossen — für unmöglich. — Die arme Mutter, was mag sie wohl am Bettchen ihres Kindes gelitten haben, wie viele Tränen sind wohl ihren Augen entströmt, wie viele Bitten um Hilfe in den Nächten bangster Sorge zu Gott emporgestiegen; aber auch wie viele Versprechen und Opfer zugleich! — Mit den Eltern vereint flehten die Geschwister des kleinen Kranken um seine Genesung: ja, alle Schloßbewohner sandten innige Bitten zu Gott empor. Auch in weiter Ferne wurde gebetet und Gott um die Rettung des teuren Lebens angefleht.

Doch, kehren wir ins Krankenzimmer zurück. — Vater und Mutter haben dem lieben Gott das Opfer gebracht und sehen mit tiefem Weh, doch mit ruhiger Ergebung dem nahen Tode ihres Lieblings entgegen. Nur e i n Wunsch stieg noch aus dem Herzen der frommen Eltern empor: ihr Liebling wird bald die Reise in den Himmel antreten, soll dort unter den Engelein wohnen, soll an das Herz des göttlichen Kinderfreundes eilen. — O, möchte doch seine Seele recht würdig und wohlvorbereitet vor Gottes Angesicht erscheinen! O, könnte er, mit dem heiligen Engelsbrote gestärkt, versehen mit den heiligen Sakramenten, der seligen Auferstehung sich erfreuen, die der göttliche Heiland mit den Worten verheißt: „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage." —

Felix zählte noch nicht sechs Jahre, sein kleines Herz war aber durch das Beispiel seiner frommen Umgebung schon lange überzeugt, daß der Heiland in der heiligen Hostie gerne zu den braven Menschen kommt und in ihr Herz eingeht in der heiligen Kommunion. Wie oft hatte er mit seinen älteren Geschwistern gebetet: „Jesus, Jesus, komm' zu mir, o wie sehn' ich mich nach dir!" — Auch jetzt am Sterbebette wurde ihm

„Laß Österreich und Deutschland erst siegen, bevor du von Siegesdenkmälern schreibst." Das werden sich wohl manche von unsern Lesern denken. Wir tadeln sie nicht darob. Aber wenn auch die ganze annoch ungläubige Welt sich darüber erlustigt, wir halten es mit der festen, sichern Hoffnung auf denjenigen, der bisher geeint und geholfen hat — mit mächtigem Arm, mit starker Hand, mit sieghafter Gerechtigkeit. Wer Augen hat, der kann jetzt sehen, wenn er will, und wenn er will, auch hören, was eine ewige Stimme durch den Donner der Weltgeschichte hindurch spricht. B.

Martin Marty, O. S. B.,

Erster Abt von St. Meinrad, erster Apostolischer Vikar des Territoriums Dakota, Bischof von Sioux Falls und St. Cloud, Apostel der Sioux-Indianer.

Ein Lebensbild, entworfen von einem seiner dankbaren geistlichen Söhne, O. S. B.

4)

In folge der durch Einwanderung und natürlichen Nachwuchs schnell sich mehrenden Zahl der Katholiken in den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas wuchsen die Schwierigkeiten einer geordneten Seelsorge für die amerikanischen Bischöfe und Missionäre von Jahr zu Jahr. In ihrer Not wandten sich diese um Hilfe an die wohlversorgten Diözesen Frankreichs, Deutschlands und der Schweiz. Solche Bitten gelangten auch an den hochwürdigsten Herrn Heinrich Schmidt, O. S. B., Abt von Einsiedeln, und legten ihm den Gedanken an die Gründung einer benediktinischen Missionsstation in Amerika nahe. Allein Verhältnisse, denen er Rechnung tragen mußte, ließen die Verwirklichung dieses Gedankens vor der Hand noch nicht als möglich erscheinen.

Im Sommer des Jahres 1852 kam der hochw. Herr Joseph Kundek, Pfarrer von Jasper, Indiana, und Generalvikar des hochwürdigsten Bischofs Mauritius de St. Palais von Vincennes, Indiana, auf einer Romreise auch nach Maria-Einsiedeln. Er stellte dem Abte vor, welch ein günstiges und reiches Feld der Wirksamkeit dem Eifer einer klösterlichen Genossenschaft von Benediktinern in Amerika offen stehe; welcher Mangel an Priestern in den Vereinigten Staaten im allgemeinen, und im Bistume Vincennes im besonderen herrsche; wie leicht und mit wie geringen Mitteln ein so verdienstliches Unternehmen durchzuführen wäre. Die Persönlichkeit des würdigen Mannes, wie auch dessen Schilderung machten auf den Abt einen so günstigen Eindruck, daß er nun sich entschloß, zur Ausführung seines langgehegten Planes zu schreiten. Dazu bewog den Abt und seine Kapitularen noch eine andere Absicht. Über die Klöster und Ordensgenossenschaften in der Schweiz waren, wie wir bereits an dem Beispiele des „Klösterli" und des Jesuitenkollegs in Schwyz gesehen haben, gefährliche Stürme hinweggegangen. Der Radikalismus hatte mehrere gewaltsam unterdrückt, andere bangten noch zwischen Leben und Sterben. Man wußte nicht, in welchem Sinne manche Fragen in den eidgenössischen Räten entschieden werden würden. Kurz, Abt Heinrich wollte vorbauen, um, wenn das Ärgste je über Einsiedeln kommen sollte, ein Asyl, einen Zufluchtsort zu haben für die Tage der Heimsuchung.

Am 25. Oktober 1852 übersandte Abt Heinrich durch den hochw. P. Gallus Morel, den damaligen Subprior des Klosters, dem Heiligen Vater Pius IX. hochseligen Andenkens eine auf die Gründung eines Missionsklosters in Amerika bezügliche Denkschrift. Pius IX. billigte huldvollst den vorgelegten Plan und erteilte dem Abte und allen Vätern von Einsiedeln, die sich diesem schweren, aber segensreichen Werke widmen wollten, seinen Apostolischen Segen. Bei den Mitgliedern des Stiftes Einsiedeln fand denn auch freudige Aufnahme, was der Abt geplant, und was durch den Segen des Heiligen Vaters gutgeheißen war. Als die Frage am 19. November 1852 nach den Vorschriften des Ordens auch vor das Kapitel der Abtei gebracht wurde, konnte sich der Abt allseitiger Unterstüt-

zung erfreuen. Es stellten sich mehrere Patres freiwillig und mit Begeisterung zur Verfügung.

Schon am 21. Dezember reisten unter den Segenswünschen des hochwürdigsten Abtes und des ganzen Stiftes die ersten Sendlinge Einsiedelns, die Patres Beda O'Conner und Ulrich Christen, O. S. B. aus der alten Heimat ab, denen bald andere nachfolgten. Für die erste Zeit fanden die Missionäre in verschiedenen Pfarreien der Diözese Vincennes als Seelsorger Verwendung, bis alle Vorbereitungen für die eigentliche Klostergründung getroffen waren. Am 21. März 1853, dem Feste unsers heiligsten Vaters Benedikt, nahmen die Patres Besitz von ihrem neuen Heim im Staate Indiana, im Spencer County, und benannten es St. Meinrad, nach dem Stifter des Mutterklosters dem heiligen Märtyrer Meinradus. Es wurde ein Priorat gegründet, der Chordienst begonnen und eine Schule eröffnet. Das ist alte benediktinische Art; so sind die ersten benediktinischen Niederlassungen entstanden: der klösterlichen Disziplin, dem Gebete und der Pflege der Wissenschaft verdankten die Söhne des heiligsten Vaters Benedikt stets und überall ihre Erfolge.

Es ist eine allgemein gültige Regel, daß die Anfänge aller Werke Gottes, zu deren Ausführung er sich menschlicher Beihilfe bedient, durch viele Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten geprüft und bewährt, geläutert und gefestigt werden müssen. Von dieser Regel machte auch die Gründung von St. Meinrad keine Ausnahme. Es wollte den Leitern des Unternehmens bei aller Arbeit und Sparsamkeit nicht gelingen, das stete Anschwellen der Schuldenlast zu hemmen. Einer von den ersten Pionieren, Pater Eugenius Schwerzmann, Kapitular der Abtei Engelberg in der Schweiz, war den ungewohnten Einflüssen des Klimas und den übergroßen Anstrengungen des Missionslebens erlegen und am 7. August 1854 am Sonnenstich gestorben. Zwei weitere waren mit gebrochenen Kräften und zerrütteter Gesundheit nach Einsiedeln zurückgekehrt. Das Mutterhaus hatte bereits große Opfer in materieller und geistiger Beziehung gebracht und immer noch liefen neue Bittgesuche und Hilferufe aus Amerika ein. Alles dieses war wenig geeignet, im Mutterkloster den Mut und die Begeisterung für die neue Niederlassung zu steigern. So darf man es jetzt wohl als eine gnadenvolle Fügung Gottes bezeichnen, daß gerade um diese Zeit (1859) der hochwürdigste Bischof de St. Palais auf seiner Reise zu den Apostelgräbern in Rom auch Einsiedeln besuchte. Mit lebhafter und inniger Danksagung für alle die Gnadenerweisungen, welche der Diözese Vincennes durch die heilige Gnadenmutter von Einsiedeln schon vermittelt worden waren, verband der hochwürdigste Prälat Worte der Ermutigung, das nun einmal begonnene Werk trotz der vielen und großen Schwierigkeiten, die sich ergeben hätten und noch ergeben würden, mit Vertrauen auf Gottes endliche Hilfe fortzusetzen.

Die Bemühungen des Bischofs hatten den besten Erfolg. Abt Heinrich entschloß sich, aus der Zahl der jüngeren Patres zwei „Freiwillige" nach St. Meinrad abzusenden. Mit Freuden meldeten sich zwei junge Patres, deren Tüchtigkeit für den erhofften Erfolg ihrer Sendung jede Sicherheit boten; es waren Pater Martin Marty und Pater Fintan Mundwiler. Sie erreichten ihren Bestimmungsort am 28. September 1860.

„Als es unter den Mitbrüdern in Einsiedeln bekannt wurde, daß der junge, talentvolle Pater Martin, dessen Gesundheit ohnedies nicht widerstandsfähig schien, sich aus freien Stücken bereit erklärt, in die überseeische Kolonie abzugehen, da wunderten sich viele und konnten diesen Entschluß sich nicht zurechtlegen. Allein wer Pater Martin, näher kannte, der wußte, daß dieser in seiner Seele jene kostbare Gabe gerettet hatte, welche in unserer realistischen Zeit nur wenige bewahren; er konnte sich noch begeistern für hohe Zwecke und Ziele. Und wie viel des Guten und Schönen wäre auf Erden nie verwirklicht worden ohne die Begeisterung des Herzens und den Schwung der Seele! — Wie andere Männer der Begeisterung, so rechnete auch Pater Martin in späteren Jahren oft zu wenig mit der schalen Wirklichkeit, mit dem Gesetz der Schwere, das die

Natur und die Großzahl der Seelen bändigt; aber was er Schönstes und Verdienstlichstes zustande gebracht, das dankte er doch der religiösen Begeisterung des Herzens für hohe und edle Ziele." — So Pater Albert Kuhn in dem mehrfach angezogenen Artikel der „Alte und Neue Welt". Wer aber aus dieser Charakterisierung schließen wollte, Pater Martin sei ein für die ernsten Forderungen des praktischen Lebens wenig geeigneter Enthusiast gewesen, der würde sehr weit von der Wahrheit abirren. Nein, gerade in Anbetracht seines praktischen Sinnes und seiner Geschicklichkeit in der Lösung verwickelter Geschäftsfragen war Pater Martin für die amerikanische Mission ausersehen und nach St. Meinrad gesandt worden, wo seiner eine viel schwierigere Aufgabe harrte, als die des einfachen Helfers in der Schule und in der Seelsorge. Pater Martin war nämlich, trotz seiner Jugend—er zählte erst 26 Jahre — als Oberer nach St. Meinrad geschickt worden, wie wir aus einem Rechnungsberichte ersehen, den er am 16. Oktober 1860 an seinen Abt in Einsiedeln sendete. Es heißt darin: „In der Konferenz teilte ich mit, daß ich einstweilen die Geschäfte eines Superiors von St. Meinrad zu besorgen habe, wenn ich auch äußerlich keine andere Stellung als die mir dem Seniorat nach zukommende einnehme und strenge verlange, daß über die Natur meiner Sendung jedem andern, auch den Brüdern gegenüber unverbrüchliches Stillschweigen beobachtet werde. Alle waren damit einverstanden und mehr als zufrieden." — So bekleidete also der junge Pater Martin in St. Meinrad eine Doppelstellung eigener Art. In seinem äußern Zusammenleben mit den Mitbrüdern war er nur der Professor an der Schule und der Seelsorger für verschiedene Missionsstationen, insgeheim aber, in den Konferenzen und Ratsversammlungen der Patres war er der Vorsteher des Klosters, der als solcher seine Befehle gab und seine Anordnungen traf, die dann von dem damaligen Prior, Pater Isidor Hobi, vollzogen wurden.

P. Martin Marty
in seinem 26. Lebensjahre.

Der Ordensgeist, die Beobachtung der heiligen Regel und der Tagesordnung waren in der Genossenschaft, Gott sei Dank, so gut, daß der junge Obere darüber nach Einsiedeln berichten konnte: „Im Hause ist eine gute Tagesordnung von morgens vier Uhr bis abends acht Uhr. Die Brüder beten ihre marianischen Tagzeiten gemeinschaftlich im Chor, und wir die unsern auch. Ich wüßte einstweilen keine bessere Einrichtung zu treffen und habe mich an allem, was ich bisher gesehen sehr erbaut."

Freudigen Herzens, weil ihm die immer sehr dornenvolle Aufgabe einer geistigen Erneuerung der Ordensgenossenschaft erspart blieb, ging nun Pater Martin an die Regelung der zeitlichen Angelegenheiten. Diese befanden sich nun allerdings in einem Zustande, welcher den Fortbestand der Gründung in nicht langer Zeit sehr in Frage gestellt hätte. Mit zielbewußter Energie griff nun Pater Martin in die Verwaltung ein. Seine erste Sorge war die Erleichterung der drückenden Schuldenlast. Durch Hebung der Farmwirtschaft und der Schule suchte er diese Einnahmequellen ergiebiger zu gestalten, als sie bisher gewesen waren. Eine neue reiche Quelle des Einkommens eröffnete er der Genossenschaft durch die Anlage eines Städtchens in der Nach-

barschaft des Klosters. Zu diesem Zwecke ließ er zwanzig Acker geeigneten Landes in Stadtlotten auslegen; je vier Lotten zu einem Acker, die dann in öffentlicher Auktion an den Meistbietenden verkauft wurden. Das Kloster besaß damals 2600 Acker Land, die mit Ausnahme von etwa 700 Ackern mit Urwald bestanden waren und so zu sagen keine Einkünfte abwarfen. Dieses bisher fast nutzlose Land wurde nun teils durch Verkauf, teils durch Verpachtung an neue Ansiedler nutzbar gemacht. Den übermäßig hohen Zins, — das Kloster zahlte sechs, sieben, acht und sogar zehn Prozent — suchte er zu verringern, indem er im Auslande Geld zu mäßigem Zinsfuße aufnahm, um damit die Kapitalien mit den zu hohen Zinsen abzulösen. Auf diese Weise gelang es dem umsichtigen Verwalter, die Verwaltung des Klostervermögens wieder auf eine solide Basis zu stellen. In folge dessen machten die schweren Sorgen der Patres um den Bestand der Niederlassung bald einem freudigen, hoffnungsvollen Ausblick in die Zukunft Platz, der Kredit wurde wieder befestigt; St. Meinrad war gerettet.

Den Bericht, in welchem Pater Martin die Pläne, deren Ergebnis in obigen Zeilen dargelegt ist, dem Abte Heinrich auseinandersetzte, schließt er mit den Worten: „Ich muß meinen Brief schließen und ich tue es mit schwerem Herzen, weil ich weiß und fühle, daß ich Ihren gerechten Erwartungen zu wenig entsprochen habe. In folge dessen bitte ich Ew. Gnaden um so mehr, Sie mögen mich in Ihrer Antwort nicht schonen. Je mehr ich Weisungen und Fragen erhalte, je genauer ich Ihre Ansicht und Willensmeinung kenne, desto wohler wird mir sein und desto eher werde ich mit Gottes Hilfe ins rechte Geleise kommen. Es ist mir ein Zeichen höheren Beistandes, daß die Geister und Herzen willig sind. Darum hoffe und bete ich mit um so größerer Zuversicht, daß auch die äußeren Schwierigkeiten sich heben lassen."

Neben diesen so wichtigen Aufgaben, die groß und schwierig genug waren, um unter gewöhnlichen Umständen die ganze geistige und körperliche Kraft eines Mannes in Anspruch zu nehmen, gab es für Pater Martin in St. Meinrad Arbeit in Fülle, zu Hause sowohl, wie außerhalb. Mit welchem Eifer er und seine Mitbrüder als Lehrer, Seelsorger und Missionäre wirkten, und wie ihr Arbeitsfeld während der ersten zwei Jahre seiner gesegneten Leitung sich entwickelt und erweitert hatte, das ist ersichtlich aus einer Eingabe an den Vorstand des vortrefflichen Ludwig-Missionsvereins in München vom 7. November 1862. Die Eingabe ist zwar von der Hand des damaligen Vorstehers, Pater Isidor Hobi geschrieben und unterzeichnet, verrät aber in ihrem Gedankengange und ihrer ganzen Schreibweise die Urheberschaft des Pater Martin; sie ist gerichtet an den Erzbischof Gregor von München-Freising. Wir entnehmen ihr folgendes:

„Exzellenz, Erzbischöfliche Gnaden,

. . . . Zwei Jahre sind nun bald verflossen, seit Ew. Exzellenz durch unsere hochw. Herren Mitbrüder in Maria Einsiedeln ein Bericht über die Mission der Benediktiner in Indiana ist mitgeteilt worden, und seither haben sich mit Gottes Hilfe nicht bloß unsere Arbeitskräfte vermehrt, sondern auch unser Wirkungskreis hat sich angemessen erweitert und die Früchte göttlichen Segens haben sich in jeder Beziehung verdoppelt. Schon mit Anfang des Jahres 1861 sahen wir uns imstande, einem längst gehegten dringenden Wunsche unseres hochwürdigsten Herrn Bischofs zu entsprechen und die Seelsorge an der St. Josephskirche in Terre Haute zu übernehmen. Terre-Haute ist die Hauptstadt der Grafschaft Vigo an der westlichen Grenze von Indiana. Sie liegt gegen sechzig Meilen nördlich von unserer Hauptniederlassung in St. Meinrad, zählt über zehntausend Einwohner, ist einer der schönsten und bestgelegenen Punkte im ganzen Staate und, vermöge ihrer Lage am Wabash und dessen Kanäle sowie an drei Eisenbahnlinien, ein Mittelpunkt für Handel und Gewerbe. Die Bewohner, deren Zahl rasch zunimmt, sind der katholischen Kirche in besonderen Grade zugeneigt; dessenungeachtet haben die zahlreichen Katholiken, meist deutscher und irländischer Abkunft, nur e i n e

Kirche, in welcher wir deshalb jeden Sonntag doppelten Gottesdienst halten müssen, bis wir uns imstande sehen, für den deutschen Teil der Gemeinde eine eigene Kirche zu bauen. Auch in der Umgegend von Terre Haute, in der ganzen Grafschaft Vigo und den benachbarten Grafschaften zerstreut, leben noch viele Katholiken, die jetzt nach und nach zum Vorschein kommen und von Zeit zu Zeit besucht werden müssen. Demnach versehen wir gegenwärtig von Terre Haute aus auch die Stationen Rockville, Sullivan und Brazil.

Bald nach dieser Übernahme sahen wir uns genötigt auch Cannelton, das Fabrikstädtchen am Ohio, welches wir früher wegen mangelnder Kräfte aufgegeben hatten, wieder insoweit anzunehmen, daß zeitweilig einer von uns dasselbe besucht, und gegen Ende des Jahres 1861 wurde auch Tell City, ein neues, rasch aufblühendes Städtchen am Ohio, eine unserer regelmäßigen Stationen. Auch unsere älteren Pfarreien Jasper und Ferdinand sowie die Stationen Fulda, Mariahilf und Huntingburg in den Grafschaften Spencer und Dubois machen in jeder Hinsicht die erfreulichsten Fortschritte. Die Teilnahme am Gottesdienste und der fleißige Empfang der heiligen Sakramente übertreffen alle Erwartung.. Die Schulen sind gut, zahlreich und regelmäßig besucht. In Ferdinand ist es uns nach großen Anstrengungen gelungen, die Schwestern von der Vorsehung für die Erziehung der weiblichen Jugend einzuführen. Die frommen Vereine erfreuen sich einer ebenso allgemeinen, als werktätigen Teilnahme, und durch dieselben sind auch überall Anstalten getroffen zur Anlegung von Leihbibliotheken, in welcher die katholische Bevölkerung, und namentlich die Jugend eine nützliche und meist notwendige Lektüre findet. In Neu-Boston, einer Filiale von Fulda, wurde mittlerweile am Baue eines schönen, einladend auf einer Anhöhe prangenden Kirchleins gearbeitet, und am Ostermontage des laufenden Jahres hatten wir die Freude, es für den Gottesdienst einzusegnen; haben nun aber auch die Aufgabe, hier, wie früher an andern Orten, das zur Feier desselben Erforderliche und Wünschbare nach und nach beizuschaffen. In Fulda hatten wir den Bau einer größeren Steinkirche zu Ehren des heiligen Bonifazius glücklich begonnen, wurden aber durch die einfallenden mißlichen Zeitverhältnisse an der Fortsetzung und Vollendung des Baues gehindert. Dagegen gelang es uns, in St. Meinrad selbst im Laufe des Sommers 1861 ein neues Gebäude zur Aufnahme von Studierenden zu erstellen, und im September konnten wir einem andern, noch angelegentlicheren Wunsche unsers hochwürdigsten Bischofs und dem dringensten Bedürfnisse unsers Bistums durch Eröffnung einer vollständigen und regelmäßigen Schulanstalt entsprechen. Grammatik, Syntax, Rhetorik, Philosophie und auch theologische Fächer wurden für die teils ihre Studien beginnenden, teils von andern Anstalten herkommenden Schüler gelehrt. Der hochwürdigste Bischof war erfreut, daß er seine Seminaristen, die er bisher im Seminar des Bistums Louisville hatte erziehen lassen, nun einer Anstalt in seiner eigenen Diözese anvertrauen konnte, und wir unserseits schätzen uns glücklich, daß wir fortan zur Heranbildung eines einheimischen Klerus das unsrige beitragen können und somit einen der Hauptzwecke der Gründung unseres Missionshauses erreicht haben. Darum wurde denn auch das ganze Schuljahr hindurch, vom vierzehnten September 1861 bis zum elften Juli 1862, die Studien- und Lehrordnung mit der nämlichen Emsigkeit und Pünktlichkeit eingehalten, wie wenn wir statt vierundzwanzig Schülern deren zehnfache Anzahl gehabt hätten. Wenn auch die Professoren an Sonntagen acht bis zehn und zwanzig Meilen weit auf die Mission gehen mußten, so erlitt die Schule dadurch keinerlei Eintrag, und wurde einer während der Woche zu einem Kranken oder sonst weggerufen, so fand sich eine Gelegenheit, die versäumte Stunde anderswo wieder nachzuholen. Deshalb fielen die Schlußprüfungen über unsere und anderer Erwartung befriedigend aus, und wir hätten unsere Zöglinge in den meisten Fächern den besseren Schülern deutscher Anstalten ohne Bedenken an

die Seite stellen dürfen. Wirklich geht auch unser Streben dahin, der im Lande des Dampfes und der Maschinen heimischen Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit zu wehren. . . . .

Am vierzehnten September des laufenden Jahres wurde unsere Anstalt mit zweiundzwanzig Zöglingen, darunter sieben Seminaristen des hochwürdigsten Bischofs, abermals eröffnet. Vertreten sind in diesem Schuljahr Grammatik, Syntax und Rhetorik, letztere durch neun Schüler. Mehr als dreißig erlaubt uns die Räumlichkeit nicht anzunehmen, und so viele waren auch bereits angemeldet, allein die, infolge des Krieges überhand nehmende Verdienstlosigkeit, und in manchen Gegenden auch die persönliche Unsicherheit, nötigen jetzt gar viele Eltern, ihre Kinder zu Hause zu behalten.

Das Lehrpersonal besteht gegenwärtig aus drei Patres, zwei bayerischen Weltpriestern, die sich zur Aufnahme gemeldet haben, und drei Theologen, die diesen Winter ihre Gelübde ablegen und die heiligen Weihen empfangen werden. Der eine dieser Novizen ist ein Pariser Kind, der zweite ein Irländer, der dritte ein Deutscher aus dem Großherzogtum Baden.

Ew. Exzellenz sehen hieraus, daß auch unsere Familie zu wachsen anfängt und aus aller Herren Ländern sich rekrutiert. Nebst den schon genannten Priestern, Theologen und sieben Laienbrüdern haben wir noch einen vierten Kandidaten des Priestertums aus Preußen, Sigmaringen, im Noviziate, und mehrere unserer Rhetoriker haben sich bereits für nächstes Jahr dazu gemeldet. Es ist überhaupt die beste Aussicht vorhanden, hier im Lande selbst hinreichende Berufe für den geistlichen Stand, und für unsern Orden insbesondere zu finden. Darum scheint es uns minder vorteilhaft, Studenten mit großen Kosten über See zu importieren: es fänden sich unter der hiesigen Jugend, namentlich auf dem Lande, fromme und talentvolle Knaben zur Genüge, die mit großer Lust und zur Freude ihrer Eltern dem geistlichen und Ordensstande sich widmen möchten, und es tut uns in der Tat nicht selten recht wehe, daß wir wegen eigener Armut solche Regungen und Entschlüsse, statt sie begünstigen zu können, eher unterdrücken müssen, damit die jungen Leute nicht durch nutzlose Wünsche und getäuschte Hoffnungen ihr Lebensglück und ihren Seelenfrieden einbüßen. Man kann daher kaum ein verdienstlicheres und für den Aufschwung in diesem Lande ersprießlicheres Werk tun, als wenn man solchen Berufenen zur Erreichung ihres Lebenszieles verhilft; denn sobald wir eine hinreichende Anzahl guter Priester haben, so wird dem größten Hindernis der Ausbreitung der katholischen Kirche in diesem Lande abgeholfen sein. Es sind nicht bloß viele von Haus aus katholische, oder verwahrloste Individuen, Familien und Gemeinden, die den Priestermangel so fühlbar machen, sondern auch die große Masse von Andersgläubigen und ganz Religionslosen, die aus dem nämlichen Grunde verloren gehen. Beinahe in allen unseren Gemeinden ergeben sich jährlich einige Konvertiten, und es ist keiner unter uns, der nicht schon das Glück gehabt hätte, Konversionen zu machen. Aber es waren dies jedesmal Leute, die uns selbst aufgesucht hatten, während es sonst eher des Hirten Sache gewesen wäre, den verlorenen Schäflein nachzugehen. Aus dieser und anderen verwandten Tatsachen jedoch ist leicht zu ersehen, wie viel zu hoffen steht, wenn wir recht bald zahlreich genug werden, um nicht nur für die Katholiken gehörig zu sorgen, sondern auch an der Bekehrung anderer arbeiten zu können. Die nämlichen Beobachtungen machen wir auch in anderen Teilen des Bistums, in denen wir im Laufe der zwei letzten Jahre Volksmissionen gegeben haben; so in St. Joseph, Dover, Neu-Elsaß und Yorkville in der Grafschaft Dearborn; in Rushville und Shelbyville in den Grafschaften Rush und Shelby; in Connersville in der Grafschaft Fayette. Gesuche um solche, jederzeit von großem Segen begleitete Missionen, werden sehr oft an uns gestellt, und wir wünschten nur, allen den Seelsorgern, die uns um Missionäre, und allen Gemeinden, die uns um Seelsorger angehen, in Bälde entsprechen zu können. Allein unsere Kräfte sind noch viel zu beschränkt für den unabsehbaren Wirkungskreis, der sich vor uns auftut.

Unsere Familie ist viel zu klein, und es fehlt uns an Mitteln, und vor allem an Raum, sie zu vergrößern. Alle unsere Gebäulichkeiten sind amerikanisch, das heißt in der Eile und schlecht hergestellt und für uns jetzt schon um die Hälfte zu enge. Wir können uns nicht vermehren und unsere Schule nicht erweitern, so lange wir keinen Platz haben. Darum müssen wir denn auch zu allererst darauf denken, ein größeres und solideres Wohnhaus zu bauen. Woher wir aber, da wir ohnehin in Schulden sind, in solcher Zeit die Mittel dazu nehmen sollen, das wissen wir nicht, wenn die Missionsvereine uns dieselben nicht an die Hand geben.

Gegenwärtig bauen wir an unserer Kirche, die für die Mitglieder des Hauses und die Studenten bereits zu klein, nun auch noch der um das Missionshaus her sich ansiedelnden Bevölkerung Raum bieten soll. St. Meinrad liegt nämlich nicht mehr so einsam im Wälde, wie ehedem. Zum Andenken an den tausendsten Jahrestag unseres heiligen Beschützers, St. Meinradus, am 21. Januar 1861, haben wir in der Nähe unseres Hauses eine kleine Stadt angelegt und ihr den Namen St. Meinrad gegeben. Seither erhebt sich ein Haus nach dem andern in dem dafür ausgelegten Raume, und die neue Ansiedelung ist bereits zahlreich genug, daß der Generalpostmeister der Vereinigten Staaten im Juli dieses Jahres in St. Meinrad ein eigenes Postamt zu errichten für gut findet. Der Bürgerkieg hat uns bisher noch nicht viel Leides getan, und wir haben seine Verheerungen für unsere Gegend wohl kaum zu fürchten, aber die schwere Steuerlast, welche er in Aussicht stellt, und die bereits um das doppelte erhöhten Preise der meisten Lebensbedürfnisse drohen auch für uns eine immer schwerer drückende Last zu werden. Indessen werden wir uns durch nichts entmutigen lassen, sondern mit um so größerem Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und auf unsere edlen Gönner an unserem Unternehmen fortarbeiten. Und so empfehlen wir denn unsere stetig wachsende und der Hilfe vielfach bedürfige Mission Ihrer wohlwollenden Teilnahme und Unterstützung, sowie dem frommen Gebete aller Mitglieder des St. Ludwig-Missionsvereins.

Genehmigen Ew. Exzellenz usw.

Forts. folgt.

Der Graf von Habsburg.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im altertümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge,
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge;
Denn geendigt nach langem verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind umher waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken:
Doch den Sänger vermiß ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und getan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und sieh', in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare.
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold;
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt.
Doch sage, was ist des Kaisers wert
An seinem herrlichsten Feste?"

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:

So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Auf's Weidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au' kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern:
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn;
Voran kam der Mesner geschritten.

Und der Graf sich neiget zur Erde hin,
Das Haupt mit Demut entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durch's Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte.

„Was schaffst du? redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum, daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen.

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd,
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und ihn selber auf seines Knappen Tier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier,
Der andre die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick,
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.

„Nicht wolle das Gott! rief mit Demutsinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleibt es gewidmet dem göttlichen Dienst!
Denn ich hab es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben.

„So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland;
Euch blühn sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus
Sechs Kronen bringen in Euer Haus,
Und glänzen die spätsten Geschlechter!'"

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten;
Jetzt da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Tränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das getan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Die Binde vor den Augen.

Von Dr. Peter Dörfler.

Diese „ein Bißchen", „ein Wenig" im Leben! Ein winziges „ein Wenig" hat dem tapferen Sepp in der großen Vogesenschlacht das Augenlicht gekostet. Mußte er gerade den geduckten Franzmann durch den Busch lauern sehen, mußte den Kopf tiefer neigen, um die Rothose besser beobachten und sicherer treffen zu können! Mußte — ach, der arme Sepp hat jetzt so viel Zeit zum Nachdenken und zu solchen unnützen Grübeleien. Die Kugel traf ihn ganz vorn am linken Augapfel, fuhr durch das Nasenbein und war grausam genug, auch den Stern des rechten Auges auszulöschen. Sepp verlor sofort das Bewußtsein und erwachte in einem Spitale, ohne zu wissen, was denn mit ihm geschehen sei. Er fühlte stechende Schmerzen im Gesichte, tastete um sich und spürte eine Binde, die seinen ganzen Kopf umhüllte und nur den Mund und etwas von der Nase frei ließ. Eine Stimme redete ihn an: „Ah, Sie sind endlich erwacht? Seien Sie ruhig; vor Ihnen steht der Arzt, und hier ist die Krankenschwester. Haben Sie einen Wunsch?"

Sepp besann sich eine Weile, dann sagte er: „Was hab' ich denn, was fehlt mir denn?"

Er konnte nicht sehen, wie die Schwester an seinem Bette mit Angstblick auf den Arzt schaute und wie dieser mit unendlichem Erbarmen auf seinen Kranken niederblickte. Er hörte nur, wie

genehm in seinem Heimatlande," oder wie der Herr selbst erklärte: „Ein Prophet ist nicht ungeehrt, ausgenommen in seiner Vaterstadt und in seinem Hause." (Matth. 13. 57.), wozu St. Johannes Chrysostomus erklärend bemerkt: „Ungerne nur ertragen Bürger den Vorzug eines Mitbürgers, zumal wenn dieser arm, jedoch tugendhaft ist, wenn er ohne Prunk der Wissenschaft, aber weise und wohlmeinend verderbten Sitten entgegenwirkt oder ein edleres Ziel, als jenes der gemeinen Interessen anstrebt." Höchstens liest man ernste Mahnungen, schimpft darüber ein bißchen, und vergißt, was man eben gelesen hat. Oder man empört sich über den Mut desjenigen, der es wagte, die Wahrheit offen zu sagen. Zu fragen, ob und wie weit einem selbst die Sache angehe, die man gelesen hat, und nachzudenken, was man nun tun müsse, das geschieht nicht allzu oft. Allein unser Volk ist vielfach an Schmeicheleien und Lobeserhebungen gewöhnt, so sehr gewöhnt, daß jede Warnung und Mahnung fast oder wirklich als Unbilde, als Ungerechtigkeit betrachtet wird. —

* * *

Man predige zum Beispiel in Gemeinden ohne Pfarrschulen über christliche Kindererziehung und katholisches Leben in der Familie; man warne vor der immer zunehmenden Vergnügungssucht; man weise hin auf dieimmer wachsende Zunahme der gemischten Ehen und die in riesigen Verhältnissen zunehmende Lockerung und Lösung der ehelichen Bande — wie oft und vielfach werden ernste Mahnungen in diesen Richtungen als unbefugte, unverständliche Angriffe auf sogenannte Freiheitsrechte bezeichnet? Zu spät kommt meistens das Einsehen, daß man schwere Schuld auf sich geladen.

* * *

Wir finden hierzulande Ansichten und Vorurteile, welche wie harte Felsen sich der Gerechtigkeit und ruhigen Überlegung entgegenstellen, an denen die besten Pläne und Werke scheitern: das Pochen auf die Freiheit des Volkes, auf die Unveränderlichkeit der Konstitution, die Macht der Parteien und ihre Unfehlbarkeit, das sogenannte „ungeschriebene Gesetz" — unwritten law, — die Majestät des Volkes, und nicht zum letzten seine Grundsätze, welche sich auf die Rechte der weißen Bevölkerung gegenüber der farbigen beziehen. Die Ansichten und Grundsätze, die in diesen und anderen Punkten allgemeine Geltung beim amerikanischen Volke, sei es beim ganzen Volk oder einem großen Bruchteile desselben, gefunden haben, **lassen sich durchaus nicht alle mit den ewigen Gesetzen Gottes, mit den Vorschriften wahrer Gerechtigkeit und Sitte in Einklang bringen.**

* * *

Viele unserer „hervorragenden" Katholiken wissen nicht genug Entrüstung zu zeigen, wenn es sich um die deutschen Duelle handelt. Aber eben diese Entrüstungshelden wissen nicht, wie lang und offen und energisch dagegen gekämpft wird: allein sie stören sich durchaus nicht, wenn in hundert Mordfällen von geriebenen Advokaten das „ungeschriebene Gesetz" vorgeschoben wird, um den Mörder frei zu bekommen. Es ist höchste Zeit, daß alle, die noch Christen sind und Christusglauben im Herzen tragen, gegen solchen Mißbrauch öffentlich auftreten. Wann wird der Führer in diesem Kampfe für die Gerechtigkeit erscheinen?

* * *

Jahr für Jahr werden die Katholiken aufgefordert, für die Neger- und Indianermissionen beizusteuern. Die Unterstützung dieser Missionen ist ein heiliges, großes Werk der Barmherzigkeit und der Sühne für so vieles und unsagbares Unrecht, das sich Indianer und Neger gefallen lassen mußten und annoch gefallen lassen müssen. Wenn es heute noch weiße Katholiken in den Vereinigten Staaten gibt, deren Seelen von untilgbarem Haß und von unbeschreiblicher Verachtung gegen die armen Neger, sogar gegen katholische Neger erfüllt ist, sollten fürwahr für solche Weiße Missionen notwendiger sich erweisen, als für diejenigen, welche immerfort unter diesem Haß und dieser Verachtung zu leiden haben. Aber man wage es, davon zu sprechen! „Wir können das nicht ertragen!" So werden ungezählte weiße Katholiken sagen, bis einmal die Zeit kommen wird, in welcher der Herr selbst

sein Wort ausführen wird, jener Herr, der für alle starb und für alle seine Kirche stiftete. Wie aber, wenn das Gericht schon früher beginnt? Wird man die schwere Schuld dann erkennen und bekennen? B.

Martin Marty, O. S. B.,

Erster Abt von St. Meinrad, erster Apostolischer Vikar des Territoriums Dakota, Bischof von Sioux Falls und St. Cloud, Apostel der Sioux-Indianer.

Ein Lebensbild, entworfen von einem seiner dankbaren geistlichen Söhne, O. S. B.

5)

In vorstehendem Schreiben gibt uns Pater Martin ein anschauliches Bild von der vielseitigen Wirksamkeit der jungen Klostergemeinde in St. Meinrad, und damit, weil er selbst die Seele des Ganzen war, auch von seiner eigenen. Was er aber aus Bescheidenheit verschweigt, ist, daß er im Mai 1861 als Theologe des Diözesanbischofs dem dritten Provinzialkonzil von Cincinnati beiwohnte; wie er auch später — was gleich hier erwähnt werden möge — beim großen zweiten Plenarkonzil von Baltimore 1866 (7.—21. Okt.) dem Bischof als theologischer Berater zur Seite stand.

Er berührt in diesem Bittgesuch aber auch einen Punkt, der für die junge Niederlassung von St. Meinrad, wie für manche andere ähnliche Institute in den Vereinigten Staaten, eine große Versuchung und eine große Gefahr in sich barg. Die Versuchung, auf welche Pater Martin anspielt, ist diese: Die mannigfachen Anforderungen und Anträge von außen erweckten natürlicher Weise den Wunsch, überall zu entsprechen, überall Gutes zu wirken. Dies aber führte nur zu leicht zu einer Zersplitterung und Verzettelung der noch schwachen Kräfte. Dem scharfen Auge des Pater Martin, der sich vom 28. September 1863 bis in den Monat Juni des folgenden Jahres hinein selbst in Terrehaute aufhielt, entging diese Klippe keineswegs, und dies ist der Grund, warum er den Gedanken an die Fortführung der Hochschule in Terrehaute bald wieder aufgab. Aus demselben Grunde beschränkte er zunächst die Abhaltung von Volksmissionen, und schaffte sie später fast ganz ab.

Um dem bisher nur als Leiter „unter Ausschluß der Öffentlichkeit" wirkenden Pater Martin nun auch den Namen und das Ansehen eines gesetzmäßigen Obern zu verleihen, erklärte Abt Heinrich IV. von Einsiedeln ihn am 1. Mai 1865 durch ein an die Ordensgenossenschaft von St. Meinrad gerichtetes Dekret zum Prior des Klosters, der im Namen des Abtes die geistlichen und zeitlichen Angelegenheiten desselben zu überwachen und zu regeln hatte und dem Abte allein verantwortlich war.

Den Personalbestand des Klosters bildete beim Beginn des Jahres 1866 folgende Religiosen:

1. Der hochwürdige Pater Martin Marty, Prior.
2. Der hochwürdige Pater Beda O'Connor, Rektor der Gemeinde Terrehaute, Senior des Klosters.
3. Der hochwürdige Pater Chrysostomus Fossa, Rektor der Gemeinde Ferdinand.
4. Der hochwürdige Pater Wolfgang Schlumpf, Klosterökonom und Instruktor der Laienbrüder.
5. Der hochwürdige Pater Isidor Hobi, Custos, Zermoniar, Rektor der Gemeinde St. Meinrad und später Direktor des Seminars.
6. Der hochwürdige Pater Fintan Mundwiller, Präfekt des Kollegiums, später zweiter Abt von St. Meinrad.

Die genannten Patres gehörten alle dem Stift Einsiedeln an. Die folgenden Herren sind Professen von St. Meinrad:

7. Der hochwürdige Pater Benedikt Brunet aus St. Denis (Paris) in Frankreich, Lehrer am Kolleg und Missionspriester.
8. Der hochwürdige Pater Meinrad Mc. Carthy aus Monmouthshire in Irland, Missionspriester.
9. Der hochwürdige Pater Heinrich Hug, aus Umkirch in Baden, Lehrer des St. Meinradskollegs und Missionspriester.

10. Der hochwürdige Pater Fidelis Maute aus Innerdingen in Hohenzollern-Sigmaringen, Rektor der Gemeinde Jasper.
11. Der ehrwürdige Frater Kleriker Plazidus Zarn aus Ems in Graubünden in der Schweiz.
12. Der ehrwürdige Frater Benno Gerber aus Ferdinand, Indiana.
13. Der ehrwürdige Frater Maurus Helferich aus Reußendorf in Bayern.
14. Der ehrwürdige Frater Bonifazius Dilger aus St. Mörgen in Baden.

Außer den Genannten bewohnten das Kloster noch mehrere Laienbrüder, Novizen und Oblaten.

Kloster St. Meinrad im Jahre 1867.

Mit einziger Ausnahme des hochwürdigen Pater Benno Gerber, der heute noch das Amt des Klosterökonoms von St. Meinrad versieht, sind alle genannten Patres und Fratres bereits zur ewigen Belohnung eingegangen.

Weil die Räumlichkeiten sehr beschränkt waren, ließ Prior Martin im Jahre 1867 für die ehrwürdigen Brüder ein eigenes Haus bauen, das im Oktober vollendet wurde.

Zeigten sich die Benediktiner von St. Meinrad nach außen hin im Weinberge des Herrn als unverdrossene Arbeiter, so suchten sie auch durch Gebet denselben stets fruchtbarer zu machen. So finden wir den Anschluß des Priorates an das Gebetsapostolat am 29. August 1866 gemeldet. Am 1. Januar 1874 — um der Geschichte vorzugreifen — weihte sich die Klostergemeinde feierlich dem heiligsten Herzen Jesu. Wie man das „Opus Dei" zu vollbringen suchte, möchte wohl am besten die Tagesordnung zeigen, wie sie um diese Zeit vom hochwürdigen Pater Prior eingeführt wurde.

Den Tag eröffnete um 4 Uhr morgens das heilige Chorgebet der Matutin und Laudes. Daran schloß sich die erste heilige Messe und eine halbstündige Betrachtung für den versammelten Konvent, auf welche die Prim, und an allen Wochentagen, die nicht wenigstens Feste zweiter Klasse waren, das Schuldkapitel folgten. War nicht ein kirchliches Fastengebot zu beobachten, so wurde um 7:30 A. M. ein Frühstück gereicht. An Fasttagen jedoch wurde bis zum Mittagessen absolut nichts genossen. Um 8:00 A. M. fand Terz, Konventamt und Sext, um 12 Uhr Non und Mittagsmahl, um 2:00 P. M. Vesper statt. Dem Abendessen, das man um 5:30 einnahm, ging eine geistliche Lesung voraus. Den Tag schloß dann um 7 Uhr die Komplet und die Anbetung des allerheiligsten Sakramentes.

Vom Juli 1873 an jedoch wurde die Prim

unmittelbar nach der Laudes rezitiert, die Vesper hingegen um 4 Uhr. Abends 6 Uhr fand das Abendessen statt und nach der Komplet bildete eine halbstündige Betrachtung den Schluß der geistlichen Übungen des Tages.

Vom 5. April 1874 bis zum 10. März 1876 gebrauchten die Benediktiner von St. Meinrad das römische Brevier, vor und nach dieser Periode das monastische.

Abweichend von der angeführten Ordnung beteten die Laienbrüder morgens 4 Uhr die kleineren Tagszeiten der allerseligsten Jungfrau und hielten darnach ihre Betrachtung. Vesper und Komplet des kleinen Offiziums beteten sie um 1:30 P. M., Matutin und Laudes um 7:30 P. M. Im Jahre 1872, am Feste der Apostelfürsten aber begannen die Laienbrüder auch am allgemeinen Chorgebet teilzunehmen, von dem sie aber nach einiger Zeit wieder entschuldigt wurden.

Für die Studierenden war folgende Tagesordnung festgesetzt:

5:00 A. M. Aufstehen, Morgengebet, Studium.

7:00 A. M. Frühstück.

8:00 A. M. Amt.

9—11 A. M. Schulzeit.

11:30 A. M.—1:00 P. M. Mittagessen und freie Zeit.

1:00—4:00 P. M. Schulzeit.

5:00 P. M. Abendessen.

6:30 Rosenkranz, Studium bis 8:30 P. M.

Im Jahre 1877 erwarb Prior Martin eine Buchdruckerpresse, die aber erst zwei Jahre später zum Gebrauche aufgestellt wurde. Die ersten Erzeugnisse der Buchdruckerei in St. Meinrad bestanden in den für das Chorgebet nötigen Supplementen, ferner gingen aus der Presse hervor eine deutsche Schulgrammatik, eine englische Übersetzung der heiligen Regel, ein Handbüchlein zum Gebrauche der Novizen, sowie eine Anzahl Akzidenzarbeiten.

Am 29. Juni 1867, dem achzenten Centenarium der heiligen Apostelfürsten, brachte in der Pfarrkirche zu Fulda der erste Alumnus des Seminars St. Meinrad, der hochwürdige Herr Meinrad Fleischmann, sein erstes heiliges Meßopfer dar. Am 21. Juli desselben Jahres konnte Pater Prior einen andern Zögling von St. Meinrad, den hochwürdigen Herrn Brassart, im Auftrage des hochw'sten Bischofs als Rektor der St. Augustinuskirche in Leopold einführen. Der hochwürdige Herr Meinrad Fleischmann versieht jetzt noch in rüstigster Gesundheit die Gemeinde des heiligen Johannes Baptist zu Vincennes Indiana. Der hochwürdige Herr Brassart ist vor einigen Jahren zur ewigen Ruhe eingegangen.

*

Bis zum Jahre 1869 waren die Verhältnisse des Klosters soweit gediehen, daß die geeigneten Schritte zur Errichtung der Abtei getan werden konnten. Am 24. September reiste deshalb der hochwürdige Pater Prior Martin in Begleitung des Herrn Adelrich Benziger von New York nach Einsiedeln ab, um mit dem Abte Heinrich das Weitere zu beraten. Er traf am 31. Oktober dortselbst ein. Die Angelegenheit wurde, insoweit sie vom Kapitel des Stiftes Einsiedeln abhing, in kurzer Frist in Ordnung gebracht. Am 14. November 1869 reisten sodann Pater Prior Martin und der Abt Heinrich, welch letzterer einer Einladung zur Teilnahme am Vatikanischen Konzil Folge leistete, nach der ewigen Stadt ab, um daselbst alles zum gewünschten Ziele zu führen. Papst Pius nahm das Bittgesuch beifällig auf.

Aber nicht allein für sein Kloster St. Meinrad war der hochwürdige Pater Prior Martin während dieses seines Aufenthaltes in der alten Heimat tätig; nein sein Blick und seine Wünsche reichten weiter. Er sah bereits damals, wie der alte und ewig junge Stamm des Benediktinerordens durch die Wirksamkeit St. Meinrads neue Sprößlinge treiben werde, die dann ihrerseits wieder zu fruchtreichen Bäumen des Lebens sich auswachsen sollten. Damals wurden schon der erste geistige Grund für die jetzt so segensreich wirkende Abtei Conception gelegt, wie der folgende Brief beweist, den Pater Martin an seinen geliebten Mitschüler und gleichge-

sinnten Freund, den jetzigen hochw'sten Herrn Abt von Conception, Pater Frowinus Conrad, O.S.B., schrieb:

L. J. et M. (Laudentur Jesus et Maria).

Stift Einsiedeln. 25. Dez. 69.

Hochwürdiger inniggeliebter Herr Confrater!

Seit dem 23. November bis gestern war ich auf einer Rundreise in der östlichen Schweiz und im Vorarlberg zum Besuche unserer lieben Exposiți, und so traf mich Ihre liebe Zuschrift vom 5. Dezember nicht zu Hause.

Wenn ich hätte vermuten dürfen, daß Ihnen mein Besuch so willkommen wäre, wie ich aus Ihren Mitteilungen nun entnehme, so hätte ich es bei meiner Wallfahrt nach Sachseln dazu einrichten können. Ob und wann ich aber jetzt dazu kommen werde, kann ich nicht sagen. Ich habe nun den ganzen Jänner in Einsiedeln Arbeit und werde wohl dann von hier direkt nach Rom gehen. Sie hierher einzuladen, wäre wohl zuviel verlangt; aber da die Zeit meiner Rückreise nach Amerika noch unbestimmt ist, so wollen wir jedenfalls die angenehme Hoffnung eines diesseitigen Wiedersehens einstweilen noch nicht aufgeben.

. . . . Die Zukunft unsers heiligen Ordens in der alten und neuen Welt ist es gleichfalls, was meine ganze Seele seit Jahren in Anspruch nimmt, und ich kann dem lieben Gott nur danken, daß er Sie in Ihrem heiligen Eifer für diese heilige Sache bis heute erhalten hat. Sollte auch unsere Arbeit ohne äußeren Erfolg bleiben, so ist sie an und für sich lohnend genug. Ob wir mehr zu hoffen oder mehr zu fürchten haben, darüber könnten wir uns vielleicht mündlich verständigen, immer aber wird es gelten — neque qui plantat, neque qui rigat, nec volentis, nec currentis — sed miserentis est Dei (weder von unserem Pflanzen, noch von unserem Begießen, noch von unserem Willen, noch von unserem Laufen, sondern von der Barmherzigkeit Gottes hängt der Erfolg ab). Warum sollten wir die tröstenden Verheißungen der heiligen Advent- und Weihnachtzeit bloß für die Kirche im Allgemeinen, und nicht auch für unsere Genossenschaft, ja für unsere Person als Wahrheit nehmen?

Ich komme soeben zurück vom S a l v e in der heiligen Kapelle und habe diese Angelegenheit und Ihre persönliche Beteiligung an derselben der lieben Mutter empfohlen, zu der wir in diesen Tagen so oft die bedeutungsvolle Bitte emporsenden: Succurre cadenti — s u r g e r e, q u i c u r a t, populo (Hilf dem fallenden Volk, das aufzustehen begehrt).

Meine ehrerbietigen Empfehlungen, wenn ich bitten darf, an den hochw'sten Herrn Abt und für Sie die herzlichsten Neujahrswünsche

von

Ihrem treuergebenen

Fr. Martin.

Am 10. Mai 1870 kehrte der hochwürdige Pater Prior gesund und wohlbehalten nach St. Meinrad zurück und wurde von den Seinigen mit großem Jubel empfangen. Am 11. November desselben Jahres, dem Namensfeste des verehrten Obern, wurde ihm eine Kutsche, das Ergebnis einer bei den verschiedenen von St. Meinrad abhängigen Pfarreien aufgenommenen Kollekte, durch Pater Chrysostomus als Geschenk übergeben.

Pater Prior hatte bereits von Rom aus die günstige Entscheidung bezüglich der Erhebung des Priorates St. Meinrad zur Abtei seinen Mitbrüdern in St. Meinrad brieflich mitgeteilt; und so erwartete man hier sehnlichst die Apostolischen Dekrete der kanonischen Errichtung der Abtei und der Ernennung ihres ersten Abtes. Allein diese sollten noch nicht sobald anlangen. Die vielen Arbeiten, welche das Vatikanische Konzil in Rom mit sich brachte, scheinen die Erledigung dieser Sache verzögert zu haben. Zwar hatten Abt Heinrich und Pater Prior während ihrer Anwesenheit in Rom alle Verhandlungen zum Abschluß gebracht, aber erst am 30 September 1870 wurde das Breve ausgefertigt, durch welches das Priorat St. Meinrad zu einer selbständigen Abtei erhoben und mit ähnlichen Rechten und Privilegien

ausgestattet wurde, wie die übrigen Klöster der schweizerischen Benediktinerkongregation. Wir lassen dasselbe hier in deutscher Übersetzung folgen:

Errichtungsbulle der Abtei St. Meinrad.

Papst Pius IX.

Zum immerwährenden Gedächtnis.

Was schon längst der Wunsch der Benediktinermönche von Maria Einsiedeln gewesen; nämlich eine Filiale in Nordamerika zu gründen, in welcher von Mitgliedern desselben Ordens Jünglinge zum heiligen Priesterstand erzogen, und aus welcher neue Arbeiter in den Weinberg des Herrn ausgesendet werden möchten, das ist den genannten Mönchen mit Gottes Hilfe glücklich gelungen. Im Jahre des Heils 1852 nämlich sind zwei Ordenspriester, denen Wir von Herzen Unsern Segen erteilten, zu diesem so heilsamen und fruchtbaren Werke aus jenem Kloster in die Vereinigten Staaten Amerikas abgereist und in Vincennes im Staate Indiana angekommen, wo sie von Unserm ehrwürdigen Bruder Mauritius de St. Palais auf das liebevollste und mit Freuden aufgenommen wurden und unverzüglich ihre Dienste mit größtem Eifer und regem Fleiße an verschiedenen Orten auszuüben begannen. Nicht lange nachher schlugen sie in dem Distrikte, der Spencer County genannt wird, ihren Wohnsitz auf und erwarben sich mit dem von den Gläubigen zu diesem Zwecke beigesteuerten Gelde ein ziemlich ausgedehntes Besitztum und gingen mit Bewilligung und Gutheißung des genannten Bischofs an die Errichtung eines Missionshauses.

Dieses wurde unter dem Jubel der dortigen gläubigen Bevölkerung am 21 März des Jahres 1854, am Feste des heiligen Vaters und Gesetzgebers Benediktus unter Anrufung der unbefleckten Gottesmutter feierlich eingeweiht, und, wie ein zweites Einsiedeln, nach dem Namen des heiligen Meinradus benannt. Durch Nachsendung neuer Kräfte aus dem Mutterkloster gestärkt, entwickelte sich das überseeische Haus des heiligen Meinrad allmählich zu einem Kloster, in welchem das Ordensleben gepflegt und geübt wird, und die verschiedenen Beschäftigungen des klösterlichen Lebens betrieben werden. Mit der Seelsorge, für welche die dortigen Religiosen bestimmt sind, werden noch die monastischen Studien, teils zum Unterricht der Ordensprofessen und der Jünglinge, teils zur Anleitung der Kinder der Nachbarschaft zur Frömmigkeit und Tugend verbunden. Es wurde dann ein Kollegium gegründet, in welchem wißbegierigen Jünglingen der Weg von den ersten Anfängen des Wissens bis zum Gipfel der theologischen Wissenschaften offen steht; und schon sind mehrere Priester aus demselben zur Bebauung des Weinberges des Herrn hervorgegangen. Nachdem Unser geliebter Sohn, der Abt des Klosters Einsiedeln in der Schweiz alles dieses der Ordnung gemäß dargelegt, fügt er noch hinzu, daß sich in dem neuen Kloster mehrere Priester mit Gelübden, mehrere Laienbrüder und Kandidaten befinden, und daß der Stand der zeitlichen Angelegenheiten ein solcher ist, daß an einem ehrsamen Unterhalt der Genossenschaft nicht gezweifelt werden kann. Da die Dinge so sich verhalten, so hat derselbe geliebte Sohn, der Abt, Uns im Namen aller Mönche, die in dem gedachten Kloster St. Meinrad wohnen, die inständige Bitte vorgelegt, daß Wir zur Festigung und zum Wachstume dieses Werkes durch Unsere Apostolische Autorität beizutragen Uns würdigen mögen, indem Wir die Regierungsform mehr dem Zwecke entsprechend, in der Weise einrichten, wie sie zum Wohle anderer Klöster des Benediktinerordens gegeben worden ist.

Da Wir nun gemäß des höchsten Apostolischen Amtes, das Wir verwalten, Unsere Sorgen und Gedanken darauf richten, daß der katholische Glaube auch die entlegensten Gegenden der Erde durchdringe und mit dem Lichte des Evangeliums durchleuchte, so haben Wir den Bitten des genannten geliebten Sohnes, des Abtes von Einsiedeln, entsprechen zu sollen geglaubt. Nachdem Wir daher alles Vorgebrachte mit Unsern Ehrwürdigen Brüdern, den Kardinälen der Kongregation der Propaganda mit Fleiß und Aufmerksamkeit erwogen haben, bestimmen Wir gemäß dem Rate derselben Ehrwürdigen Brüder, durch Unsere Apostolische Machtvollkommenheit, wie folgt:

I. Wir erheben das Kloster St Meinrad in der Diözese Vincennes zu einer Abtei ohne exemptes Territorium (absque territorio Nullius Dioecesis).

II. Die Mönche, welche demselben jetzt angehören oder in Zukunft angehören werden, sollen eine eigene Benediktinerkongregation, unter dem Titel der Helveto-Amerikanischen bilden.

III. Diese Kongregation soll neben der gemeinschaftlichen Ordensregel auch nach den Statuten regiert werden, die für die Helveto-Benediktinische Kongregation approbiert sind.

IV. Dieselbe Kongregation soll der genannten Helveto-Benediktinischen Kongregation angegliedert oder affiliiert werden.

V. Die Wahl des Abtes wird dem Kapitel unter dem Vorsitze des Bischofs als Delegaten des Heiligen Stuhles übertragen; so jedoch, daß die Akten des Kapitels dem Heiligen Stuhle zur Bestätigung zu übersenden sind.

VI. Dem Abte sollen alle Rechte und Privilegien zustehen, die im Orden des heiligen Benediktus einem Abte ohne exemptes Territorium zukommen, und die in den erwähnten Statuten der Helveto-Benediktinischen Kongregation näher bestimmt werden.

VII. Was die Seelsorge angeht, besonders insoweit die Umstände jener Gegend in Betracht kommen, so sollen neben den allgemeinen Regeln des Kirchenrechts, auch jene von der Benediktinischen Familie beobachtet werden, die für die Missionen überhaupt überliefert worden sind.

VIII. Falls weltliche Kleriker Studierens halber in das monastische Kollegium aufgenommen werden, so soll dem Bischof das Recht zustehen, deren Kenntnisse und Sitten zu untersuchen.

So wollen, befehlen, bestimmen Wir, indem Wir erklären, daß dieses Unser gegenwärtiges Schreiben fest, gültig

und wirksam sein, und seine unverkürzte Wirksamkeit ausüben, und denen, die es angeht und mit der Zeit angehen wird, in vollem Maße schirmen soll, und daß alle Richter, Ordinarien und Delegaten auch die Auditoren des Apostolischen Palastes und die Kardinäle der heiligen Römischen Kirche demgemäß richten und entscheiden sollen, indem jedem aus ihnen jedwede Fakultät und Machtvollkommenheit, anders zu entscheiden und zu bestimmen, entzogen wird, und daß, was immer abweichend von diesem von irgendwem aus irgend einer Machtvollkommenheit, mit oder ohne Wissen versucht werden mag, null und nichtig sein soll. . . .

Gegeben zu Rom bei St. Peter, unter dem Fischerringe, am 30. September 1870, im 25. Jahre Unseres Pontifikates.

N. Kardinal Paracciani Clarelli.

L. S.

Fortsetzung folgt.

Die Veilchen.

Einer wahren Begebenheit nacherzählt von
Hedwig Berger.

Es war einmal — so will ich beginnen. Jedoch sage ich euch sofort und ausdrücklich, es ist eine wahrhaftige Geschichte und kein Märchen, die ich erzähle, wenn ich auch sagte: Es war einmal.

Also — es war einmal eine kleine Prinzessin, die wohnte in Wien in der Hofburg, und ihr Vater saß auf dem deutschen Kaiserthron. Den sollte auch die Prinzessin später einmal besteigen, denn sie war die Älteste, und weil sie keine Brüder besaß, die Thronerbin. Darum trugen die kaiserlichen Eltern große Sorge um sie und erzogen sie sorgfältig. Und da sie sie auch ungemein lieb hatten, so schlugen sie ihr nicht leicht einen billigen Wunsch ab.

Die Prinzessin war jedoch sehr gutherzig, und so wünschte sie stets mehr für andere, als für sich. Und da sie auch sehr fromm war, so bildete es ihre größte Freude, Jesum im heiligsten Altarssakramente anzubeten und etwas zum Schmucke einer Kirche beizutragen.

An einem Karfreitag war die Prinzessin sehr betrübt. Der Kaiser wollte nach seiner Gepflogenheit mit ihr die Kirche eines Wiener Vorortes besuchen, und sie legte dann jedesmal vor dem heiligen Grabe ein Veilchensträußchen nieder, dessen einzelne Blumen sie selbst gesucht hatte. Da aber Ostern dieses Jahr ungewöhnlich früh fiel und in der Natur noch alles kahl stand, hatte sie kein einziges aufgeblühtes Veilchen finden können. Mußte sie heute wirklich mit leeren Händen vor das Grab des Erlösers treten, in dem er selbst in Brotsgestalt verborgen und in die Monstranz eingeschlossen weilte? Die kleine Prinzessin begann bitterlich zu weinen.

Man wollte ihr Veilchen aus den kaiserlichen Treibhäusern bringen, doch sie lehnte energisch ab. Nur wenn selbstgepflückt, meinte sie, würde der Heiland Freude an dem Geschenke haben.

Dem Kaiser tat sein Töchterchen leid, es gefiel ihm auch dessen frommer Sinn. Er nahm es an der Hand und suchte selbst mit ihm die kaiserlichen Gärten ab. Aber da war alles noch still und tot, grau in grau. Kaum daß sich dem Auge ein grünes Hälmchen zeigte, geschweige denn ein blaues Blümchen.

„Du siehst, liebes Kind, alle unsere Mühe ist vergeblich, es gibt noch keine Veilchen", sprach er endlich tröstend. „Aber Gott sieht auf den guten Willen und das Herz, nicht auf die Hand. Die Tränen in Deinen Augen gelten dem Heiland sicher mehr als der schönste Blumenstrauß."

Die Prinzessin war durch diese Worte nur halb getröstet, doch gab sie das Suchen auf und schritt müde und betrübt an der Hand des Vaters dem Gotteshause zu.

Da trippelte die Straße einher ein kleines Mädchen, nicht älter wohl als die Prinzessin selbst. Es hielt ein Körbchen mit einigen Veilchensträußchen in der Hand und bat mit weicher Stimme: „Kauft Veilchen! Kauft Veilchen!"

Die Prinzessin blieb stehen. „Hast du diese Veilchen selbst gepflückt?"

Die kleine Verkäuferin, welche die Kaisers-tochter nicht kannte, nickte eifrig. „Ja, drunten in den Donauniederungen, die gegen Wind und Wetter geschützter sind, und wo die Sonne ihre ganze Macht entfalten kann, habe ich sie gefunden. Es hat aber sehr viel Mühe gekostet — erst nach mehrstündigem Suchen habe ich diese vier Sträußchen fertig gebracht. Ach, kleines gnädiges Fräulein, kaufen Sie mir eines ab,

bitte, bitte! Wir brauchen so notwendig Geld zu Ostern — der Großvater ist blind und die Großmutter seit Montag krank, so daß sie nicht mehr waschen gehen kann — "

„So hast du wohl gar keine Eltern mehr?" forschte die Prinzessin mitleidig. Die Kleine schüttelte traurig den Kopf und wischte eine Träne von ihren schmalen Bäckchen.

„Und ihr habt Not?" Die Prinzessin überlegte nicht weiter, in ihren Augen leuchtete es auf, sie hatte einen Ausweg gefunden. „Ich kaufe dir alle deine Blumen, alle — hier hast du!"

Sie nahm eine Schnur kostbarer Perlen, die sie um den Hals trug, drückte sie dem freudig überraschten Mädchen in die Hand, nahm das Blumenkörbchen und zog, ohne einen Dank abzuwarten, ihren Vater hastig der Kirchtüre zu.

„Nicht wahr, Väterchen", flüsterte sie, „wenn ich dem Heiland diese Blumen bringe, sind sie ihm genau so lieb, als von mir gepflückte?"

„Gewiß mein Kind", entgegnete der Kaiser tiefbewegt, denn er freute sich über das gute Herz seiner Tochter, „ja, er wird sie vielleicht noch höher bewerten, denn du hast durch ihren Kauf die Not einer bedauernswerten Familie gelindert, und die Dankesträne im Auge des Armen ist die schönste Blüte, die wir dem Herrn als Opfer bringen können."

Die Prinzessin legte also ihre Veilchen vor dem heiligen Grabe nieder und betete recht innig vor dem Allerheiligsten. Sie freute sich, das so sehnlich Gewünschte noch gefunden zu haben, das Halsband vermißte sie weiter nicht schwer. Ihr kaiserlicher Vater kaufte es jedoch in aller Stille von den armen Leuten zurück. Er zahlte einen hohen Preis dafür, so das der blinde Mann fortan mit seinem Weibe und seiner Enkelin Maria ganz gemächlich leben, diese auch angemessen erziehen und ihr eine hübsche Mitgift und Ausstattung mitgeben konnte, als sie nach zehn Jahren ein braver Handwerker zur Frau begehrte. Mit den Perlen ließ der Kaiser die Monstranz des Kirchleins besetzen, dieselbe Monstranz, in der der Heiland in Brotsgestalt über dem heiligen Grabe gethront. Das kam dem Kirchlein sehr zugute, denn es war arm an kirchlichem Schmuck. Und die Perlen haben wohl noch oft zufrieden auf ihre ehemalige Besitzerin herabgeblinkt, wenn sie als fromme Beterin vor dem Altare kniete, unsere Prinzessin, die später nach dem Tode ihres Vaters, des Kaisers Karl VI., als Kaiserin Maria Theresia den österreichischen Thron bestieg, und von demselben aus so segensreich regierte, daß man sie nur „die Mutter ihrer Reiche" nannte. Namentlich war sie eine Mutter der Armen, und legte Gott noch oft selbstgepflückte Blumen in Gestalt von Dankestränen der Armut zu Füßen.

Tabernakel-Wacht.

Ein kleiner Held.

Wenn man bedenkt, wie schwer es oft selbst für einen erwachsenen, wohlmeinenden Katholiken ist, in Gegenwart von Andersgläubigen, bei Ausübung seiner Religionspflichten die leidige Menschenfurcht zu überwinden, so darf man den Knaben, von dem der "Southern Messenger" folgenden schönen Zug berichtet, wohl mit Recht einen kleinen Helden nennen.

Eine muntere Schar von kleinen Zeitungsträgern (Newsboys) wohnte einer freien Abendunterhaltung bei, die von den Lokalblättern von Steubenville Ohio, im Viktoriatheater dieser Stadt eigens für sie veranstaltet worden war. Nach der eigentlichen Feier, wurden verschiedene Gesellschaftsspiele für die Knaben in Szene gesetzt, und diese wurden dann gruppenweise auf die Bühne gerufen, um sich an demselben zu beteiligen.

Eins dieser Spiele hatte Ähnlichkeit mit jenem Volksspiele, bei dem jener einen Preis gewinnt, der es fertig bringt, mit den Zähnen einen Apfel zu fassen, der an einem Faden in der Luft schwebt, nur war in diesem Falle der Apfel durch eine Wurst ersetzt. Drei solcher Würste waren an einem Stabe befestigt und wurden von dem Veranstalter der Spiele vor den Gesichtern der Knaben hin und her geschwungen.

Unter denen, die zur Teilnahme an diesem

Ortseinwohner befanden, eine Ansprache. Er erinnerte die Leute an den Propheten Elias, wie dieser heilige Mann vor der gottlosen Jezrael hatte in die Wüste fliehen müßen, wie er meinte, unter seinem Kreuze zu erliegen, wie ihn aber ein Engel getröstet und mit himmlischer Speise für die kommenden Mühsale gestärkt habe. So seien auch sie, die Polen, durch die russische Härte dazu gezwungen, in ein, wenn auch gastliches, so doch für sie fremdes Land gezogen. Durch die trostlosen Nachrichten von zu Hause seien sie daran gewesen, den letzten Rest des Vertrauens, ihr Kreuz tragen zu können, zu verlieren, und gerade zu rechter Zeit habe ihnen der göttliche Heiland den Priester, der ja mit Vorzug ein Engel des Herrn heiße, gesendet mit dem Kraftbrote der heiligen Eucharistie, um sie in ihrem unsäglichen Jammer zu trösten und zu stärken. —

Das war kein Weinen mehr, das war ein Aufstöhnen aus dem tiefsten Grunde der Seele, was dem Priester bei seiner Rede aus den Bänken entgegenklang. Als er ihnen dann die heilige Hostie entgegenhielt und das „Domine, non sum dignus" gesprochen hatte, da rutschten diese Männer auf ihren Knieen mit sehnsüchtig ausgebreiteten Armen dem Heilande an die Kommunionbank entgegen, um an seinem Herzen ihr und ihres geknechteten Volkes Elend auszuweinen.

Nur Eins hinzu, so gilt's.

(Von Onkel Ludwig.)

F l e i ß i g bist du, das muß ich sagen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend immer tätig, bald da, bald dort. Das geht nur immer so fort, daß es eine Freude ist! Nie seh' ich dich müßig herumlungern. Wer könnte all die Schritte und Tritte zählen, die du den ganzen Tag machst und all die Handbewegungen bei deinen Arbeiten! Du strengst dich wirklich an und vergießest sauren Schweiß. Sobald die eine Arbeit fertig ist, greifts du gleich zu etwas anderm. Du strengst den Geist an und den Körper und ruhest nicht bis die Müdigkeit dir die Augen zudrückt.

Soweit ist alles recht. Aber nun frage ich dich: Hast du auch schon bedacht, was all deine Arbeit, vielleicht durch fünfzig Jahre hindurch, all die vielen Schritte und Tritte, die du ausführest, all die Geschäfte, die du erledigst, dir helfen, wenn du dich hinlegst zum Sterben? —

Nun deine Erben finden vielleicht reiche Früchte deines Fleißes. Aber d u? Was nimmst du davon mit in's Grab oder hinüber in die Ewigkeit?? O, vielleicht hast du es gemacht, wie die allermeisten Weltmenschen: sie machen lauter Nullen ihr Leben lang. Und wenn's zum Sterben kommt, wenn sie beim Scheine der Sterbekerze zurückschauen auf ihr Leben, dann sehen sie nichts als Nullen, lauter Nullen. Sie sollten sich jetzt mit ihren Erdentaten den Himmel erkaufen, aber ach, sie stehen mit leeren Händen vor der Pforte der Ewigkeit! Wehe! Was werden ihnen diese Nullen einst für Schrecken einjagen!

Oder glaubst du wirklich, deswegen in den Himmel kommen zu können, weil du wohl fünftausend Paar Stiefel gemacht auf der Welt? Oder weil du dreißig Jahre im Dienst warst? Oder für das gute Bier, das du gebraut? Oder für die Bücher die du geschrieben? Ei, wenn du sonst nichts getan hast, so ist das alles längst bezahlt. Dafür hattest du deinen Lohn längst bekommen. Ja, wenn sonst nichts dazukäme! Aber was soll noch dazu? Ich sage:

„Nur Eins dazu, dann gilts!"

Dies Eins, das muß v o r deine Nullen hinzukommen; denn jetzt hintennach in der Todesstunde, da gilt bloß dies Eins und sonst nichts mehr.

Ja, nur dies Eins hinzu, zu allen deinen Gedanken, Worten und Werken, zu allen deinen Schritten, zu all deinen Arbeiten: dann gelten sie auch für die Ewigkeit und bilden dann eine große, große Zahl. Mach' zu den nichtsnutzigen Nullen hier . . . . . 000000 . . . . vorne nur ein E i n s, und aus all den Nullen gibt es 1000000, eine Million. Nur Eins hinzu, dann gelten auch die Nullen; — ohne dieses E i n s sind und bleiben sie in alle Ewigkeit n i c h t s!

Aber was ist denn dieses Eins, welches wir unsern Gedanken, Worten und Werken voraussetzen sollen und welches ihnen so großen Wert gibt auch für die Ewigkeit? — „Die gute Meinung!" — Und worin besteht diese so wertvolle gute Meinung? Darin, daß du unter deiner Arbeit recht von Herzen heraus denkst: „Alles Gott zulieb!" oder „Alles meinem Gott zu Ehren". Oder: „Weil's Gott so will!"

Ich meine, dieses winzige Eins, sollten wir alle Tage vor alle unsere Arbeiten hinsetzen und auch vor unsere Erholung.

Tue es! Und wenn du es nicht kannst, so lerne es!

Martin Marty, O. S. B.,

Erster Abt von St. Meinrad, erster Apostolischer Vikar des Territoriums Dakota, Bischof von Sioux Falls und St. Cloud, Apostel der Sioux-Indianer.

Ein Lebensbild, entworfen von einem seiner dankbaren geistlichen Söhne, O. S. B.

6)

Diese Bulle kam am 25. November 1870 in St. Meinrad an, nicht aber die Bulle der Ernennung des ersten Abtes von St. Meinrad, die man sicher erwartet hatte, und die auch in der Tat an demselben Tage, nämlich dem 30. September 1870 ausgefertigt, aber in dem Wirrwarr der Erstürmung Roms durch die Garibaldianer nicht abgesendet worden war. — Was war nun zu tun? — Die neue Abtei hatte man nun zwar, aber keinen Abt. — Man beschloß zu warten. — Das alte Jahr ging zu Ende, und das neue Jahr brach an, und immer noch wartete man vergebens auf die Ernennung des ersten Abtes. Auch der Monat Januar nahte sich schon der Fülle seiner Tage, und immer noch war die Abtei ohne ihren Vater. Da beschlossen die Kapitularen von St. Meinrad, auf den Rat des hochwürdigsten Bischofs von Vincennes, der auf Paragraph V. der mitgeteilten Apostolischen Bulle hinwies, endlich selbst zur Wahl eines Abtes zu schreiten, in der ganz erklärlichen Voraussetzung, man erwarte in Rom diese Wahl von ihnen. So trat denn am 23. Januar 1871 das hochwürdige Kapitel von St. Meinrad zur Wahl des ersten Abtes einer neuen Abtei zusammen. Unter allen Förmlichkeiten, wie solche von der Kirche vorgeschrieben sind, ging die Wahl vor sich. Der hochwürdigste Bischof Mauritius de St. Palais, der tags zuvor mit seinem Kanzler, Pater Beda O'Conner, O. S. B., angekommen war, zelebrierte selbst das Pontifikalamt vom Heiligen Geiste und reichte den Wählenden die heilige Kommunion. Vormittags um 10 Uhr fand unter dem Vorsitze des Bischofs die Wahl statt, in welcher bei einmaligem Wahlgange von den anwesenden 14 Stimmen 13 auf Pater Prior Martin fielen, das heißt alle, außer seiner eigenen.

Pater Martin war nun Abt von St. Meinrad; jener Mann, von dem der Lebensbeschreiber des Abtes Heinrich IV. von Einsiedeln sagt, daß er „durch seine Begabung, wie durch seine Leistungen volle Bürgschaft für die Zukunft bieten mußte." Zehn volle Jahre hatte er in unermüdlicher Tätigkeit dem schönen Werke gewidmet, durch treue Mithilfe tüchtiger Arbeiter unsägliche Schwierigkeiten überwunden, die Missionstätigkeit organisiert, neue Mitglieder gewonnen, Kollegien gegründet und die klösterliche Genossenschaft auf solider Grundlage eingerichtet. Daß ein solcher Mann sich die Achtung und das Vertrauen aller erwarb, braucht nicht erst gesagt zu werden. Und so erklärt sich die einstimmige Wahl des hochverdienten Abtes, in welcher man das Unterpfand für eine weitere glückliche Entwickelung der Abtei, auch in andern, als Klosterkreisen, erblickte. Sprach ja selbst der hochwürdigste Bischof am Tage der Wahl die schönen Worte, welche von der St. Meinradsabtei nicht werden vergessen werden: The prosperity of this community is in my opinion the prosperity of the diocese, and I hope the joy of St. Meinrad will always be the joy of the Bishop of Vincennes. (Die Wohlfahrt dieser Klostergemeinde ist meiner Ansicht nach der Wohlfahrt der Diözese gleichbedeutend, und ich

hoffe, daß, was St. Meinrad zur Freude gereicht, auch stets dem Bischof von Vincennes zur Freude gereichen wird.")

Eben wollte man die Wahlakten zur Bestätigung nach Rom einsenden, da langte endlich auch die päpstliche Ernennungsbulle an. Dieses ist der Grund, warum der erste Abt von St. Meinrad zu gleicher Zeit vom Papste ernannt und vom Kapitel seines Klosters erwählt worden ist; ein Vorzug, der wohl in den Annalen des Kirchenrechtes kein zweites Mal zu finden sein dürfte.

Die Bulle der Ernennung des Priors Martin Marty zum ersten Abt von St. Meinrad hat in möglichst treuer deutscher Übersetzung folgenden Wortlaut:

Papst Pius IX.

Zum immerwährenden Gedächtnis.

Um die Zahl der Arbeiter im Weinberge des Herrn zu vermehren, damit unsere heilige Religion auch in den entferntesten Gegenden mehr und mehr sich ausbreite und gedeihe, und damit auch durch Uns für die Gläubigen jener Gegenden noch ausgiebiger Sorge getragen werde, haben Wir am heutigen Tage das in der Diözese Vincennes gelegene Kloster St. Meinrad zu einer Abtei ohne exemptes Territorium (absque territorio Nullius Dioecesis) durch ein ähnliches Apostolisches Breve erhoben. Damit aber diese Abtei die reichlichen und heilsamen Früchte, die Wir Uns für das Wohl der Religion und das Seelenheil der Gläubigen von ihr versprechen, hervorbringe, haben Wir für gut erachtet, unverzüglich zur Ernennung eines Vorstehers derselben zu schreiten. Da Uns nun die hervorragende Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Hochschätzung klösterlicher Zucht unsers geliebten Sohnes, Martinus Marty, der der Leitung obgenannten Klosters bereits mehrere Jahre mit höchstem Eifer für den Ordensstand und vorzüglicher Klugheit vorsteht, bekannt ist, haben Wir beschlossen, ihm dieses Amt zum erstenmale durch Unsere Autorität zu übertragen. . . . Wir machen, erwählen und bestimmen daher kraft Unserer Apostolischen Autorität durch dieses Breve denselben geliebten Sohn Martin Marty zum Abte des durch Uns zur Abtei, ohne exemptes Territorium erhobenen Klosters auf Lebenszeit und übertragen und verleihen ihm alle Rechte und Privilegien, welche im Orden des heiligen Benediktus einem Abte, der ohne exemptes Territorium ist, zukommen; unbeschadet jedoch der Vorschriften die in Unserm oben erwähnten Apostolischen Breve gegeben, und durch die Statuten der Helveto-Benediktinischen Kongregation näher bestimmt werden. Wir befehlen daher allen und jedem einzelnen, die es angeht, daß sie denselben geliebten Sohn Martin in das Amt eines Abtes aufnehmen und zulassen und ihm behilflich, gehorsam und zu Diensten seien. Diesem soll nicht entgegen stehen, was immer von Uns oder Unsern Vorfahren bestimmt und verfügt worden ist, auch wenn es spezielle und individuelle Erwähnung und Beschränkung verdiente.

Gegeben zu Rom bei St. Peter, unter dem Fischerringe, den 30. September 1870; im 25. Jahre Unsers Pontifikates.

L. S. N. Cardinal Paracciani Clarelli.

IV.

Der Abt von St. Meinrad.

Am 21. Mai 1871 fand die feierliche Benediktion des ersten Abtes von St. Meinrad statt. Sie wurde unter Assistenz der hochwürdigsten Äbte Bonifaz Wimmer O. S. B. von St. Vinzenz in Pennsylvania, und Benedikt, O. Cist. Congr. Trapp., von Gethsemany, Kentucky, von Bischof Mauritius de St. Palais unter freiem Himmel vor der Pfarrkirche vor festlich geschmücktem Altare vorgenommen. Die Festpredigt hielt der hochwürdige P. Otto Jair, O. F. M., Kustos der amerikanischen Franziskanerprovinz. Der Superior des Franziskanerkonvents in Louisville, Kentucky, P. Anselm Koch, O. F. M., P. Lambert Kettner, O. S. B. von St. Joseph in Covington, Kentucky, der hochwürdige Vater Dion von Holy Croß, Perry Co., Ind., verherrlichten im Vereine mit allen Mitgliedern der St. Meinradsabtei durch ihre Gegenwart das schöne Fest, bei dem sich auch das gläubige Volk von Nah und Fern zahlreich eingefunden hatte.

Nachmittags fand auf Veranlassung des neuen Abtes in St. Meinrad eine Versammlung der Männer aus dem ganzen Missionsbezirk statt, um einerseits dem Heiligen Vater Papst Pius IX. den gebührenden Dank für die Errichtung der Abtei auszusprechen und um anderseits eine Kollekte für die Bedürfnisse des so schwer bedrängten Heiligen Vaters aufzunehmen. Bei dieser Versammlung hielten der hochwürdigste Bischof und die Äbte von St. Meinrad und St. Vinzenz entsprechende Reden. Die kollektierte Summe, 5000 Lire, wurde am 22. August dem Heiligen Vater durch Abt Angelo Pescetelli, O.S.B. der Geschäftsträger des Ordens beim Heiligen Stuhle war, überreicht. Die in lateinischer Sprache von Abt

Martin abgefaßten Beschlüsse dieser, für St. Meinrad so denkwürdigen Versammlung fügen wir hier in deutscher Übersetzung bei.

Abt Martin's Dankschreiben an Papst Pius IX.

Heiliger Vater.

Durch ein Apostolisches Breve vom 30. September des 25. Jahres Deines sehr glorreichen Pontifikates hast Du das Kloster St. Meinrad in der Diözese Vincennes zur Abtei erhoben und mich, der ich in meiner Unwürdigkeit mein Vertrauen auf Deinen Segen setze, zu deren Leiter eingesetzt. Wir, die Mitglieder dieser Ordensfamilie, fühlen uns schon längst gedrängt, Dir, Heiliger Vater, die dankbaren Gesinnung auszudrücken, die uns alle erfüllt, allein unsere äußerste Unwürdigkeit verbot uns, Deinen Blick, der auf so schwere Bekümmernisse der gesamten Kirche gerichtet ist, auch nur auf einen Augenblick an unsere Wenigkeit abzulenken.

Aber am heutigen Tage, an welchem der hochwürdigste Bischof von Vincennes mir die äbtliche Weihe verliehen, ist die Bevölkerung der Missionen, die uns von demselben hochwürdigsten Herrn anvertraut sind, fast vollzählig beim Kloster versammelt und hat nach dem Schlusse der Zeremonien, in einer feierlichen Versammlung, in Gegenwart des genannten hochwürdigsten Bischofs und der assistierenden Prälaten einstimmig unter ungeheurem Beifall folgende Beschlüsse gefaßt:

1. Wir sagen unserem Heiligen Vater Pius den größtmöglichen Dank für die Errichtung der Benediktinerabtei in dieser unserer Nachbarschaft und versprechen zugleich, daß wir dieses herrliche Geschenk Deines väterlichen Herzens gebührend in Ehren halten, und zusammen nach Kräften darauf hinwirken werden, daß diese Pflanzung Gottes erhalten und vermehrt werde.

2. Ganz besonderen Dank wünschen wir auch aus innerstem Herzensgrunde unserm Heiligen Vater Pius darzubringen für die unüberwindliche Standhaftigkeit und heldenmütige Geduld, womit er nun schon während 25 Jahren, in diesen letzten Tagen das Patrimonium des heiligen Petrus und das gemeinsame Vaterland aller Kinder der heiligen Kirche ohne Unterlaß geschützt und verteidigt hat; wir weisen zurück und verdammen die Bosheit und Gottlosigkeit aller jener, die dieses, durch die Religion, durch das Recht und durch eine Jahrhunderte lange Verjährung geheiligte Besitztum zu vermindern oder zu rauben sich erfrecht haben, und versprechen zugleich, daß wir jetzt und später auf den Ruf unsers Pius Gut und Blut in der Verteidigung des Heiligen Vaters, des Patrimoniums und der Rechte des Heiligen Apostolischen Stuhles zu opfern bereit sind.

3. Wir bitten den Abt, den Eure Heiligkeit für uns ernannt haben, daß er die Beschlüsse, sowie die Gaben dieser Versammlung unserm Heiligen Vater zum Zeugnis unserer fortwährenden Dankbarkeit und Ergebenheit übersenden und die diesen Beschlüssen unterzeichneten Namen im Archiv der Abtei aufbewahren wolle.

Indem ich daher, Heiligster Vater, demütigst bitte, daß Du diese Wünsche und Huldigungen Deines Volkes und der ganzen, von Deiner Güte neugegründeten Ordensfamilie genehmigen wollest, erflehe ich, zu den Füßen Deiner Heiligkeit hingeworfen, für die Mönche von St. Meinrad und das ganze Volk, das der Obsorge desselben anvertraut ist, im Vertrauen auf Dein liebevolles Herz den Apostolischen Segen

Deiner Heiligkeit gehorsamster und ergebenster Diener
Martinus,
Abt.

St. Meinrad, Indiana, den 21. Mai 1871.

Am hochheiligen Pfingsfeste hielt der erste Abt von St. Meinrad sein erstes Pontifikalamt.

In seiner neuen Würde blieb Abt Martin, was er seit Jahren gewesen: Lehrer, Missionär, Klosteroberer. Das letztere war er zwar als Prior auch gewesen, aber jetzt war er es in anderer Art. Vorher hatte er seine Verantwortlichkeit mit dem Abte von Einsiedeln geteilt. In der klösterlichen Disziplin, in der Tagesordnung, im ganzen Haushalt hatte man sich so enge als möglich an Einsiedeln und die Gewohnheiten der Schweizerischen Benediktinerkongregation angeschlossen. Jetzt war Abt Martin unabhängiger und allein verantwortlicher Vorsteher einer klösterlichen Familie. Mehr als dies, sein Kloster war das Mutterhaus der von Pius IX. am 30. September 1871 errichteten Helveto-Amerikanischen Benediktinerkongregation, und er ihr erster Präses. Allerdings bestand diese neue Kongregation vor der Hand erst aus dem Mutterhause allein, sie sollte aber bald im Norden und Süden sowie im fernen Westen hoffnungsvolle Tochterklöster aufblühen sehen.

An Abt Martin trat nun die schwierige Aufgabe heran, sein Stift und mit ihm die neue Kongregation den amerikanischen Verhältnissen anzupassen und in die dem Orden eigentümliche Lebensweise einzuführen. Der Benediktiner schlägt nicht am Morgen sein Zelt auf, um es am Abend wieder abzubrechen. Er bindet sich vielmehr durch einen Schwur, durch das Gelübde der Stabilität oder Beharrlichkeit an den Ort seiner Erwählung, seiner Profession. Was er gründet und baut, das gründet und baut er für Jahrhunderte. Normen schaffen, Überlieferungen

einführen, in denen sich ein Benediktinerkloster, eine Kongregation auf unabsehbare Zeiten hinaus bewegen soll, das ist eine der schwierigsten Aufgaben des Obern einer jungen Ansiedelung, und diese Aufgabe fiel dem Abt Martin zu. Er traf nicht immer im ersten Wurf das Richtige, gewiß nicht. Er schwankte und probierte auch oftmals. Gegenüber dem unruhigen Drang, welcher das Leben der amerikanischen Union kennzeichnet, meinte er sogar eine Zeitlang, die benediktinische Stabilität etwas lockern und sich den fliegenden Truppen und dem Vorpostenleben der neueren Ordensgesellschaften nähern zu sollen. Dies Schwanken erklärt sich leicht aus der Schwierigkeit dessen, wozu er berufen war. Er kehrte dann nur um so entschiedener und überzeugungsvoller zu dem Felsengrunde tausendjähriger Satzungen, welcher sich überall und unter allen Verhältnissen bewährt, zurück und führte auf demselben den geistigen Aufbau der ihm anvertrauten Ordensfamilie auf. Sehr bald nach seinem Amtsantritte trat aber noch eine andere sehr schwierige Aufgabe an den hochwürdigsten Herrn Abt heran. Es war die Errichtung eines neuen Klostergebäudes, da die bisher benützten, aus Holz aufgeführten Gebäulichkeiten als vollständig unzulänglich für die stetig sich mehrende Genossenschaft sich erwiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Erbauliches vom Kriegsschauplatz.

Nichts Erfreulicheres und Schöneres kann man lesen, als was die katholischen Blätter Deutschlands und Österreichs über das Wiedererwachen des religiösen Geistes und besonders der Andacht zum Allerheiligsten Altarssakamente bei den Soldaten im Felde und ihren Angehörigen daheim berichten. Wir können nicht umhin, unsern lieben Lesern zur Erbauung und Nacheiferung hier eine kleine Auslese zu bieten, die wir dem „Innsbrucker Sendboten" entnehmen.

1. Hunger nach dem Brote des Lebens.

Mitgeteilt vom Missionshaus Heiligkreuz, Schlesien.

In unserem Heere ist Hungersnot ausgebrochen. Man ruft nach Brot — nach dem Brote des ewigen Lebens. Die katholischen Feldgeistlichen haben nicht Hostien genug, um den Gotteshunger der Soldaten stillen zu können. Welche Wehmut hierüber, aber auch zugleich welch große Freude spricht nicht aus den Briefen zweier Patres aus dem Missionshaus Heiligkreuz bei Neisse, Schlesien, die seit mehreren Wochen auf den Schlachtfeldern in Frankreich tätig sind. Der hochwürdige P. Marquard schreibt: „Wenn ich doch wenigstens Hostien bekäme, auf alles andere möchte ich ja gern verzichten. So aber sitze ich hier, um mich herum die hungrigen Schäflein, und kann schließlich nicht einmal die heilige Messe lesen, geschweige denn die heiligen Kommunion austeilen. Gestern hatte ich über 60, heute über 160 heiligen Kommunionen. Wie mußte ich da teilen! Gestern hörte ich von 3—10 Uhr ununterbrochen Beichte, wobei ich viel Freude erlebte, und heute im Gottesdienste konnte ich mich kaum der Tränen enthalten, als ich sah, mit welch inniger Andacht und Inbrunst die Soldaten die heiligen Kommunion empfingen."

P. Riedel schreibt: „Der Andrang zur heiligen Kommunion ist ein sehr großer, so daß ich mit den heiligen Hostien in Verlegenheit komme. Gestern, am Sonntag, hatte ich 4 Gottesdienste (2 ohne heilige Messe), dazu 2 Stunden Beichthören. Heute erwarte ich in N. zirka 250 Beichtende. Zum Essen fehlt mir die Zeit."

In einem anderen Briefe schreibt derselbe hochw. Pater: „Sitze fast täglich 3—4 Stunden auf einem Stuhle in einem alten Schuppen, wo Wind und Wetter freien Zutritt haben um die Soldaten Beichte zu hören. Heute früh waren 164 Kommunionen. Es ist rührend, so vielen den Heiland geben zu können. Leider kann man nicht allen Gelegenheit zur Beichte verschaffen, da es sonst zu viele würden."

Wie passen denn hierzu eigentlich die vielen Schauergeschichten von deutscher Grausamkeit und deutschem Vandalismus? Von der Kommunionbank geht man doch nicht weg, um zu morden und zu plündern!

2. Doppelte Wacht.

Aus den Vogesen schreibt uns ein wackerer bayrischer Landwehrmannn:

„. . . Ich bin dem göttlichen Herzen vor allem dafür Dank schuldig, daß es mir die Gnade verleiht, so oft die heilige Sakramente empfangen zu können. Heute feiern wir den ersten Freitag (im November) und ich hatte auch das hohe Glück, denselben zu begehen, da ich beinahe neben der Kirche auf Wache stehe und eine Stunde zum Besuche des Gottesdienstes benützen konnte. Mehrere bayrische Landwehrmänner begleiteten mich. Es ist ja ganz besonders unserer bayrischen Landwehrmänner Brauch, bei jeder Gelegenheit die heilige Kommunion zu empfangen, wozu von den drei Priestern, die in der Pfarrei U. tätig sind, recht viel Gelegenheit geboten wird. Es ist so schön, wenn der Krieger in voller Ausrüstung, gestützt auf sein Gewehr, vor den Herz-Jesu-Altar und das Herz-Jesu-Bild, wie auch diese Kirche ein schönes besitzt, hinkniet. Nicht etwa, daß man zum göttlichen Herzen mit Waffen kommen müßte, aber wir können ihm diese weihen, damit es sie segne. Es wird auch von der Gemeinde recht viel Gebrauch von den heiligen Sakramenten gemacht.

Am Allerheiligentag wurden wir nach dem Kirchgang auf die Gräber geführt, die heuer besonders prächtig geschmückt und mit Kränzen versehen waren. Unsere braven Landwehrmänner haben es vorzüglich verstanden, diese Ausstattung durchzuführen. Leider befinden sich auch von unserem Regiment in U. schon zirka 20 Gräber, und auch mit Gräbern von gefallenen Feinden ist der Friedhof übersät; dieselben waren ebenso schön hergerichtet wie die unsrigen; denn es gibt ja bei uns Deutschen wie auch bei den Österreichern nach dem Tode keine Feinde mehr. . . .“

3. Priester und Soldat.

Eine ergreifende Szene aus einer Pariser Bahnhofshalle — so erzählen die liberalen „Münchener Neuesten Nachrichten“ — wird von einem englischen Berichterstatter geschildert: In der Halle eines großen Pariser Bahnhofes lagen eine Anzahl Verwundeter auf Stroh und warteten, bis sie in das Lazarett gebracht wurden. Einer von ihnen stöhnte schwer. Eine Schwester wollte ihn neu verbinden, aber er wies sie zurück: „Ich bitte schleunigst um einen Beichtvater!“

„Ist ein Priester hier?“ fragte die Schwester. Ein anderer Schwerverwundeter berührte mühsam die Schwester am Ärmel. „Ich bin Priester,“ brachte er mit Aufbietung aller Kräfte hervor. „Ich kann ihm die Absolution geben, tragt mich zu ihm.“

Die Schwester zögerte. Der Soldat hatte eine furchtbare Wunde von einer Granate und die leiseste Bewegung konnte seinen Tod herbeiführen. Aber dringlicher sprach zu ihr die schwache Stimme: „Sie kennen den Wert einer geretteten Seele. Was bedeutet eine Stunde Leben mehr, verglichen damit!“ Und der Priester-Soldat versuchte, sich selbst aufzurichten. Aber er konnte es nicht und so trug man ihn an die Seite des Gefährten, dem er die Beichte abnahm. Als er ihm dann die Absolution erteilte, war er zu schwach, das Zeichen des Kreuzes zu machen. Die Schwester half ihm, den Arm heben. Darauf fielen beide zurück, der Beichtvater und sein Beichtkind. Hand in Hand starben sie.

Es ist für den, der nichts hofft in der Ewigkeit, jeder Tag im Leid zugebracht ein Todestag, ein Tag, wo ihm sein einziges Gut, gegenwärtige Freude, benommen ist ein Plagtag ohne Nutzen, ein Vorspiel der Hölle. Nur wer auf höheres Gut zusteuert, der kann auch das Leid willig annehmen im Vertrauen, daß das Höhere dadurch gefördert werde. — (Alban Stolz, „Witterungen der Seele“.)

Ein Zeuge Gottes.

Der verstorbene Benediktinerbischof Ullathorne, welcher in seinen jüngeren Jahren Missionär in Australien war, erzählte folgende merkwürdige Begebenheit.

Auf dem Friedhofe zu Sidney in Australien ziert ein schöner, saftvoller Feigenbaum ein Grab. Dieser Baum ist ein lebendiger Zeuge Gottes, ein Wunder. Als nämlich der Mann, dessen Gebeine hier unten ruhen, auf dem Sterbebette lag, wollte er sterben, wie er gelebt, das heißt gottlos. Alles Bitten, alles Flehen, alles Zureden seiner Angehörigen blieb ohne Erfolg. Als alter Bekannter des verstockten Sünders wurde ich an sein Sterbelager gerufen, um ihn auf den Eingang in die Ewigkeit vorzubereiten. Allein ich konnte ebensowenig ausrichten, als die übrigen. „Laßt mich in Ruhe, es gibt keinen Gott, keine Ewigkeit", behauptete er hartnäckig. Und als ich mit den dringendsten Bitten in ihn drang, entgegnete er höhnisch: „Wißt ihr was, wenn ich gestorben bin, so stecket mir eine Feige in meinen Mund. Wenn diese keimt und sproßt, dann möget ihr glauben, daß es einen Gott gibt."

Der Unglückliche starb noch am nämlichen Tage ohne Reue. Ich mußte ihm das kirchliche Begräbnis verweigern. Seine Verwandten aber erfüllten den frevelhaften Wunsch und steckten dem Toten eine gedörrte Feige in den Mund. Bald erhob sich auch ein prächtiges Marmordenkmal über seinem Grabe. Weitere zwei Jahre vergingen, als man bemerkte, daß der schwere Mamorblock zu Häupten der Leiche sich zu heben begann, immer höher, bis aus der dadurch entstandenen Öffnung ein Feigenbäumchen hervorsproß, das sich allmählich zu einem stattlichen Baume auswuchs. Jeder, der den Gottesacker von Sidney besucht, kann sich mit eigenen Augen von dieser Tatsache überzeugen. Hier hat sich bestätigt, was die heilige Schrift in dem Psalmenbuche sagt: „Die Wahrheit sprosset aus der Erde hervor".

Andacht im Felde.

Aus einem Feldpostbrief.

Der junge Mann ist nie so bereitet zum Tode als im Kriege. Die Verhältnisse haben ihn ernst und wahrhaft fromm gemacht. Die religiösen Zweifel sind verschwunden, die spottende Zunge ist still, die Scheu, den Glauben laut und äußerlich zu zeigen, ist starkem, christlichem Mut hierzu gewichen. Das bewies mir eine weihevolle Andacht, der ich in den letzten Ruhetagen beizuwohnen das Glück hatte.

Der Besuch der Andacht war eine freiwillige Sache. Aber hier im Felde tritt auf das Kommando: Freiwillige vor! eben alles vor. So zog ich denn als Führer einer größeren wackeren Schar nach der Kirche. Ein ganz anderer Anblick als vor zwei Tagen in einem andern Dorfe. Dort die schändliche Ruine einer Kirche, von der französischen Artillerie in gemeiner Tücke dazu gemacht, weil unsere Verwundeten dort lagen; hier das unversehrte Dorfkirchlein. Es war das zweite Mal, daß ich in Feindesland das Glück hatte, eine Kirche zu betreten, in der noch das Allerheiligste thronte. So heimatlich traut mutete es uns in dem kleinen Raume an, der eben uns und einigen Kameraden von der Artillerie Platz bot. Eine feierliche Stille herrschte. Welch ein Unterschied: diese ernsten Krieger von heute und die vielfach leichtfertigen Soldaten von früher.

Der Geistliche trat vor die Kommunionbank, wie unsere Priester daheim in den armen Kirchen. Es war ein lieber Mann, nicht einer, dessen Worte wie Blitzfunken im Nu die Herzen begeistern, sondern einer, der das stille Dauerfeuer der christlichen Liebe anzufachen versteht. Er sprach leise, aber zu Herzen gehend. Was er sprach, das wußten wir alle schon so lange, und doch war es uns Herzensbedürfnis, es zu vernehmen. Wie andächtig lauschten wir den ernsten Mahnungen zu mutigem und pflichtgetreuen Ausharren bis zum Heldentode! Die Predigt war kurz, der Geistliche begann sofort mit praktischer Arbeit. Wir durften beichten und kommunizie-

ren, zum erstenmal das große Glück seit dritthalb Monaten!

Wie freudig traten sie vor den Priester, denen früher das Pflichtbeichten das größte Kreuz war. Sie fürchten nicht das Tageslicht, nicht den Blick Auge in Auge. Furchtlos, kurz und gut ist ihr Bekenntnis. Glückstrahlend kommen sie zurück aus der Sakristei, froh wie nach einem Siege. Dazwischen erfolgt eine rechte Männerandacht. Einer, der das früher öfter geübt, leitete sie. Wir beteten für unsere toten, verwundeten und gesunden Kameraden, auch die Lieben daheim haben wir nicht vergessen. Wir haben die Kommunionandacht verrichtet, zur Gottesmutter gebetet. Wie hat da jedes Wort unserer altbekannten Gebete gewogen, wie leicht ging man früher darüber hinweg! Dann erschollen unsere herrlichsten Lieder: „Maria zu lieben"; „Deinem Heiland"; „O Herr, ich bin nicht würdig". Ganz einzig klangen die tiefen ernsten Männerstimmen, man verspürte die volle Andacht. Rührend war auch die Männerkommunion, die den Schluß der Andacht bildete. Etwas jäh war der Abschluß, der Dienst, die Pflicht rief uns, im Dienst setzten wir den Gottesdienst fort. Jedem tat es leid, daß wir das Kirchlein verlassen mußten. Der Geistliche sagte uns, eine so schöne Stunde habe er noch nicht erlebt.— —

Lieber, Leser, ich habe dir dieses hierhergesetzt, nicht allein, damit du dich beim Lesen einige Minuten lang angenehm unterhaltest, sondern damit du für deine Seele Nutzen ziehest aus dem herrlichen Beispiel, das dir die deutschen Soldaten im Kriege geben. „N o t l e h r t b e t e n" sagt das Sprichwort, und wie wahr es ist, das sieht man jetzt an den deutschen Soldaten und am ganzen deutschen Volke. Laß dich durch f r e m d e Not belehren, damit du nicht durch e i g e n e Not mußt gezwungen werden. Oder sollte es am Ende auch von dir gelten, was der Dichter sagt:

„Auf Erden wird kein Mensch gescheit,
Außer durch eigenen Schaden"? — —

Der Zahltag.

„Polternd trat der Bauer Kaspar Furtner in die Stube, wo Susanna, sein Eheweib, eben mit Auskehren beschäftigt war: „Schon wieder eine Bosheit — elender Schurk' von einem Nachbar, nichtsnutziger Hallunk', das sollst du mir büßen. — Hör' mal, Weib, wie ich erst mit den Rossen hinausgeh', und das Krautland umzuackern anfangen will, was seh ich! dreiundzwanzig von den wunderschönen kernfrischen Apfelbäumen, die ich vergangenes Frühjahr gesetzt hab', sind abgeschnitten, in aller Mitt' abgeschnitten! Hab' ich gemeint, ich muß kopfüber stürzen, wie ich die herrlichen Bäum' ruiniert seh', und wär's mir schon gleich so lieb gewesen es wär' mir das halbe Haus über dem Kopf zusammengebrannt! Jetzt ist's vorbei mit dem Nachgeben; gleich tu' ich die Roß in den Stall und dann geh' ich hinüber und hau mir den elenden Hallunken kreuz und quer durch, daß er mir braun und blau werden muß, wie Bocksleder!" Also zürnte Furtner und griff in fieberhafter Aufregung nach einem derben Knotenstocke, der über dem Backofen lag, und nun wollte er rasch zur Tür hinaus und fort zum Nachbar hinüber, um an ihm empfindliche Rache zu nehmen.

Blitzschnell stellte sich Susanna vor die Türklinke und ihn abwehrend, sprach sie in flehentlichem Tone: „Kaspar, lieber Kaspar! geh nicht so fort, ich bitt' dich um alles in der Welt, bleib' und überleg' die Sach', eh' du mit Trümmern d'reingehst und so tausendmal mehr verdirbst und schad'st, als du gut zu machen vermeinst. Hör', Kaspar, ich hab' was ausgedacht, was für den Nachbar recht heilsam sein wird, aber versprich mir jetzt, geh' nicht hinüber und leg' den Stock wieder hin, wo du ihn genommen hast."

Wie ein am Feuer stehender überströmender Topf durch einige Tropfen kalten Wassers schnell wieder gedämpft wird, also hatten Susannas Worte ihres Mannes jähes Aufbrausen alsbald wieder zur Ruhe gebracht, innerlich aber brodelte es noch eine Weile fort.

Eines Tages wurde ihm ein Weib vorgeführt, das eines Vergehens schuldig war.

„Der Alte scheint heute hinfälliger zu sein denn je", meinte ein Advokat, als der Richter seinen Platz einnahm. Ich kann nicht begreifen, wie ein so alter Mann die Mühsalen eines Richters noch länger ertragen mag."

„Mir ist heute unwohl", sagte der Richter zum Advokaten gewendet, „und ich ersuche Sie deshalb, alle Fälle, die Sie haben so schnell und gut als möglich zu erledigen."

Jeder sah, daß der greise Richter ungewöhnlich schwach war und keiner dachte daran, die Verhandlungen unnötig zu verlängern; denn alle Advokaten hatten ihn achten gelernt.

„Ist das die Frau?" fragte der Richter, „wer verteidigt sie?"

„Ich habe keinen Verteidiger, Herr Richter" erwiderte das Weib, „und ich habe keinen nötig; denn ich bin hier, um meine Schuld zu gestehen. Kein Mensch kann mich verteidigen", fuhr die Angeklagte fort und schaute den Richter mit einem eigentümlichen Blick an. „Ich bin wegen Ruhestörung verhaftet und gewillt dafür meine Strafe hinzunehmen. Ich habe die Auszehrung und bin dem Tode nahe, Herr Richter, und weiß, daß kein Urteil auf mich einen großen Einfluß haben kann." — Ein hohler, krampfhafter Husten erschütterte ihre Gestalt und wie vor Kälte schaudernd, zog sie ihren alten schwarzen Schal enger um sich.

Das Gesicht des Richters behielt seinen gewöhnlichen Ausdruck bei; nur seine Augenlider senkten sich, und er erhob sie auch nicht, als die Frau zu sprechen fortfuhr: „Wie gesagt, niemand kann mich verteidigen. Ich bin bereits zu tief im Abgrunde der Sünde versunken. Vor einigen Jahren war ich ein Kind, auf das meine Eltern ihre größten Hoffnungen setzten. Ich wuchs heran und war bewundert und verehrt von allen, die uns kannten. Dann kam ein Mann, der mir gestand, daß er mich liebe. Herr Richter, ich sage dies nicht um ihr Wohlwollen zu erwekken. Man hat mich schon oft vor die Gerichte geschleppt: aber niemals habe ich von meinem früheren Leben gesprochen". Sie hustete wieder und fing einen Blutstrom mit dem Taschentuch auf, das sie an ihre Lippen preßte. „Ich rede jetzt davon, weil ich weiß, daß dieses das letzte Gericht ist, vor welches ich auf Erden gebracht werden kann. Ich war achtzehn Jahre alt, als ich mich verlobte. Mein Vater sagte mir, jener Mann sei schlecht; aber ich liebte ihn. Er kam wieder und wieder, und als mein Vater ihm das Haus verbot, entfloh ich mit ihm und ward sein Weib. Mein Vater sagte sich von mir los. Ich war stets sein Stolz gewesen und hatte ihn innig geliebt; aber er verwies mir für immer das Haus, — das Elternhaus, die Heimat meiner Jugend und meines Glückes. Wie sehnte ich mich nach ihm! Wie lechzte ich danach, mein Haupt an seine Brust zu legen und seine Verzeihung zu erbitten. Mein Gatte ergab sich dem Trunke. Er mißhandelte mich. Ich schrieb meinem Vater und bat ihn, mich heimkommen zu lassen. Er antwortete mir; „Ich kenne dich nicht!" — Mein Mann starb, — ja, verfluchte Gott und starb! . . . Heimatlos und elend zog ich mit meinem Kinde in die Welt. Mein Sohn kam im Elend um . . . . Abermals schrieb ich an meinen Vater, aber er erwiderte: „Ich kenne jene nicht, die meine Gebote mißachten!" Von da an sank ich von Stufe zu Stufe, — und jetzt bin ich hier. . . ."

Mehrere Advokaten eilten auf sie zu, eine rote Flut quoll über ihre Lippen. Sie lehnte ihr lebloses Haupt gegen den Stuhl zurück.

Der alte Friedensrichter saß starr und unbeweglich auf seinem Sessel.

„Großer Gott!" rief ein Advokat, „er ist tot!" Und so war es. Der gestrenge Richter stand vor einem höheren Richter, — vor dem, der gesagt hat: „Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erhalten."—

Die Angeklagte war seine Tochter.

Willst du glücklich sein im Leben,
Trage bei zu Andrer Glück;
Denn die Freude, die wir geben,
Kehrt ins eigne Herz zurück.

Martin Marty, O. S. B.,

Erster Abt von St. Meinrad, erster Apostolischer Vikar des Territoriums Dakota, Bischof von Sioux Falls und St. Cloud, Apostel der Sioux-Indianer.

Ein Lebensbild, entworfen von einem seiner dankbaren geistlichen Söhne, O. S. B.

7)

Das Jahr 1872 brachte am 2. Mai die feierliche Grundsteinlegung zum neuen Klosterbau. Dieselbe wurde in Gegenwart der ganzen Klostergemeinde durch den hochwürdigsten Abt Martin unter den vorgeschriebenen Zeremonien, Gebeten und Gesängen vollzogen. Am 14. September desselben Jahres wurde ferner unter erhebenden Feierlichkeiten der Grundstein zu einer neuen Abteikirche gelegt, und zwar durch den hochwürdigsten Bischof von Vincennes.

Ursprünglich beabsichtigte Abt Martin, das neue Haus aus Ziegelsteinen aufzuführen, ließ sich aber durch den hochwürdigsten Herrn Bischof bestimmen, die herrlichen Sandsteinquadern, die auf dem Monte Cassino, ganz in der Nähe des Klosters gebrochen wurden, zu benutzen.

Der Steinbruch, dem die schönen, für den Bau des neuen Klosters verwendeten Steine entnommen wurden, war bereits im Jahre 1868 angelegt worden. Die ersten aus demselben gewonnen Steine wurden zum Bau der Marienkapelle auf dem Monte Cassino verwendet. Den Grundstein zu diesem lieben kleinen Heiligtum der allerseligsten Jungfrau legte der hochwürdigste Bischof von Vincennes nach der Vesper des 21. September 1868 in Gegenwart des Hochwürdigsten Abtes und des ganzen Konventes. Am ersten Tage des Marienmonats des Jahres 1870 wurde die Statue der Gottesmutter in feierlicher Prozession vom Kloster in die Kapelle übertragen. Seit diesem Tage wird während des ganzen Jahres an allen Samstagen, und vom 1. Mai bis Allerheiligen auch an allen Dienstagen und Donnerstagen die heilige Messe in dieser Kapelle gefeiert.

Die Leitung des Klosterbaues nach gemeinschaftlich entworfenem Plane wurde dem hochw. P. Wolfgang Schlumpf, O. S. B., anvertraut, der hochw. P. Fintan Mundwiler aber, der vom Abt Martin zum Prior ernannt worden war, nahm unermüdlich in der Umgegend und in der ganzen Diözese Kollekten auf und es muß dankbarst anerkannt werden, daß die Katholiken der von St. Meinrad aus pastorierten Missionen reichlich zum Bau der Abtei beisteuerten.

Zuerst wurde nun der 222 Fuß lange, 40 Fuß breite und 54 Fuß hohe Ostflügel mit dem südlichen Eckbau, der 52 Fuß lang, 40 Fuß breit und 70 Fuß hoch war, aufgebaut. An das nördliche Ende dieses Flügels wurde ein 119 Fuß langer, nach Westen hin sich erstreckender 70 Fuß hoher und 33 Fuß breiter Flügel angefügt und bis zum 8. September 1874 soweit glücklich fertiggestellt, daß an dem genannten Tage in der neuen Klosterkapelle, die den oberen Stock dieses Flügels bildete, zum erstenmale Gottesdienst gehalten werden konnte. Im Jahre 1875 wurde dann der 119 Fuß lange Südflügel an den oben erwähnten südlichen Eckbau angeschlossen. Als Bauform wählte Abt Martin den freibehandelten ernsten, romanischen Stil, welcher recht eigentlich der Benediktinerstil ist, da er im frühen Mittelalter von den Söhnen des heiligen Benedikt über alle Kulturländer verbreitet wurde.

Mit dem Einzuge der Klostergenossenschaft in ihr neues Heim wurde dieser die Gelegenheit zu weiterem Wachstum und erneuerter Wirksamkeit nach innen und nach außen geboten.

Das Chorgebet und die würdige Feier des Gottesdienstes, die Missionen, die Schule und damit in Verbindung die Pflege der Wissenschaften, das sind von alters her benediktinische Aufgaben. Obwohl die erstgenannten Tätigkeiten für die Pflege der Wissenschaften wenig Zeit übrig ließen, gab Abt Martin doch auch hierin die mannigfachsten Anregungen und das beste Beispiel. Er selbst fand trotz seiner überhäuften Geschäfte von denen, wie Schreiber dieser Zeilen aus eigener Anschauung bezeugen kann, auch die demütigen Handarbeiten in Feld und Garten

nicht ausgeschlossen waren, doch noch Zeit, eine gedrängte Ordensgeschichte zu schreiben unter dem Titel „Der heilige Benedikt und sein Orden, von einem Benediktiner in St. Meinrad, Indiana. (Einsiedeln, New York, Cincinnati, Benziger, 1875.) Das 208 Seiten starke Büchlein war zunächst bestimmt, die jungen Ordensmitglieder mit dem Leben des heiligen Vaters Benedikt und den verschiedenen Ordensfamilien vertraut zu machen, welche seine Regel zur Grundlage und Richtschnur nahmen. Der Stoff ist in übersichtlicher Weise nach Jahrhunderten geordnet. Ohne ein Werk hoher Gelehrsamkeit zu sein, entspricht es doch seinem Zwecke vollkommen. Eine frühere Frucht seiner Anregung war „Die katholische Kirche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, dargestellt von einheimischen Schriftstellern, deutsch von den Benediktinern in St. Meinrad im Indiana-Staat (Regensburg, Manz, 1864)". Dieses Werk trägt die Widmung an Ludwig I., König von Bayern, den großen Gönner des Klosters St. Meinrad, wie der Benediktiner in Amerika überhaupt. Die Übersetzungen wurden großenteils von jüngeren Ordensmitgliedern und Alumnen des Priesterseminars von St. Meinrad besorgt. Besonders hat sich der damalige Seminarist und jetzige Bischof von Fort Wayne, der hochw'ste Herr Hermann Joseph Alerding, um diese Übersetzungen große Verdienste erworben. — Forsan et hoc olim meminisse juvabit. Vielleicht wird die Erinnerung an diese Jugendarbeiten in seiner Alma Mater dem hochw'sten Herrn Bischof heute noch zur Freude gereichen. —

Im Jahre 1873 wurde durch Patres des Benediktinerstiftes Engelberg in der Schweiz das Benediktinerkloster Conception in der Grafschaft Nodaway in Missouri gegründet, und damit fand die vom Abt Martin schon längst gehegte Hoffnung auf weitere Ausbreitung des Ordens des heiligen Benedikt in den Vereinigten Staaten durch die Schweizerische Benediktinerkongregation ihre Verwirklichung. Wie er die Gründung durch Rat und Tat zu fördern suchte, das beweist nicht allein der bereits mitgeteilte Brief, den er als Prior im Jahre 1869 bei seinem Aufenthalte in Einsiedeln an den jetzigen hochw'sten Herrn Abt Frowin von Conception schrieb, sondern das geht auch aus den beiden hier mitgeteilten Briefen hervor, die uns von demselben hochwürdigsten Herrn Abt gütigst zur Verfügung gestellt wurden, und in denen Abt Martin die letzten Bedenken, die, wie es scheint, im Mutterkloster noch vorhanden waren, beseitigte und den erwarteten Pionieren Verhaltungsmaßregeln an die Hand gab und sie nach St. Meinrad einlud.

L. J. et M. (Laudentur Jesus et Maria).

Hochwürdiger, inniggeliebter Herr Confrater!

Ihre Ahnung war stets auch die meinige, und meine Freude ist nun um soviel größer, weil ich bei der Entwickelung der Sache mich absichtlich jeder Einmischung enthalten und alles der Vorsehung anheimgestellt habe. Benediktinerklöster sind in Amerika nötiger als irgendwo, und woher sollen sie kommen, wer soll gründen?

Der Geist des heiligen Benedikt war wohl nie kräftiger als in den ersten Jahrhunderten unserer Ordensgeschichte und nie war die Missionstätigkeit größer als damals. Individuen oder Kommunitäten ohne Propagandismus (Streben nach Wachstum und Mehrung) haben kein wahres Leben. Daß die junge bayerische Kongregation der schweizerischen in Amerika zuvorkommen konnte, war schon nicht in der Ordnung, daß wir jetzt, nachdem ein sicherer Haltpunkt gewonnen, unitis viribus (mit vereinten Kräften) vorangehen, ist das Wenigste, was wir tun können. Und daß die Keime dazu schon lange gepflanzt sind, sehen wir wohl auch aus dem Umstande, daß ein Pater von Engelberg nicht bloß einer der Gründer der neuen Abtei, sondern auch der erste war, der für die neue Pflanzung sein reiches Leben zum Opfer brachte.*

Die einzige Frage somit, über die wir uns des weiteren verständigen müßen, ist das „Wie?". —

Vor allem dürfen wir annehmen, daß der liebe Gott mit seinem Plane über das „Wo?" und „Wie?" schon im Reinen ist, und es handelt sich also nur darum, daß wir uns von ihm leiten und bestimmen lassen. Eine Andeutung scheint er bereits gegeben zu haben in Ihrer Verbindung mit dem Erzbischof von St. Francisco. Diese Verbindung muß also unterhalten werden, und wenn er uns seiner Zeit Anerbietungen macht, so muß der Augenschein lehren, ob dieselben unseren Verhältnissen und Bedürfnissen angemessen sind. Unterdessen mögen sich aber auch noch andere Aussichten eröffnen, und die Erfahrungen, die wir

* Dieser Pater war der hochw. Eugenius Schwerzmann, der am 7. August 1854 nach einer anstrengenden Missionsreise am Hitzschlag gestorben ist.

bereits gemacht und bezahlt haben, werden bei der Wahl ein nützlicher Maßstab sein.

Der einfachste, sicherste und leichteste Weg zur Ausführung des Gedankens scheint mir, wenn einer oder zwei Patres von Engelberg sobald möglich zu uns nach St. Meinrad kommen, um mit Sprache, Land und Leuten und Verhältnissen vorläufig vertraut zu werden und von hier aus sich nach einem geeigneten Niederlassungspunkte umsehen. Auch den Schweizerischen Verhältnissen ist dieses Verfahren das angemessenste, wenn einer oder zwei Engelberger Patres, ohne von weiteren Absichten etwas verlauten zu lassen, zu uns nach Indiana kommen, so wird das gar kein Aufsehen erregen und den Feinden keine Gelegenheit geben, in die Lärmtrompete zu stoßen. . . . . Sind Sie einmal hier, so wird nach einiger Zeit kein Hahn mehr darnach krähen, wo Sie hingehen oder was wir unternehmen.

In Rom wird die Sache auf diesem Wege ebenfalls am besten verstanden und am leichtesten erledigt, indem in der Errichtung der Helveto-Amerikanischen Kongregation die Brücke über den Ozean schon geschlagen ist.

Falls Sie schon dieses Frühjahr die Reise antreten können und nähere Aufschlüsse darüber wünschen, so wenden Sie sich am besten an unsern ehemaligen Fratersenior Chrysostomus, der Mitte November von uns Abschied genommen und nach Einsiedeln zurückgekehrt ist.

Wir wollen unterdessen die Angelegenheit in vertrauensvollem Gebete zu fördern suchen und insbesondere die täglichen P r e c e s U n i o n i s (Gebete des Benediktinervereins) zu diesem Zwecke aufopfern.

Melden Sie Ihrem Hochw'sten Herrn Abte meine ehrerbietigste Empfehlung und den bekannten hochw. Konfratres die herzlichsten Grüße

Ihres treuergebenen

St. Meinrad, 17. Januar 1872. Fr. Martin.

*

Hochwürdiger, inniggeliebter Mitbruder!

Am 17. Juni schickte ich meinem Briefe vom 17. Jänner einen hinkenden Boten nach, sich zu erkundigen, wo der letztere geblieben sei. Ihre liebe Antwort vom 2. Juni, die ich am 25. erhielt, hat mich nun vollkommen beruhigt.

Ich bin mit Ihrem hochw'sten Herrn Abte ganz einverstanden in dem Grundsatze, daß man nie ein neues Unternehmen anfangen soll zum Schaden eines früheren, und so lange er dem alten Stifte unentbehrliche Kräfte entziehen müßte, bevor er sie wieder ersetzten kann, dürfte ich einer beschleunigten Ausführung unsers Planes, so sehr ich sie auch wünsche, das Wort nicht reden.

Damit ist jedoch nicht gesagt, daß man nicht auch Opfer bringen darf und soll, und nach meiner Erfahrung bezahlt sich nichts besser als dieses. Auch will mir scheinen, in europäischen Verhältnissen gehe es manchmal, wie in einem Walde, wo die Bäume nicht recht gedeihen, weil sie zu dicht in einander stehen. Nimmt man eine Anzahl heraus, so bekommen die übrig gebliebenen Licht und Luft und wachsen lustig in die Höhe und in die Breite.

Es schlummeren in den meisten Menschen ungeahnte, ihm selbst unbekannte Kräfte, die sich nie entfalten, bis die äußere Anregung, die Gunst oder die Notwendigkeit der Stellung und der Verhältnisse sie weckt und entwickelt.

Ich bin der Überzeugung, daß man Euer Hochwürden in Engelberg zu irgend einer Zeit ebensogut entbehren kann, wie mich in Einsiedeln, und weil Sie mich früher so gut verstanden haben, so möchte ich wünschen, daß gerade Sie hierher kämen; denn ich wäre dann sozusagen sicher, daß die Benediktiner das teuere Lehrgeld nicht noch einmal bezahlen müßten, das wir Einsiedler für unsere amerikanische Schulung haben bezahlen müssen. Das Datum Ihres Briefes hat mir außerordentlich gefallen und ich habe darin einen Fingerzeig gesehen, die ganze Sache mit Vertrauen seiner Führung zu empfehlen: Ignem veni mittere in terram et quid volo, nisi ut accendatur. (Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu senden, und was will ich anders, als daß es brenne.) Er wird schon Holz zulegen, bis es am rechten Orte zündet!

Wenn wir nur gewiß sind, daß die Liebe Gottes und damit der Geist Gottes uns treibt, dann dürfen wir die Schwierigkeiten nicht mehr hoch anschlagen, denn sie werden nur noch dazu dienen, unsere Freude und unser Verdienst zu vermehren. '

And now, reverend dear friend, you will certainly not think it amiss, if I close my letter this time in English, supposing that you have already resumed the studies and refreshed the memories of former years. What I want to say in conclusion is this: anxious as we are, that the work of God should not be delayed and His holy Will not procrastinated, let us interest in our behalf patrons and intercessors by whose assistance we are sure to obtain the desired end. Let us recommend the matter to the glorious and immaculate Mother of God the patroness of the Benedictine Congregation of Switzerland; let us address ourselves to our holy Father and Founder St. Benedict whose name and rule and institute we want to propagate on a new soil where it will grow with new strength and bring forth a new spring of blossoms and leaves and fruits of salvation.

Please offer my humble respect to your Right Rev. Father Abbot and give my kindest regards to Very Rev. Father Placidus and Rev. F. Berchtold, whom I have the honor to be acquainted with and ask their good prayers in behalf of St. Meinrad's community and of Yours most truly

St. Meinrad, June 27th 1872. Abbot Martin.

Im Mai 1873 sandte Abt Martin den hochwürdigen Pater Prior Fintan Mundwiler in die Diözese St. Joseph, Missouri, der einen geeigneten Platz für das neue Kloster auswählen sollte. Pater Fintan entschied sich für die von dem hochwürdigen Vater Powers, einem würdigen Priester, gegründete Niederlassung C o n c e p t i o n.

Am 29. Mai langten die hochwürdigen Patres Frowinus Conrad und Adelhelm Odermatt, O. S. B. von der Abtei Engelberg in St. Meinrad an. Beide Patres weilten auf Einladung des hochwürdigsten Abtes für einige Zeit in St. Meinrad, um Land und Leute kennen zu lernen und in der Landessprache sich weiter auszubilden. Im September begaben sie sich sodann in ihr neues Missionsfeld, und mit Gottes Segen ist ihre Schöpfung nun zu einer der einflußreichsten Benediktinerabteien unseres Landes aufgeblüht. Am 24. September besuchte der hochwürdigste Herr Abt diese neue Niederlassung, sowie die zu Conception gehörende und durch Pater Adelhelm pastorierte Gemeinde Maryville und konnte sich auch bei einem zweiten Besuche im Jahre 1878 von dem hoffnungsvollen Stand des Klosters Conception überzeugen.

Daran schließt sich die Gründung des Klosters St. Benedikt in Logan Co., Arkansas, im Jahre 1878 auf den Ländereien der Fort Smith und Little Rock Eisenbahngesellschaft unternommen. Nachdem Abt Martin in Begleitung des hochwürdigen Pater Isidor Hobi im Dezember die von der Eisenbahngesellschaft angetragenen Ländereien besichtigt und einen für ein neues Kloster des Ordens geeigneten Platz ausgewählt hatte, sandte er am 6. März 1878 den hochwürdigen Pater Subprior Wolfgang Schlumpf O. S. B. mit zwei Laienbrüdern nach Arkansas, um im Urwalde des Logan Co., eine Stätte des Lobes und der Verherrlichung Gottes zu bereiten. Der Segen Gottes ruhte auf dem Unternehmen. Die neue Ansiedelung wuchs und gedieh und wurde am 24. März 1892 unter dem Namen Neu-Subiako zur Würde einer Abtei erhoben.

Fortsetzung folgt.

Das Geheimnis von La Salette.

Im Jahre 1846 kamen zwei 10 und 12 Jahre alte Hirtenkinder von La Salette in Frankreich zu ihrem Pfarrer mit der Nachricht, daß sie eine himmlische Erscheinung gehabt hätten, die ihnen gesagt habe, sie sei die Muttergottes und sei gekommen, den Völkern Europas schreckliche Ereignisse und Plagen anzukündigen, die Gott senden werde, wenn sein Zorn nicht durch Buße versöhnt werde. Der Pfarrer von La Salette benachrichtigte seinen Bischof, der die Kinder vor sich kommen ließ und in ein strenges Verhör nahm. Die Aussagen der Kinder wurden zu Protokoll genommen und an den damals regierenden Papst Pius IX. gesandt. Dieser ließ sie, gemäß der Weisung der Erscheinung, daß sie für einen Zeitraum von 35 Jahren geheim gehalten werden sollten, versiegeln und aufbewahren. Erst unter Leo XIII. wurde das „Geheimnis von La Salette" eröffnet und der Öffentlichkeit übergeben.

Wir lassen hier einen übersichtlichen, abgekürzten Inhalt dieses Geheimnisses folgen mit dem Bemerken, daß die Tatsachen zwar amtlich festgestellt sind, daß sie aber nur einen rein menschlichen Glauben verdienen. Jeder mag darüber denken, was ihm beliebt.

Zuerst klagt Maria über die zum Himmel um Rache schreienden Übertretungen der drei ersten Gebote Gottes und auch des Fastengebotes; Strafen, die sich auf Lebensmittel beziehen (Kartoffel, Wein, Getreide) werden zuerst angekündigt. Dann wird auf die Sünden weltlicher und sogar geistlicher Führer hingewiesen, welche zu Irrsternen für das Volk werden. . . es werden unter Regierenden, Priestern, Gesellschaften, bis in die Familien hinein, Spaltungen kommen, welche jahrelange Strafen herabziehen werden. Pius IX. solle nicht mehr aus Rom fortgehen, er kämpfe mit den Waffen des Glaubens und der Liebe; er mißtraue Napoleon; (im Jahre 1846, wo das Geheimnis gegeben wurde, dachte noch niemand an Napoleon; wie konnte das Hirtenmädchen dieses wissen, wenn nicht durch Offenbarung?); er ist doppelzüngig, er

54091

verrät den Papst, Gott wird sich von ihm zurückziehen und er wird in sein eigenes Schwert stürzen, mit dem er die Völker nötigen wollte, ihn zu erheben. (Alles ging buchstäblich in Erfüllung.)

Dann werden die Strafgerichte aufgezählt, die wegen der Verfolgung der Kirche und des Papstes über Italien kommen; vom Klerus werde ein Teil abfallen. (Wohl jene „Modernen", die mehr national als päpstlich sind); ein großer Wirrwar, angestiftet von losgelassenen Dämonen, wird eintreten, eine unglaubliche Verblendung sich der Geister bemächtigen, die schlechten Schriften werden zahlreichst verbreitet werden und eine große Lauigkeit in Beziehung auf den Gottesdienst wird auch unter den Guten platzgreifen. Dann kommen ganz außerordentliche Ereignisse, Zeichen und Wunder, von den Bösen gewirkt. Wehe jenen geistlichen Fürsten, welche reich sind und mit Stolz regieren. — „Der Statthalter meines Sohnes wird viel zu leiden haben, weil die Kirche für eine Zeit großen Verfolgungen überliefert wird: das wird die Zeit der Finsternis für die Kirche sein, welche eine furchtbare Krisis haben wird. . ." Da der Gottesglaube vergessen ist, wird jedes Individuum sich stolz fühlen und seinesgleichen übergeordnet sein wollen. Dann wird man die bürgerlichen und kirchlichen Gewalten abschaffen, alle Ordnung und Gerechtigkeit mit Füßen treten, man wird nur Mord, Haß, Neid, Zwietracht sehen, ohne Liebe fürs Vaterland und die Familien. (Ist das nicht, was die Loge erstrebt?)

Der Heilige Vater Pius IX. wird viel leiden; ich werde mit ihm sein bis ans Ende, um sein Leben als Opfer des Wohlgeruchs entgegenzunehmen. — Er und sein Nachfolger werden den Triumph der Kirche Gottes nicht sehen.

Die weltlichen Regierungen werden alle eine gleiche Absicht haben: nämlich jedes religiöse Prinzip abzuschaffen und zu beseitigen, um Platz zu machen dem Materialismus,* dem Atheismus,† dem Spiritismus‡ und allen Arten von Lastern. (Nicht übel von einem zwölfjährigen unwissenden Mädchen im Jahre 1846 gesagt.) Die Teufel werden eine große Gewalt bekommen, ja „Könige der Herzen" werden, dann wird die Liebe zu den fleischlichen Lüsten auf der ganzen Welt verbreitet sein. Jetzt wird der Krieg in Europa unter den Völkern gegen einander und unter sich allgemein werden. Ein allgemeiner europäischer Krieg wird ausbrechen, der furchtbar sein wird. Für einige Zeit wird Gott einiger Völker nicht mehr gedenken. Die Bösen werden alle ihre Bosheit entfalten, man wird sich töten und gegenseitig morden bis in die Häuser hinein. Die Gerechten werden dann um Hilfe zum Himmel schreien und Tränen der Buße vergießen. Das ganze Volk Gottes wird um Verzeihung und Erbarmen flehen und meine Hilfe und Fürbitte anrufen. Dann wird Christus in seiner Gerechtigkeit und Barmherzigkeit den Engeln befehlen einzuschreiten, und dann wehe den Bösen — darauf kommt der Friede. Man wird Jesu Christo dienen, ihn anbeten und verherrlichen; die Liebe wird überall aufblühen. Die neuen Könige werden der rechte Arm der heiligen Kirche sein, die stark, demütig, fromm, arm, eifrig und Nachahmerin der Tugenden Jesu sein wird. Das Evangelium wird überall gepredigt, die Menschen werden große Fortschritte im Glauben machen, denn Einigkeit wird herrschen unter den Arbeitern Jesu Christi und die Menschen werden in der Furcht Gottes leben. . ."

Das ist wohl das Zeitalter des Trostes, von dem P. Holzhauser spricht, das aber nicht gar lange dauern wird. — Dann werden die Zeiten vor der Ankunft des Antichrist beschrieben, der seinen Sitz in Rom haben wird. Es kommt ein Aufruf an die Apostel der letzten Zeiten, welche besonders Maria verehren werden — zum Schluß kommt der Sieg über den Drachen, der durch den Hauch des Mundes Jesu mit seinem Anhang in den Abgrund gestürzt wird. . .

* Der blos leben und genießen will — ohne Gott!
† Der überhaupt sagt: „Es gibt keinen Gott!"
‡ Der Hexerei, Aberglauben und Geisterei treibt!

Das sind die Grundzüge des Geheimnisses von La Salette. Jeder mag davon halten, was er will; aber daß 10—12jährige unwissende Kinder allein so etwas schreiben konnten oder die Menschheit täuschen wollten, verlangt einen größeren Glauben als das Geheimnis selbst. Etwas Unvernünftiges findet sich nicht darin: im Gegenteil, alles entspricht der allgemeinen Ansicht der folgerichtig denkenden Menschen, die ebenfalls eine Katastrophe voraussahen. Die Gläubigen aber sehen im Geheimnis von La Salette die Erfüllung dessen, was Christus zum Teil selbst, und was der heilige Johannes in der geheimen Offenbarung prophezeit hat. Das Gescheiteste für jeden ist, Buße zu tun, Gott zu dienen und vor allem im Stande der Gnade zu verharren. Denn, wenn Gott zur Strafe der Menschen den Dämonen die Ausübung ihrer Gewalt über sie zulassen sollte, so werden sie dieselbe an denen, die im Stande der Gnade sind, nicht so ausüben können, wie über die Kirchenfeinde und Todsünder. Auf dieses wird besonders hingewiesen. Wie das geschehen wird, wissen wir nicht.

Zur Erwägung.

Wir stehen in der ganzen Welt unter dem Bann und Eindruck des großen Weltkrieges. Wie alles auf dieser Welt, wird auch dieser Krieg ein Ende nehmen. Die Folgen desselben, seine Wirkungen auf die nächste Zukunft und auf fernere Zeiten kann man jetzt nicht abmessen. Sie liegen alle im Dunkel der Zukunft verborgen. Nur Gott allein weiß sicher, was folgen wird. Und seine Absichten werden, soweit sie diesen Krieg betreffen, verwirklicht werden, mag die Menschheit wollen oder nicht. Dessen können wir Christen, wir Katholiken vollständig sicher sein. Mit den Folgen und Wirkungen des Krieges in den nächsten Monaten und Jahren werden indessen Gottes Pläne nicht abschließen; Gott sieht weiter — weiter als wir und als alle Diplomaten der alten und der neuen Welt. Und wenn es nach Gottes Plänen Zeit ist, unerwartet einzugreifen in das Rädergetriebe der Kriegsmaschine, dann ist auch Gott stark und mächtig genug, es zu tun. Vielleicht liegt es auch nicht im Plane Gottes, einzugreifen. Dann wird Gott die Menschheit ihre eigenen Wege weitergehen lassen; er wird sie aber doch leiten zum endlichen Frieden: wie Gott das tut, das wollen wir ganz getrost ihm überlassen.

* * *

„Unter dem Druck des gegenwärtigen Krieges ist ein gewisses religiöses Erwachen wahrzunehmen. Man fühlt die Notwendigkeit, zu Gott Zuflucht zu nehmen und seine Barmherzigkeit anzurufen; in Wirklichkeit ist es mehr das Interesse des Augenblicks als das wirkliche Bedürfnis nach einem christlichen Leben, das die meisten Seelen bewegt. Die öffentliche Meinung beurteilt die Geschehnisse oberflächlich und entbehrt jeglichen Maßstabes. Die geringsten Kundgebungen des Glaubens verherrlicht man gleich heroischen Taten. Wird eine Messe in einem Schützengraben oder einer verwüsteten Kirche gelesen, bei der jene, die all ihre beim Empfang der ersten heiligen Kommunion gemachten Versprechungen gebrochen haben, im Anblick des Todes sich gerührt zeigen und beim Aufwachen der Erinnerung an die seligen Tage der Kindheit sich angeregt fühlen, die religiösen Lieder mitzusingen, dann bläst alsbald die Renomierpresse ins Horn und feiert diesen Militärgottesdienst als einen Beweis allgemeiner Bekehrung. Wird Frieden, so werden die Soldaten wieder handeln, als ob sie nicht Christen wären.."

„Deshalb glaube ich, daß der Krieg noch länger dauern wird. Gott verfolgt die Gottlosen. Ich weiß nicht, wie alles enden wird; aber sicher ist, daß Gott sich allen als Meister zeigen wird. Wieder einmal mehr werden die Christen in der Kirche die Wahrheit singen: „Der Gottlose wird zu Grunde gehen: selig der Mann, der den Herrn fürchtet." Das ist die Wahrheit. Sie zu leugnen oder zu beschönigen wäre ein doppeltes Verbrechen: gegen die Kirche und gegen Frankreich."

* * *

Also schrieb Mons. Bauron in der "Revue Mariale" vom 30. Januar 1915, und das Luzerner Volksblatt vom 27. März hat diese Worte abgedruckt. Es sind das sehr ernste Worte. Man sollte sie überall beherzigen, nicht bloß in Frankreich. Auch hier in unserm Lande ist man oft sehr befriedigt mit den Mindestleistungen der „Katholiken". Man bezeichnet einen Tag, an welchem die Männer der Gemeinde zur heiligen Osterkommunion gehen — weil sie Kolumbusritter oder sonst was sind — als einen Tag großen Triumphes. Ob diese wackern Katholiken, die einmal im Jahre Katholiken spielen, während des Jahres auch etwas für die Kirche und ihr eigenes Seelenheil leisten, das ist eine andere Frage. Und so ist es auch mit den Paraden der Holy Name Society. Große Glaubenskundgebung, so und so viele Tausend Knaben und Männer — aber wenn es einmal Ernst wird, wird man sie auch zu etwas Schwererem bereit finden? Es ist auch kein Geheimnis, daß die Vorbereitungsfeiern — Predigten usw., die man zur Vorfeier der Vereinsfeste veranstaltet, nicht überall auch nur verhältnismäßig gut besucht werden.

* * *

Der große und milde Papst Pius X. hat es erreicht, daß in der kirchlichen Liturgie der Tag des Herrn wieder zu seinem Rechte kam. Man kann jetzt leicht die Sonntage zählen, an denen ein anderes Fest gefeiert wird. Allein manche Katholiken verstehen es immer besser und gründlicher, die verschiedensten Feste an Sonntagen zu feiern: Exkursions, Picknicks, Ballspiele, Theaterdarstellungen, Partien usw. usw. Es macht heutzutage keinen Unterschied mehr, ob eine solche Festlichkeit auf Pfingstsonntag oder den hehren Fronleichnamstag trifft. In meiner Jugendzeit — es ist das freilich schon lange — mehr als 40 Jahre — her — hat Alt und Jung sich auf das Hochfest von Pfingsten gefreut, und aller Herzen jubelten dem hehren Fronleichnamsfeste entgegen, und zahllose Hände regten sich, dem Heiland einen Triumphweg voll sinniger Zierde zu bereiten. Aber hier zu Lande weiß man vielerorts weder etwas von Pfingsten, noch vom Sakramentsfest — man geht fischen, baden und jagen und flirten; für ein Hochamt und eine Prozession ist's viel zu — heiß. Das ist modernes Christentum, das verdammt wenig um den Heiligen Geist und den im Sakramente verborgenen Hirten, Führer und Lehrer gibt. Ja, man ist auch hier auf dem Wege nach Kalthausen und Eigenwillenstadt, nach Freudenheim und Höllenstobel.

* * *

Leo XIII. hat in einem eigenen Rundschreiben die Andacht zum Heiligen Geiste und in seinem letzten die Verehrung des heiligsten Sakramentes den Katholiken besonders ans Herz gelegt. Pius X. hat jede Gelegenheit benutzt, um zur oftmaligen Kommunion aufzufordern. Für wie viele Katholiken ist heute — Juni 1915 — der Heilige Geist der Tröster, der Geist der Wahrheit, der uns an alles erinnern soll, was Christus uns gesagt hat? ? ? Ist der Heilige Geist für dich, mein Leser, Tröster? Verlangst du nach seinem milden Trost, oder glaubst du ohne diesen Trost „fertig zu werden"? Und „das Brot für das Leben der Welt" ist vielleicht für dich auch eine Speise, ohne welche du durchzukommen gedenkst, du starkes, gewaltiges, fortschrittssicheres, weltfreudiges Menschenkind, voll von Selbstzufriedenheit und Selbstgefälligkeit?

* * *

Da hat unser Herrgott in den Garten des Gottesdienstes nach der seligen Pfingstzeit und dem Fronleichnamsjubel zwei große Mahner gestellt: den Täufer Johannes und den Apostelfürsten Petrus. Bei der Geburt des ersteren hat der greise Zacharias gesprochen: „Gott hat geschworen den Eid an Abraham, unsern Vater, uns zu geben, daß wir sonder Furcht, aus unserer Feinde Hand befreit, ihm dienen in Heiligkeit und Gerechtigkeit vor ihm all' unsere Tage." Und der Apostelfürst hat das große Wort an den Heiland gerichtet: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Worte des ewigen Lebens hast du, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn Gottes." Wollen wir das Zachariaswort anerkennen? Wollen wir sprechen,

wie Petrus? Es bleibt uns keine Wahl übrig, wenn wir Katholiken sein wollen. Aber Gott, Christus insbesondere, kann keine halben Seelen brauchen, ganz will uns Gott haben. Und wie können wir ganz Gott angehören und immer zu Jesus gehen — wenn wir uns um den Heiligen Geist nicht kümmern und wenn uns das Lebensbrot nicht schmecken will?

* * *

„Von der Hand unserer Feinde befreit" — werden die Völker Europas nach dem Friedensschlusse sagen, besiegt oder siegreich. Auch der Besiegte soll danken, wenn es ihm gegönnt ist, wieder sich selbst zu gehören. Der Friede ist ein großer, unaussprechlicher Segen für die Völker. Nicht umsonst betet die Kirche so innig um Frieden in der Allerheiligen-Litanei:

„Daß du den christlichen Königen und Fürsten Friede und wahre Eintracht verleihen wollest" —

„Daß du dem gesammten christlichen Volke Friede und Einigkeit verleihen wollest" —

wir bitten dich, erhöre uns!

Wir bitten, wohl zu beachten, daß das Gebet der Kirche christlichen Fürsten und christlichen Völkern gilt. Gottes Sache ist es auch heute, welche Fürsten und Völker als christlich betrachtet werden können. Und eine tiefe Lehre liegt auch darin, daß die Kirche unmittelbar an diese Bitten jene andere reiht:

„Daß du uns selbst in deinem heiligen Dienste stärken und erhalten wollest!" also in Gerechtigkeit und Heiligkeit alle Tage unseres Lebens! —

So fleht die Kirche. Verstehen wir ihr Gebet? Wollen wir es verstehen? Und wollen wir so beten nach ihrem Geiste, nach ihrer Leitung, in ihrer Gesinnung? Dann ist unser Gebet wahrhaft katholisch.

* * *

Die jüngsten Erreignisse haben uns allen deutlich und zugleich schrecklich gezeigt, welche Höhe die Aufregung des Volkes erreichen kann, und wie wenig die Masse des Volkes denkt und zu denken fähig ist. Von dem Eindruck des Augenblickes dahingerissen, flutet die Volksmenge dahin, unbekümmert, wohin der Strom des Zornes, des Hasses sie führt. Jeder hört nur das, was ihm paßt; jeder will urteilen, jeder raten, jeder vorschreiben; keiner fragt nach Umständen, keiner kümmert sich um die Folge, keiner vermag es, auch den andern Teil zu hören. So geht es bei Barbaren zu. Wozu haben wir eigentlich noch unsere Vernunft, unsern Verstand, unsere Überlegungsfähigkeit? Wozu dient denn unsere „Bildung," unser Fortschritt, unser Gesetz? Allein kann man von einer Volksmasse, die bereit ist, auf irgend einen scheinbaren Grund hin Lynchgerichte auszuüben und zu morden — besseres erwarten? Und tut nicht einem Volke von solcher Art gründliche und allseitige Erziehung dringend not? Aber solche Fragen zu stellen, wird in Zeiten, wie die jetzige, eine unbeweisbare Notwendigkeit.

* * *

Als in den Tagen der Vorzeit Moses mit den Gesetzestafeln, durch Gottes Hand gefertigt, herabschritt vom Berge Sinai und das Volk tanzen sah um das goldene Kalb, warf er voll Zorn die Tafeln von sich und zerschmetterte sie. Und was half es? Gott sprach zu ihm: Bereite dir zwei steinerne Tafeln wie die früheren waren, und ich werde darauf die Worte schreiben, welche die Tafeln, die du zerbrochen hast, zeigten. Und Moses fertigte die steinernen Tafeln, wie die früheren waren, und wandelte nachts auf den Berg Sinai, die Tafeln tragend, und Gott diktierte ihm die zehn Worte des Bundes.

Alle diese Mühe und Arbeit hätte sich der große Gottesmann ersparen können. Wo Zorn und Aufregung herrschen, muß nachher das Gesetz um so nachdrücklicher, schärfer, nachhaltiger, allgemeiner werden. Moses war nur ein Mann, die Lehre, die ihm Gott gab, war deutlich und eindringlich. Wenn aber ganze Nationen sich hinreißen lassen von wildem Zorne über wahres oder vermeintliches Unrecht, muß später die Gesamtheit büßen, und die Buße wird eine bittere und schwere sein.

Unsere Zeit ist also eine Zeit des Lernens, der Selbstprüfung, der Selbstbeherrschung — nur so können wir unsere Pflicht erfüllen, wenn wir wirklich das leitende Volk der Welt sein sollten, wie wir unsere Rolle uns vorstellen. Wenn wir aber diese Pflicht der Ruhe, der Mäßigung, der Gerechtigkeit nicht erforschen, wird Gott auch uns in die Lehre nehmen und neue Tafeln des Gesetzes für uns schreiben, schreiben durch unsere Erfahrungen und Belehrungen. B.

Eucharistische Notizen.

Die als große Wohltäterin der Indianer und Neger bekannte Mutter Katharina Drexel hat in Neu Orleans ein Grundstück gekauft zur Errichtung eines Ordenshauses für die von ihr gestifteten Schwestern vom Heiligsten Sakrament.

*

Ein frommer Prinz. Der Pfarrer war erstaunt. Das Volk erbaute sich. Die Soldaten fühlten sich beschämt. Viele machten es nach. — Im September 1914 war Seine Königliche Hoheit Prinz Ulrich von Würtemberg acht Tage lang im Pfarrhaus zu Rüttchen in Lothringen einquartiert. Während dieser kurzen Zeitspanne ging er zweimal zur heil. Beicht und ausnahmslos jeden Tag zum Tische des Herrn.

Das war eine eindringliche Predigt an unsere Soldaten im Felde, so oft wie möglich die heiligen Sakramente zu empfangen, um dadurch die Seele mit Mut und Trost, Kraft und Geduld zu erfüllen. (Missions-Blätter von St. Ottilien.)

Lieber Leser, man braucht nicht gerade im Kriege zu sein, um Mut und Trost, Kraft und Geduld notwendig zu haben. Auch wenn die blutigen Waffen ruhen, haben wir doch manchen Kampf auszukämpfen, in welchem Mut und Trost sehr nottut, und der nur durch äußerste Kraftanstrengung und unerschöpfliche Geduld siegreich bestanden werden kann. Lerne darum von dem frommen würtembergischen Prinzen, bei wem Mut und Trost, Kraft und Geduld zu finden ist.

*

Am 29. März erteilte Papst Benedikt XV. seinem Laienhofstaat die österliche Kommunion und führte damit einen Brauch wieder ein, der unter seinen Vorgängern nicht mehr bestand.

*

Als der König von Spanien kürzlich mit seiner Familie und einem Gefolge von hohen Beamten aus der Kirche de Buen Suceso zurückkehrte, begegnete ihm ein Priester, der das allerheiligste Sakrament zu einem Sterbenden trug; sogleich verließ der König seinen Wagen und kniete mit seinem ganzen Gefolge auf der Straße zur Anbetung nieder.

*

Ein im Felde stehender Soldat berichtet folgendes: „Die Kirche zu „W.", wo wir standen, wurde vom Feinde zerstört. Wir gruben uns eine Kapelle in den Berg hinein. Bequem konnte man in derselben aufrecht stehen. Das Gebälk schmückten wir mit Tannenzweigen. Jedesmal waren wir drei Tage in den Schützengräben vor dem Feinde. Dann hatten wir drei Tage frei. Da hausten wir in Hütten bei unserer Kapelle. Diese vollen drei Tage hindurch war das Allerheiligste im Speisekelche von morgens 7 Uhr bis abends 6 Uhr ausgesetzt. Stets war die Kapelle mit Soldaten angefüllt. Sie faßte 30 Mann. Ich habe Kameraden gesehen, die zwei, bis dreimal im Tage zur Anbetung gingen. Man betete den Rosenkranz oder man sang Lieder. Am Nachmittage konnte man beichten. Es ging in den 4 Wochen, in denen ich dort war, jeder katholische Soldat wenigstens einmal, mehrere auch zweimal zu den Sakramenten. Im Felde freut man sich, wieder zu einem Geistlichen zu kommen. Ich sah unsern Hauptmann zur Beichte gehen. Nachts war die Kapelle geöffnet. Es stand ein Posten darin. Wir konnten uns freiwillig melden, eine Stunde lang vor dem Heiland Posten zu stehen. Aber nur eine Stunde beten, war nicht der Mühe wert. Wir meldeten uns immer zwei zusammen und blieben dann zwei Stunden. Diejenigen, welche bei unsern Hütten Posten gestanden, beteten immer eine Stunde lang in der Kapelle bevor sie schlafen gingen, so daß die ganze Nacht hindurch fünf bis sechs Mann vor dem

Allerheiligsten waren. — — Draußen im Felde weiß man, was beten heißt. Wer sagt, er habe dort nicht gebetet, der lügt."

Nachlese auf dem Felde der Kirche.

Ausland.

Die holländische Zeitung „Tijd" bringt nach österreichischen Blättern folgende Nachricht: Die Russen haben bei ihrem Einfall in Galizien vier Jesuiten gefangen und nach Stackom gebracht. Unterwegs wurde einer totgeschlagen, ein anderer floh und wurde solange verfolgt, bis er tot niederfiel. Zwei Patres sind in einer Kirche in Lemberg erschossen worden. In einem Teile von Galizien wurden etwa 250 Einwohner vor die Wahl gestellt, dem katholischen Glauben abzuschwören oder die Todesstrafe zu erleiden. Alle wählten die Todesstrafe und wurden getötet.

*

Im vorigen Jahre starb in Rom nach langer Krankheit eine Schwester des Papstes Pius X., Rosa Sarto. Nach dem Willen des Papstes wurde jetzt die Leiche, die provisorisch auf dem Campo Santo in Rom beigesetzt worden war, nach Riese, dem Heimatsort des Papstes überführt nnd dort beerdigt.

*

Graf Julius della Chiesa, Bruder des Papstes Benedikt XV. ist am 12. April in Genua gestorben.

*

Papst Benedikt XV. hat die Bestimmung getroffen, daß in der ganzen katholischen Welt während des Monats Mai an jedem Tage bei der heiligen Messe Friedensgebete verrichtet werden sollen. Von einer offiziellen Verkündigung dieser Bestimmung durch unsere Bischöfe ist uns nichts bekannt geworden.

*

Der Bayerische Kurier schreibt, daß Gelder, welche in Frankreich für den Heiligen Vater gesammelt wurden, einschließlich des Peterspfennig, auf Anweisung der Beamten in den Banken zurückgehalten wurden. Die Ausübung der Seelsorge in den Lazaretten ist direkt verboten. Wenn ein katholischer Priester sich der Schwerverwundeten annehmen will, um ihnen die heiligen Sterbesakramente zu geben, so hat er um Bewilligung dieser Begünstigung zuerst bei den Behörden schriftlich einzukommen

*

Zur Widerlegung der von der Lügenpresse beständig gegen die deutschen Truppen vorgebrachten Beschuldigungen über Zerstörung von Klöstern im westlichen besetzten Gebiet veröffentlichen die „Christlichen Brüder" einen offiziellen Bericht, worin festgestellt wird, daß ihre Anstalten in Brüssel, Löwen, Hal, Grand Bigard, Alost, Carisbourg, Malonne, Bockryck, Tournwi, Namur, Lemberg (Lothringen,) Warchin, Kain, Belango unversehrt geblieben sind. Ebenso wird in diesem Bericht behauptet, daß die Häuser der Genossenschaft in Jerusalem, Nazareth, Alexandrette, Beirut, Tripolis und in andern, unter türkischer Oberhoheit stehenden Städten in vollkommenster Sicherheit sind. — Wie haben dagegen die Franzosen und Engländer in deutschen Missionsgebieten gewütet, katholische Missionäre und Schwestern gefangen fortgeschleppt und Missionsstationen zerstört!

*

Auf der ganzen Welt, sagt der „Katholik", gibt es etwa 370,000 Priester, von welchen 300,000 auf Europa kommen. Es gibt 1000 Millionen Nichtchristen, und zwar 800 Millionen Heiden und 200 Millionen Mohammedaner. Das Werk der Heidenbekehrung geht langsam von statten. Nach dem gegenwärtigen Tempo wären 4000 Jahre nötig, bis eine Summe wie die der jetzt Ungetauften zustande käme.

*

Monsignore Heylen, Bischof von Namur, verneint aufs entschiedenste, daß die deutsche Behörde die Verlesung seines Hirtenbriefes verboten habe. Sowohl zwischen dem Bischof und dem deutschen Generalguvernör, wie zwischen dem Erzbischof von Mecheln, Kardinal Mercier und der deutschen Behörde bestehen die besten Beziehungen.

*

Ein Erstkommunikant aus Ketsch bei Freiburg (Baden) bat den Kaiser brieflich, er möge seinen Vater aus der Kriegsfront heimkehren lassen, damit er ihm für Kleider sorge. Der Knabe erhielt vom Kaiser 50 Mark für Kleider, der Vater wurde zum Tage der Erstkommunion beurlaubt.

*

Völliger Ruin droht der französischen Seelsorge infolge immer neuer Einberufungen von Priestern zum Waffendienste. Als ein weiteres Beispiel für die furchtbare Verheerung, die durch das gottlose französische Militärgesetz im Klerus Frankreichs angerichtet wird, sei ein Bericht der „Croix" vom 23. Januar l. J. angeführt; hierbei beachte man, daß inzwischen noch viel mehr Priester, ja sozusagen alle, die gesund sind, eingezogen wurden. Die „Croix" schreibt: „Von 309 Pfarreien, die die Diözese Lucon bilden, wurden 108 schon durch die erste Einberufung ihrer Pfarrer beraubt. Zu diesen 108 kommen noch weitere 190 Priester, Vikare, Missionäre, Kapläne, Professoren usw., die gleicherweise vom Militärgesetz betroffen wurden. Dem Diözesanklerus wurden also mit einem Schlage 308 Mitglieder entzogen, ungerechnet 47 Alumnen des Priesterseminars, die ebenfalls in den Krieg mußten. Man begreift, daß infolgedessen die Seelsorge in der Diözese völlig desorganisiert darnieder liegt."

*

Das Zentralkomitee für die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands hat beschlossen, wegen des Krieges von einer Generalversammlung 1915 Abstand zu nehmen.

*

Der Heilige Vater hat ein Dekret erlassen, laut welchem eine nationale katholische Organisation für Italien, bekannt unter dem Namen „Die gute Presse" geschaffen wird. Der Zweck derselben ist die Bekämpfung der Schäden, die dem Glauben und den guten Sitten durch die religionslose und kirchenfeindliche Presse zugefügt werden. Kardinal Maffi, Erzbischof von Pisa, ist Ehrenpräsident jener Gesellschaft.

*

Kardinal Amette, Erzbischof von Paris hat eine Verfügung erlassen, die das Beifallklatschen in den Kirchen verbietet.

*

Die Bevölkerungszahl Japans ist 55,000,000 Seelen. Von diesen sind 72,000 katholisch.

*

Der jüngst verstorbene Kardinal Agliardi hegte ernste Befürchtungen über die russischen Bestrebungen zur Ausbreitung des Schismas. Dagegen lautete sein offenes Urteil über die Bedeutung Österreichs für die Kirche: „Österreich ist jetzt das Bollwerk des Katholizismus gegen die Gefahr des russischen Schismas". — Das ist auch der Hauptgrund, warum alle Feinde der katholischen Kirche auf seiten der Feinde Österreichs stehen.

*

In diesem Monat wird Quebec durch ein feierliches Triduum das dreihundertjährige Jubiläum der Einführung der katholischen Kirche in Kanada begehen.

*

Das kostbarste Buch der Welt befindet sich in der Bibliothek des Vatikans; es ist eine hebräische Bibel. 103,000 Dollars wurden als Kaufpreis für dieselbe geboten, aber abgelehnt.

*

Die Erben des berühmten Erforschers der Katakomben, de Rossi, haben dessen sämtliche Manuskripte, unter denen sich 26,000 Briefe hervorragender Gelehrten befinden, der Vatikanischen Bibliothek zum Geschenk gemacht.

*

Es wird aus Konstantinopel gemeldet: Etwa 50 katholische Klöster im Heiligen Lande, die nach Ausbruch des Krieges geschlossen wurden, konnten infolge Zustimmung der Pforte jetzt wieder geöffnet werden, was den besten Eindruck im Vatikan hervorgerufen hat.

*

Der „Osservatore Romano" meldet, daß Ferdinand, König von Bulgarien, wieder in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen wurde. Er wurde von derselben ausgeschlossen, weil er seinen Sohn Borris im Jahre 1896 griechisch-schismatisch taufen ließ.

*

zeikommissar und Geheimpolizist von Kehring. Ich habe den Auftrag, mich Ihrer Person zu bemächtigen, und ich erkläre hiermit: Im Namen des Gesetzes sind Sie verhaftet."

Mit einem markerschütternden Aufschrei sank die Gattin des Architekten bewußtlos zu Boden, und von Linden selbst wurde blaß wie der Tod, er mußte sich an dem Tisch festhalten, um nicht umzusinken; wie ein Donner traf ihn dieser Spruch des Kommissars. Dennoch entgegnete er mit fester und unwilliger Stimme:

„Sind Sie toll? Ich verhaftet? Wie kommen Sie dazu, einen ehrlichen Menschen, der keinem je etwas zuleide tut, arretieren zu wollen?"

„Mein Herr, hüten Sie Ihre Zunge," erwiderte kalt der Polizist, „ob Sie schuldig sind oder nicht, habe ich nicht zu untersuchen. Die Behörde hat mir aufgetragen, Sie zu verhaften, da Sie verdächtig sind, gestern abend einen Mord —"

„Was? ein Mord! ich ein Mörder! Himmel! Gestern abend! Was sagen Sie? Wer ist ermordet?"

„Der Ermordete ist ein guter Bekannter von Ihnen. Sie werden sich noch eines Karl von Barnack erinnern. Diesen Morgen hat man seine Leiche in seiner Wohnung gefunden."

Laut aufstöhnend sank jetzt von Linden auf seinen Stuhl nieder und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen: „Armer Karl! Armer, armer Freund! Du ermordet! Wer hätte das gedacht! Ermordet! Schrecklich! Und ich soll der Mörder sein! Nie und nimmer!"

„Gut, mein Herr," mit diesen Worten sprang er auf, „ich stehe zur Verfügung. Ich will den teuren Toten noch einmal sehen, und dann werde ich beweisen, daß ich ganz unschuldig bin an dieser ruchlosen Tat. Auf Wiedersehen, Nelly!"

Mit kurzen Worten empfahl er seine noch bewußtlose Frau der Obhut des Dieners und folgte dann schweigend den Männern des Gesetzes hinaus in den bereitstehenden Wagen.

Aber es kam nicht so, wie von Linden geglaubt hatte. Umstände bei dem Morde waren Beweise für seine Schuld, ohne daß er durch Zeugen seine Unschuld hätte darlegen können. Zudem hatte man ihn kurz vor der Tat in das Haus des Herrn von Barnack gehen sehen. So war es gekommen, daß sich die Tore des Gefängnisses für ihn öffneten. Und als nach einigen qualvollen Wochen der Wärter mit einem Gendarmen erschien, da mußte er den Gerichtssaal betreten, um seiner Verurteilung beizuwohnen. Lange wurde hin und her beraten, bis endlich der Richter sich erhob und das Urteil sprach, es lautete auf schuldig und auf Tod durch das Beil des Henkers.

Von Linden blieb regungslos bei diesen gewichtigen Worten, aber aus dem Zuhörerraum ertönte ein gellender Angstschrei.

Nellys qualgepreßtes Herz hatte ihn ausgestoßen, und eine Ohnmacht umfing die unglückliche Gattin des unschuldig Verurteilten. Ein schmerzliches Zucken durchzog das Gesicht des Architekten, seine feuchten Augen sahen starr zu Boden, und sein Mund murmelte leise: „Karl, du weißt, ich bin unschuldig. Lebe wohl, Nelly, lebe wohl!" dann führte man ihn ab in den Kerker.

*

Morgen früh sollte er sterben. Sterben! gräßliches Wort! Als ein Verbrecher sollte er enden unter dem Schwerte des Scharfrichters. Entsetzlich! Ein eisiger Schauer überlief seinen Körper, seine Haare sträubten sich empor, sein Auge sah mit Grauen das Schafott und darauf seinen eigenen blutigen Leichnam. Gott! Aber für ihn gab es keinen Gott. Und nun nach dem schmachvollen Tode, was wäre dann sein Los? Die Hölle? Aber es gibt ja keine Hölle. Doch da steht sie ja vor ihm, er sieht sich ja selbst in dem Flammenpfuhl, umringt von tausend grinsenden Teufeln! Ha! Furchtbar! Schaudernd birgt er sein Antlitz in seine Hand und wühlt verzweifelnd in seinen Haaren. Also, schmählicher Tod und dann die Hölle. Ein Angstruf von seinen Lippen durchtönt den unheimlichen Kerker und hallt dumpf wieder von den düsteren, undurchdringlichen Mauern. Gott! ja es gibt einen Gott, einen furchtbaren, schrecklichen Gott. Aber seine Gattin hatte ihm auch viel erzählt von der Barmherzigkeit und Güte dieses Gottes. Ja, er wollte

es versuchen, er wollte sich bekehren und wieder ein Christ werden, wie sein edles treues Weib.

„Bringen Sie mir einen katholischen Priester," bat er den nun eintretenden Gefängniswärter. Nach dem Weggange desselben warf er sich zu Boden und versuchte zu beten, er, der Ungläubige, der Freigeist, der seit Jahren Gott und Gebet gehaßt. Das Flehen der Gattin war erhört. Die Stunde der Heimkehr war gekommen.

Da rasselten plötzlich draußen die schweren Schlüssel des Schließers, mit lautem Knarren flog die Tür auf und in derselben stand — Nelly, die treue, edle Gattin, gefolgt von dem Polizeikommissar.

„Nelly, einen Priester," hauchte der Verurteilte, die Arme nach ihr ausbreitend.

„Gott sei Dank! Joseph, du bist frei, du bist unschuldig, wie ich immer geglaubt," jubelte diese ihm entgegen und warf sich an seine Brust.

Und nun trat der Kommissar vor und verlas ein Schreiben des Gerichtshofes, durch welches Herr von Linden als unschuldig an dem Morde erklärt, das Urteil aufgehoben und der Gefangene sofort aus dem Kerker entlassen wurde. Der wirkliche Mörder, ein Franzose aus Lille, hatte sich, von Gewissensbissen gefoltert, dem Gerichte überantwortet. Als von Linden den Kerker verließ, da war sein Haar weiß geworden und Furchen durchzogen die eingefallenen Wangen, aber er bekehrte sich aufrichtig und ward ein frommer, gläubiger Christ. Wenn ihn aber später jemand fragte, weshalb er seine religiösen Pflichten so gewissenhaft erfüllte, dann zeigte er stets auf sein gebleichtes Haar und erzählte, wie er durch Gottes Zulassung ins Gefängnis geraten, wie er dem Tode als Verbrecher nahe gewesen, wie er sich dann bekehrt habe und also

durch Feuer geläutert worden sei.

Schicksale kommen nie umsonst über den Menschen; er braucht sie wie Hammerschläge, die das Ebenbild Gottes aus der groben Hülle von Erde herausarbeiten.

Ida Gräfin Hahn-Hahn, „Reisefriefe" (1841) I.

Zur Erwägung.

Man wirft denjenigen, welche für die Durchführung einer strengen, ernsten Kirchenmusik sich aussprechen und abmühen, vielfach vor, daß sie alles Heil für die Katholiken von der Reformation der Kirchenmusik erwarten. Solchen Vorwürfen gegenüber kann man antworten, daß eine unsterbliche Seele auch o h n e Kirchenmusik gerettet werden kann, und daß es Zeiten gegeben hat und noch gibt und noch geben wird, wo zahllose Katholiken jedwede Kirchenmusik entbehren. Die Kirchenmusik ist bekanntlich kein Sakrament, und die Chordirektoren und Chorleiterinnen empfangen keine Weihe bei der Übernahme ihrer Stellung, noch die Chorsänger, Organisten und Orgelbalgtreter und andere Persönlichkeiten künstlerischer und unkünstlerischer Eigenschaft. Mancherorts bezieht das ganze Personal regelmäßige Bezahlung für die Chorleistungen, anderswo leisten sie ihre Dienste freiwillig. Aber wenn alle Chöre der ganzen Welt und alle Organisten und Chordirektoren und Sänger und Sängerinnen freiwillig oder gezwungen verschwinden würden, so würde die Kirche doch fortbestehen, sintemalen der Herr nicht zu den Chordirektoren und Organisten gesprochen hatte: „Auf euch will ich meine Kirche bauen."

* * *

Hie und da betrachtet sich aber das Chorpersonal als die Hauptsache im Gotteshause. Organist, Chordirektor, Primadonna sind gar oft die furchtgebietende Dreifaltigkeit, vor der Pfarrer und Gemeinde sich verbeugen, wenn auch noch lange nicht die ganze Erde ihres Ruhmes voll ist. Diese drei oder zwei oder auch nur einer haben das Privilegium vielerorten, einfach zu tun, was sie wollen. Wenn der Priester in dem Geiste predigen würde, in welchem dirigiert, gesungen und georgelt wird, würden Tausende von Leuten lieber zur Kirche gehen, und der Tanzteufel würde den Leuten in die Beine fahren schon während der Predigt. Wozu auch über Sünde und Gottes Gerechtigkeit und das Leiden Christi

bei der heiligen Messe predigen, wenn es recht ist, daß der Organist den nächsten besten Walzer und „Die Wacht am Rhein" und den „Tannenbaum" usw., beim Gottesdienste zum Besten geben kann? —

* * *

Unsere moderne unkirchliche Kirchenmusik ist nichts anderes, als ein offenes Armutszeugnis für den Geistesstand der Jetztzeit, als ein Beweis für die Denkfaulheit und Denkunfähigkeit von ungezählten Kirchenbesuchern, und in erster Reihe für die Verschrobenheit zahlloser Leute, die Sänger und Musiker sein wollen. Sie ist zweitens eine unverschämte Zumutung an den verständigen Teil des katholischen Volkes, den größten Unsinn und die geistlosen Verübungen verrückter Musikanten anzuhören. Sie ist drittens eine beständige, unmittelbare, offene und schamlose Opposition gegen die ausgesprochenen kirchlichen Gesetze. Sie ist viertens der Beweis, daß Dummheit und Stolz auf vielen Musikchören sehr gut gedeihen. Sie ist fünftens ein fortgesetzter Versuch, die Würde des Gottesdienstes herabzuwürdigen, die edeln, wahrhaft schönen Erzeugnisse der kirchlichen Musik, vor allem den Choral, bewußterweise vom Chore fernzuhalten und das katholische Volk der schönsten und erhabensten Weisen zu berauben.

* * *

Warum sollen nur Chordirektoren, Organisten und Sänger das Recht haben, in der Kirche zu tun, was sie wollen? Und wer hat ihnen das Recht gegeben? Welcher Papst, welcher Bischof, welches Konzil, welches Gesetz?

Die Gegner und Feinde und Bekämpfer der modernen Kirchenmusik berufen sich auf die klaren und unzweideutigen Gesetze der Kirche. Noch Pius X. hat sie wiederum mit allem Nachdruck eingeschärft. Aber man kümmert sich vielfach nicht darum. Was aber unsere modernen Kirchenmusiker an Stelle des von der Kirche gewollten setzen und setzen können, ist auch darnach. In einem anständigen Kunstkonzert dürften solche Kompositionen, auch mit untersetztem profanem Texte, nicht zur Ausführung gelangen; die Kunstverständigen würden solche musikalische Verübungen als das bezeichnen, was sie sind, Schund und Mist. Aber für das Haus Gottes ist solch musikalischer Unrat gut genug und während sich ein anständiger Mensch bemüht, etwas zu denken, wenn er etwas zu singen hat, singt man in der Kirche ohne Verstand und ohne Denken, gerade wie ein Phonograph seine Töne hervorbringt oder wie ein Esel sein „I—a" hinausschmettert. Es ist ganz gleichgültig was man singt: ob man „Herr, erbarme dich, und „Herr, gib uns den Frieden" nach der Melodie „O Tannenbaum" oder „Sah ein Knab' ein Röslein stehn", in die Kirche hinausbrüllt oder hinausflötet. Und wie erhebend ist es, geisterfrischend und vernunftbildend, wenn man singt:

Non mittendus canibus
Nicht den Hunden wirf es hin,
O du lieber Augustin! —

im reizendsten Sopransolo mit voller Orgel-Chor- und Orchesterbegleitung — zur größeren Ehre Gottes!

Es ist eitel Humbug, wenn oben geschilderte Musiker sich damit entschuldigen, daß die Einübung des kirchlichen Gesanges, des Chorals — so viel Zeit in Anspruch nimmt. Man hat alleweil Zeit und Lust den größten musikalischen Unsinn einzuüben. Nur für das, was die Kirche wünscht und will, hat man keine Zeit. Wie viele unserer faschionablen Kirchenchöre sind zum Beispiel im Stande, auf das Ite missa est im vorgeschriebenen Tone zu antworten — aber eine Lambilottrige Messe nach der andern wird eingeübt und gesungen, weil, weil gewisse Chormitglieder ihre Solos hören lassen können — auch zur größeren Ehre wessen? —

* * *

Anerkanntermaßen ist eine große Orgel die Königin der musikalischen Instrumente. Ist nicht eine maßvolle, harmonische Begleitung des Chorals durch die Orgel etwas Herrliches? Und wenn im Hochamte die Orgel die Melodie des Offertoriums, des Sanctus, des Benedictus, des Agnus Dei und des Ite missa est in edeln, würdigen Variationen weiterführt, so daß auch

der musikalische Teil der Messe als ein großes, einheitsvolles, majestätisches Ganze, nicht gestört durch die fremdartigsten, unberechtigten Melodien, sich darstellt, wird da der betrachtende Geist nicht mächtig weiter gefördert und die Andacht entflammt, daß die Töne des gesungenen Gebetes den Tag hindurch nachhallen im beseligten Geiste? Ihm war es vergönnt, in den unsterblichen, tiefen gehaltvollen Melodien des Chores jene Töne zu lauschen, die am würdigsten sich der Feier des unblutigen Kreuzopfers angepaßt haben in heiliger Ehrfurcht, tiefer Demut, vertrauensvoller Freude, und glaubensbeseelter Liebe. Aber wie von vielen Organisten die Orgel mißhandelt wird, errinert an die Drehorgeln auf den Straßen und gedanken-, verstandes- und sinnlose Ausgelassenheit. Und wollte man bei sotanem Gottesdienst noch eine entsprechende äußere Zeremonie haben, die zu eben geschilderter Orgelschlagerei paßt, so sollte der Herr Pfarrer mit Zylinderhut und die Ministranten mit Damenhüten am Altare ihres Amtes tanzend walten.

* * *

Es ist der gegenwärtige Tiefstand der Kirchenmusik in sehr vielen Kirchen der Beweis dafür, wie wenig man d e n k t. Man läßt den persönlichen Geschmack herrschen. Mir, uns gefällt das — also ist es schön. Genau so denken die Botokuden und die Hottentotten. Das Traurige bei der Geschichte aber ist die Tatsache, daß auch vielfach diejenigen nicht denken, die sonst über alles Mögliche und Unmögliche denken. Man sieht und hört den alten Schlendrian und fühlt sich wohl dabei. Um so mehr leiden dann diejenigen, welche den Schlendrian erkennen, und die Hoffnung aufgeben müssen, daß die andern — zum Verstand kommen.

* * *

Ein Wort sei noch gesagt: Die Verantwortung jener, welche das Gottesgeschenk der Musik im Dienste Gottes so mißbrauchen, wie es vielerorts auch heute noch in bewußtem Ungehorsam gegen die Gesetze der Kirche geschieht, wird eine große sein; noch größer aber die Verantwortung jener, welche solchen Mißbrauch leicht verhindern könnten, aber mit aller Macht und allem Eigensinn befördern. B.

Gute Gedanken.

Eine fromme Leserin der „Nothburga" teilt ihrer Zeitschrift einige Gedanken oder Ratschläge mit, die wirklich so gut sind, daß wir uns einen Vorwurf machen würden, wollten wir sie unsern lieben Lesern und Leserinnen vorenthalten. Also:

1. Jetzt, da so viele junge Menschen sterben, denkt gewiß jeder hie und da an seinen eigenen Tod, und denkt über Mittel und Wege nach, wie er einst selbst einmal zu einem guten, tröstlichen Tode gelangen könne. Auf ein solches Mittel möchte ich aufmerksam machen. Es ist das Gebet für die B e k e h r u n g d e r S ü n d e r und für d i e S t e r b e n d e n. Ich bin der festen Überzeugung, daß der, welcher eine Seele durch sein Gebet oder durch die Aufopferung guter Werke vor dem ewigen Tode bewahrt hat, seine eigene Seele vor der Hölle errettet. Für solche gilt das Wort des allbarmherzigen Heilandes: **„Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!"**

2. Gar viele Menschen suchen sich einen großen Fürsprecher bei Gott. Das ist recht. Es gibt aber auch kleine Fürsprecher, die viel bei Gott vermögen, die man aber meist nicht beachtet und übersieht. Ich meine die e i g e n e n K i n d e r oder G e s c h w i s t e r, welche als u n s c h u l d i g e K i n d l e i n gestorben sind. Ich bin fest überzeugt, daß ein Gebet, welches man mit der Fürbitte seines unschuldigen Schwesterleins oder Brüderleins vereinigt, entschieden an Wirkung gewinnt.

3. Endlich möchte ich darauf aufmerksam machen, daß wir gar oft einen Gottesraub verhindern könnten, wenn wir solche Personen, die im Begriffe stehen, die heiligen Sakramente zu empfangen, mit unserm Gebete unterstützen würden. Gewiß wird uns der liebe Gott dazu helfen die heiligen Sakramente besser und mit größerem Nutzen zu empfangen.

Martin Marty, O. S. B.,

Erster Abt von St. Meinrad, erster Apostolischer Vikar des Territoriums Dakota, Bischof von Sioux Falls und St. Cloud, Apostel der Sioux-Indianer.

Ein Lebensbild, entworfen von einem seiner dankbaren geistlichen Söhne, O. S. B.

8)

V.

Der Indianerapostel.

Als Oberer einer Benediktinerabtei, welcher die Seelsorge eines ausgedehnten Missionsgebietes anvertraut war, konnte Abt Martin seinen brennenden Seeleneifer in weitgehendster Weise betätigen, und er selbst hat wohl die Arbeit in seinem damaligen Wirkungskreise für seine endgültige Lebensaufgabe angesehen. Allein die göttliche Vorsehung hatte ihrem treuen Diener noch einen anderen und viel ausgedehnteren Teil des Weinberges des Herrn als Schauplatz seines eigentlichsten und fruchtbarsten Lebenswerkes vorbehalten.

Man darf es wohl als eine Fügung der göttlichen Vorsehung bezeichnen, daß Abt Martin in seinen spärlichen Mußestunden zu St. Meinrad sich mit den oben erwähnten Übersetzungen der Lebensbilder jener heldenmütigen Indianermissionäre Nordamerikas beschäftigte; da hierdurch der Wunsch seiner Jugendzeit aufs neue in ihm rege wurde, sein Leben der Verbreitung des christlichen Glaubens unter den Indianern zu weihen. Darum widmete er auch als Klostervorsteher von St. Meinrad der Predigt des Evangeliums unter den heidnischen Indianerstämmen Nordamerikas so viel seiner Kraft und Zeit als ihm nur immer möglich war. Er glaubte dieses um so eher tun zu können, als einerseits das Klosterleben in St. Meinrad jetzt auf festgefügten Fundamenten ruhte, und ein ausgezeichneter Geist dort herrschte, und er anderseits in dem hochwürdigen Pater Fintan Mundwiller, seinem späteren Nachfolger in der abteilichen Würde, einem unter allen Umständen zuverlässigen Stellvertreter gefunden hatte, dem er die Leitung des Klosters während seiner oft langen Abwesenheit ruhig anvertrauen konnte.

Dem Wunsche des Abtes, sich der Missionstätigkeit unter den Indianern zu opfern, kam eine vom "Catholic Indian Bureau" in Washington an das Kloster ergangene Einladung entgegen. Er sah diese unerwartete Einladung als einen Ruf des göttlichen Willens an und traf nun ernstlich Anstalten, demselben zu folgen.

Im Sommer 1876 war die Angelegenheit soweit gediehen, daß er am 5. Juli an den hochw. Pater Prior Frowin von Conception schreiben konnte wie folgt:

Benedicite (Segen)

Hochwürdiger Pater Prior.
Verehrter Konfrater.

Besten Dank für Ihre mir und allen Konfratres so höchst willkommenen Nachrichten. . . .

Dem Neoprofessen melden Sie meine herzlichen Glückwünsche, und da die Aussicht auf mein Verhältnis zu ihm den heiligen Martin zu seinem Patron gemacht hat, so werde ich auch in besonderer Weise für ihn beten, damit wir dem großen Namen wenigstens keine Unehre machen.*

Von Atchison wußte ich gar nichts und bin um so dankbarer für die Mitteilung, da ich wahrscheinlich in einigen Tagen selbst dort vorüberkommen werde auf dem Wege nach Omaha und der Standing Rock Agency of the Sioux Indians.

Schon seit einiger Zeit habe ich die Hoffnung genährt, meinen von jeher gehegten Wunsch verwirklicht zu sehen und den Versuch einer Benediktinermission unter den Indianern persönlich zu machen. Wie mir scheint, hat die göttliche Vorsehung den Anlaß nun herbeigeführt, und da es ohne Schaden oder Verlust für St. Meinrad geschehen kann, so werde ich am 11. Juli von hier abgehen und hoffe, bis am 16. in Atchison zu sein.

Es wäre mir eine große Freude, wenn ich Sie dort sehen könnte, da es aber für Sie kaum möglich sein wird, über Sonntag Ihre Herde zu verlassen so bitte ich einstweilen nur, das Unternehmen tecto nomine (ohne den Namen zu nennen) den lieben Brüdern und Schwestern ins heilige Gebet empfehlen zu wollen, und werde Ihnen dann, wenn

---

* Es ist hier die Rede von dem hochw. Pater Martin Kennel, O. S. B., der noch jetzt mit großem Segen als Missionär in Bismark, N. D., wirkt. — Der Verfasser möchte diese Gelegenheit benutzen, um dem hochw. Herrn seinen herzlichsten Dank auszusprechen für das liebevolle Interesse, das er der vorliegenden Arbeit entgegengebracht hat, und um den Wunsch auszudrücken, daß der liebe Gott ihm noch lange Jahre bester Gesundheit und segensreichsten Wirkens gewähren möge.

ich an Ort und Stelle angekommen bin, Bericht und Adresse schicken.

In unwandelbarer Liebe

Ihr Fr. Martin.

St. Meinrad, 5. Juli 1876.

Hier ist wohl der Platz, einige irrige Ansichten richtig zu stellen, welche über die Art, wie Abt Martin zum Indianermissionär geworden ist unter das Volk gedrungen sind. Pater Albert Kuhn, O. S. B., sagt hierüber in seinem Artikel über Abt Martin in „Alte und Neue Welt" (Jahrgang 32. Seite 286):

Die Art, wie Abt Martin zum Indianermissionär geworden ist, ist vielfach ganz irrig erzählt worden. . . Gewöhnlich legte man sich die Sache so zurecht, die Regierung der Vereinigten Staaten, welcher besonders die Dakotas oder Sioux unter dem einflußreichen Häuptling Sitting Bull im Anfang der siebziger Jahre so viele Verlegenheiten bereiteten, habe Abt Martin zu den wilden Söhnen der Steppe gesandt, um mit ihnen zu verhandeln; kurz Abt Martin erscheint in diesen Darstellungen als Sendling und Schützling der Regierungsorgane. So glatt, so bequem ging es nun doch nicht. Der Indianerapostel hatte größere, schwerere Opfer zu bringen, als dem Sendlinge einer mächtigen Regierung zugemutet werden. Der Verlauf war vielmehr folgender. Im Jahre 1876 wurde in Washington, D. C., ein Verein gegründet, dessen Hauptzweck darin bestand, die Mission zugunsten der Katholiken in der Armee und in den Indianergebieten zu unterstützen und zu fördern. An der Spitze dieses Vereins stand eine eifrige, überzeugungstreue Katholikin, die Gemahlin des Generals Sherman. Für die Interessen der Indianer wurde im besondern das Indian Bureau in Washington gegründet mit einem Direktor als leitenden Geschäftsführer. Präsident Grant (1869—1877) verteilte um diese Zeit die Indianeragenturen zur Missionierung an die verschiedenen Glaubensbekenntnisse. Grant war Methodist und bevorzugte seine Glaubensgenossen in auffallender Weise. Den Katholiken war er nicht günstig gesinnt; sie erhielten eine sehr geringe Zahl von Agenturen, und was noch beklagenswerter war, nicht einmal für diese fanden sich überall Missionäre. Im Frühjahr 1876 wandte sich das Indian Bureau an Abt Martin — nicht mit der Bitte um finanzielle Unterstützung; denn die Armut St. Meinrads war im Lande zu bekannt — sondern mit dem bestimmten Gesuche, St. Meinrad möge zwei Patres für eine Indianeragentur bewilligen, und zwar für Standing Rock in Dakota, wo ein katholischer Agent war. Als Abt Martin den Brief erhalten, las er denselben dem hochwürdigen Pater Chrysostomus Foffa, O. S. B., vor. . . . Dieser hörte den Brief ruhig an, dann sagte er entschlossen: „Ecce ego, mitte me — Siehe da bin ich, schicke mich. Gott gab mir Gesundheit, Kraft und Stärke; ich bin bereit, nach Standing Rock zu gehen". Abt Martin schwieg eine kurze Weile, dann sagte er: „Sie sind der eine und ich, ich bin der zweite."

Am 11. Juli 1876, an dem Tage, an welchem jetzt das Patronsfest des heiligen Vaters Benedikt gefeiert wird, feierte man damals das Fest der Übertragung der Reliquien unseres heiligen Ordensstifters. An diesem Tage zogen Abt Martin, Pater Chrysostomus und der Laienbruder Ägidius Laugel aus, um den Weg nach Standing Rock einzuschlagen. Abt Martin reiste mit dem Bruder Ägid auf kürzestem Wege über Yankton, wo er Frau Sherman besuchte, dahin. Pater Chrysostomus hatte erst noch verschiedene Missionen abzuhalten, so daß er über Chicago und Bismarck erst am 26. September 1876 in der Agentur anlangte. Der Agent nahm die Missionäre freundlich auf. Diese aber waren den Freunden der Regierung so wenig genehm, daß auf ihr Betreiben der katholische Agent, auf dessen Unterstützung sie rechnen konnten, sofort entfernt wurde. An seine Stelle trat ein zeitweiliger Stellvertreter, welcher den Missionären äußerst kühl begegnete. Die Missionäre wohnten in einer aus unbehauenen, runden Blöcken hergerichteten Baracke. Da diese Eigentum der Regierung war, so wurden die Missionäre ausgewiesen. Der General Ewing, ein Bruder der Frau Sherman, berichtete hierüber an das Indian Bureau und

betrieb und erreichte die Abberufung des fanatischen Agenten. Wir führen diese Einzelheiten nur zum Beweise an, wie wenig die Missionäre sich anfangs auf die Regierungsbeamten verlassen konnten. Wenn sich später die Beziehungen auch freundlicher gestalteten, so war doch Pater Martin weder als Abt, noch als Bischof jemals ein Angestellter oder Sendling der Regierung. Man hat z. B. auch seine zweimalige Reise zu den Indianern ins Innere des Territoriums (Kanada) so dargestellt, als habe er dieselbe im Auftrage der Regierung unternommen. Die Regierung hatte ja allerdings ein Interesse daran, allein ihr Gesandter war Marty keineswegs. Es verhielt sich vielmehr damit folgendermaßen.

Kurz bevor Abt Marty in Standing Rock ankam, hatten blutige Kämpfe zwischen den Regierungstruppen und den Indianern stattgefunden; so war der General Custer mit über dreihundert Soldaten bis auf den letzten Mann in einem Hinterhalt geschlachtet worden. Die Indianer konnten es mit ihren Begriffen von Recht und Gerechtigkeit eben nicht reimen, daß sie von den Weißen aus den Jagdgründen vertrieben wurden, welche sie seit unvordenklicher Zeit als ihr Eigentum betrachteten, und auch sonst mißhandelt und übervorteilt wurden. Infolge dieses Kriegszustandes zogen sich die Dakotahs möglichst weit von den Agenturen in die Prärien zurück. Um sie zu bereden, in die Reservationen, das ist, in die für sie ausgeschiedenen Landbezirke zurückzukehren und sich in das Unvermeidliche zu fügen, unternahm Abt Martin zweimal eine gefahrvolle Fahrt zu ihren fernen Lagerplätzen. . . . Zu seiner Fahrt bedurfte er eines Passes vonseite der Regierung, deren Militärposten weit vorgeschoben waren. Der Paß wurde ihm ausgestellt ähnlich, wie einem Kaufmann, einem Pelzhändler, der mit den roten Söhnen der Prärie Tauschhandel treibt. Weit entfernt, daß die Regierung Abt Martin „mit weitgehenden Vollmachten zu Verhandlungen ausrüstete," war in dem Paß ausdrücklich bemerkt, daß er die Fahrt auf eigene Kosten und Gefahr unternehme, daß er sich n i c h t als den Abgesandten der Regierung ausgeben, noch auch in ihren Namen Versprechungen machen dürfe u.s.w. Es ist recht merkwürdig, daß sehr übel beratene Bewunderer Martys ihm um allen Preis ein Mäntelchen in den Farben der Regierung umhängen und durch allerlei Beziehungen zu den amtlichen Organen einen Zuwachs an Größe und Bedeutung geben wollen. Uns erscheint der Indianerapostel weit verehrungswürdiger und bewundernswerter, wenn er sich nicht an die Rockschöße der Beamten hängt und sich nicht unter den Schutz der Bajonette und des Sternenbanners der Regierung zu den Wilden hinausgewagt, sondern einzig vom Seeleneifer und vom Gottvertrauen sich leiten läßt."

*

Bei seiner ersten Ankunft in der Agentur Standing Rock oder Fort Yates fand Abt Martin dort alles in der größten Verwirrung vor. Die aufrührerischen Indianer hatten sich der Agentur bemächtigt und den Agenten selbst gefangen gesetzt und ihm bedeutet, sie würden ihn töten, falls er sich nicht allen ihren Wünschen füge. Diese Drohung wurde nun allerdings nicht ausgeführt, doch gab dieser Zwischenfall die Veranlassung, daß der Abt diese Mission sowie die später hier erbaute Kirche unter den Schutz des heiligen Petrus stellte und St. Peter ad Vincula, S t. P e t e r i n B a n d e n (Petri Kettenfeier, Fest am 1. August) benannte.

Von Fort Yates aus besuchte Abt Martin Fort Rice, Fort Lincoln, Bismarck und Fort Hancock. An allen diesen Plätzen befanden sich Soldaten mit ihren Familien, von denen viele katholisch waren. Auch wohnten dort viele Kaufleute, Handwerker, Arbeiter und andere Zivilpersonen, für welche die Missionäre in regelmäßigen Zwischenräumen Gottesdienst abhielten und an Gesunde und Kranke die heiligen Sakramente spendeten.

Diese Seelsorge unter der weißen Bevölkerung Dakotas, so notwendig, so segensreich und verlockend sie auch sein mochte, bildete doch nicht die Hauptaufgabe, zu deren Erfüllung die Missionäre gekommen waren und konnte neben der Missionierung der Urbevölkerung immer nur Neben-

zweck bleiben. Für diese hatten sie die geordneten Verhältnisse ihrer Klosterfamilie verlassen und diese bildete von jetzt an ihren eigentlichen Beruf, dem sie unter allen Umständen treu bleiben mußten.

Die Sioux-Indianer waren um diese Zeit noch vollständig Wilde. Sie hatten noch nie einen katholischen Priester gesehen, da seit den Zeiten des großen Jesuitenmissionärs Pater De Smet kein Missionär mehr in das Gebiet der Dakotah gekommen war.

Die Sioux-Indianer, deren eigentlicher Apostel somit der Bischof Marty war, waren diesem sehr zugetan und achteten ihn sehr, obschon sie gegen seinen Unterricht in den christlichen Glaubenswahrheiten sich ablehnend verhielten. Ihre abergläubischen Vorstellungen und Gebräuche waren zu tief mit ihrem ganzen Wesen verwachsen und die Medizinmänner oder Zauberer übten einen zu großen Einfluß auf ihr ganzes Leben aus, als daß sie den erhabenen und keuschen Lehren des Christentums ihr Herz hätten öffnen können. Dennoch gab Abt Martin den Mut nicht auf. Er setzte seine Hoffnung auf die K i n d e r, da er immer klarer einsah, daß von den Erwachsenen nicht viel zu erwarten sei.

Um aber unter den Wildlingen mit Erfolg zu arbeiten, mußten jetzt vor allen Dingen zwei Bedingungen erfüllt werden. Zunächst mußte die Sprache der Indianer erlernt werden. Der Sioux liebt seine Sprache und hat gegen andere Sprachen, besonders aber gegen das Englische, die Sprache der „Langmesser" (Mazan tanka), seiner erbarmungslosen Verfolger und Berauber, einen nicht unbegründeten Widerwillen. Selbst jetzt noch, nach so vielen Jahren, ist es in manchen Fällen unmöglich, den Sioux-Indianer dazu zu bringen, sich des Englischen zu bedienen, wenn er es auch versteht und spricht. Dies hat ihn in den Ruf eines mürrischen, verschlossenen Charakters gebracht, was er aber keineswegs ist. Sobald man ihn in seiner eigenen Sprache anredet, taut er auf und kann sehr mitteilsam und selbst witzig und geistreich werden; wie ja bekanntlich der Indianer der beste Redner der Welt ist.

Literarische Hilfsmittel zur Erlernung der Dakotasprache (Lakota iapi) fanden unsere Missionäre nur wenige vor. Sie bestanden in einem Wörterbuch, einer Grammatik, einem Katechismus und einigen religiösen Gesängen. Abt Martin ließ später einen Auszug aus der Grammatik, sowie ein von ihm selbst verfaßtes Wörterbuch in der Klosterdruckerei zu St. Meinrad drucken.

Nachdem nun vermittelst dieser Hilfsmittel, hauptsächlich aber durch praktische Übung im Umgange mit den Indianern, deren wohlklingende Sprache den Missionären einigermassen mundgerecht geworden war, konnten sie an die Verwirklichung der zweiten Vorbedingung gehen, an d i e E r r i c h t u n g e i n e r I n d i a n e r s c h u l e.

Diese Schule mußte eine "boarding school", das heißt, eine Kost- und Erziehungsanstalt werden, in der die Kinder sowohl Kost und Wohnung, als auch Unterricht und Erziehung erhielten und so dem verderblichen Einfluße ihrer heidnischen Umgebung ganz und gar entzogen werden konnten.

Durch die sogenannte "Peace policy" des Präsidenten Grant hatte sich die Regierung der Vereinigten Staaten verpflichtet, für jedes Kind, das irgend eine Missionsschule der verschiedenen Glaubensrichtungen besuchte, ein angemessenes Kost- und Schulgeld zu bezahlen, unter der Bedingung daß die Missionäre die Schulgebäude erstellten.*

Die Aufgabe, ein solches Schulgebäude zu errichten und Schüler zu sammeln, fiel dem Pater Chrysostomus zu. Welche Schwierigkeiten dabei zu überwinden waren, läßt ein Brief ahnen, den dieser eifrige Missionär am 28. März 1877 von Standing Rock aus an den hochwürdigsten Abt Heinrich in Einsiedeln schrieb. Es heißt darin:

Nächsten Montag wird Seiner Gnaden Abt Martin zwar wieder heimkommen, aber nur auf ein oder zwei Tage, um dann wiederum, mit einer einzigen Unterbrechung, bis Mitte Juli von Hause, das ist von hier, abwe-

* Dieser Verpflichtung entzog sich die Regierung später durch einen Kongreßbeschluß vom 7. Juli 1897. — The Present Status of the Catholic Indian Problem. Rev. Dr. H. G. Ganss, Seite 31.

send zu sein. . . . Meine Aufgabe in der Zwischenzeit soll sein, für etwa 60 wilde Indianerbuben und Mädchen eine Schule zu organisieren und anzufangen. Wahrscheinlich wünscht Herr Abt, daß ich Ihnen über dieses sein Unternehmen Mitteilung machen soll. Ich kann Ihnen aber einstweilen nur die Schwierigkeiten aufzählen, mit welchen ich zu kämpfen habe.

Die erste Schwierigkeit war ein großes Mißverständnis zwischen Herrn Abt und dem Agenten. Denn obwohl Seiner Gnaden mir vor seiner Abreise sagte, daß er mit diesem Organe der Regierung alles ins Reine gebracht habe, so fand ich die Sache, als ich sie in Angriff nahm, doch nichts weniger als so. — Herr Abt und der Agent hatten einander gar nicht verstanden. Weil aber Herr Abt bei seiner Abreise mir ausdrücklich sagte, ich solle während seiner Abwesenheit alles so vorbereiten, daß ich nach Ostern die Schule anfangen könnte, so ging ich dennoch ans Werk.

Zunächst suchte ich den Agenten günstiger zu stimmen. Denn der liebe Herr hatte die irrige Vorstellung, daß, wenn wir eine Schule anfangen würden, er zuerst ein großartiges Schulhaus bauen müsse usw., usw. Dann hatte er Angst, daß, wenn das Schulhaus gebaut sei, es ihm leer bleiben würde, weil er kaum glauben könne, daß wir Kinder in die Schule bringen werden.

Nach wiederholten Unterredungen vereinigten wir uns in dem Punkte, daß wir zuerst die Erweiterung und Verschönerung der Kapelle in Angriff nehmen wollen, worin der Agent herzlich gern einwilligte, insofern es der Regierung keine Kosten machen würde. . . .

Nachdem der Agent mir diese Zusage gemacht hatte, stellte ich ihm vor, wie wir imstande wären, eine alte Soldatenküche und ein, an unsere Wohnung stoßendes Magazin, welches letztes Jahr den Soldaten als Gerümpelkammer und Theater gedient hatte, in eine Schule und in einen Schlafsaal umzuwandeln, und wie wir das Schulzimmer so einrichten könnten, daß die Knaben in demselben zugleich auch ihre Mahlzeiten einnehmen könnten, worauf der Agent auch gleich hierin einwilligte, jedoch wiederum nur unter der Bedingung, daß es der Regierung nichts kosten möge. Ich bat ihn nur um einige Bretter und um die Kost für einen Arbeiter auf etwa sechs Wochen, was er mir auch zusagte.

Und nun ging's ans Werk. Zuerst suchten Bruder Aegidius und ich weit und breit herum alle alte Kisten und alle herumliegenden Bretter, die nicht niet- und nagelfest waren, auf, und dann half der liebe Gott bald auch, und zwar augenscheinlich; denn schon am zweiten Tage nach der Abreise des Herrn Abtes kam ein Mann 70 Meilen weit her und brachte mir 10 Dollars zum Geschenk, ebenso eine arme Waschfrau aus der Agentur einen Dollar in Silber. Ferner begegnete mir am gleichen Tage ein armer irländischer Schreiner, welcher von seinem Arbeitsgeber, unserm Agenten, wegen Trunksucht entlassen worden war, und nun weder Arbeit, noch Geld, noch Handwerkszeug, noch irgend etwas zu essen hatte. Jetzt arbeitet er für mich umsonst. Bruder Aegid und ich helfen ihm, und der Herr Agent gibt ihm die Kost. Wir alle drei schaffen aus Leibeskräften.

Und was machen wir? — Ich sage Ihnen, der Herr Abt wird Augen machen, wenn er heimkommt; denn er hat gar keine Ahnung davon! — Anstatt an der Schule zu arbeiten, riß ich eine Wand unserer Wohnung ein, vergrößerte so unsere Kapelle um die Größe eines Zimmers, ließ einen Beichtstuhl und eine Kommunionbank machen, unsere vorhandenen Kirchenstühle verbessern und einige neue erstellen und überdies die rauhen Wände in der Nähe des Altars mit weißer Leinwand bekleiden usw., usw. In der Zwischenzeit räumte ich auch die alte Küche und das alte Theater aus und — bereits mache ich Pläne, wo ich die schwarze Tafel, die Schulbänke respektive Tische und die Bettstellen usw., usw. und auch die Küche für mein Konvikt (boarding school) hinstellen kann.

Die Schulbänke und Bettstellen werden natürlich kein Pariser Fabrikat sein und auch die Küche wird nicht sehr lukullisch (schwelgerisch) aussehen. Und dann werde ich noch für den Schulunterricht sorgen müssen! Für Bücher, Schiefertafeln, Griffeln und dergleichen habe ich bereits geschrieben. . . ."

Das wäre also die Entstehungsgeschichte der ersten, von unsern Benediktinermissionären in Dakota gegründeten Indianerschule. — Ebenso interessant wie diese Mitteilungen sind die Nachrichten, die uns der emsige P. Chrysostomus über seine zu erwartenden Studenten gibt. Er schreibt über diese in demselben Briefe wie folgt:

„In einer Benediktiner-Missionsschule sollen die wilden Indianer nicht bloß Beten, Schreiben und Rechnen lernen; — unsere Zöglinge müssen vor allem auch *an die Arbeit und an die Manieren von zivilisierten Menschen* gewöhnt werden. Bisher kann noch keiner von ihnen z. B. eine Hacke oder einen Rechen oder eine Axt oder irgend ein anderes Werkzeug auch nur richtig in die Hand nehmen. Ja die meisten wissen nicht einmal, wozu ein Löffel oder eine Gabel da ist. Von Schüsseln keine Rede. In einem Bett hat auch noch keiner meiner künftigen Schüler geschlafen, — und ich bin sicher, daß noch keiner je sein Gesicht gewaschen hat. Von Pflügen, Pflanzen, Mähen und dergleichen Arbeiten haben sie natürlich erst recht keinen Begriff. Und dennoch sollen und müssen sie dieses alles noch kennen lernen. Darum gehören Pferdegeschirr, Melkstuhl, Axt und Beil, Sense und Heugabel, Haue und Hacke usw., usw., usw. zu den unentbehrlichsten Lehrmitteln einer richtigen Indianerschule; namentlich einer solchen, die nach dem Geiste unseres heiligen Ordens eingerichtet ist. — Aber woher soll ich alle diese Dinge nehmen? Wer wird sie mir verschaffen? — Nun, sie sind nötig, darum werden sie irgendwoher kommen. Für die Art und Weise wollen wir den lieben Gott sorgen lassen."

Schon am 8. Mai 1877 konnte P. Chrysostomus an den hochw. Herrn Dekan von Einsiedeln, P. Ildephons Hürlimann, O. S. B., über die weitere Entwickelung seiner Schule schreiben:

„Die Anstrengung, eine Schule in Standing Rock zu gründen, war geradezu unbeschreiblich, aber ebenso ist auch meine Freude unbeschreiblich. Während ich diese Zeilen schreibe, schlafen 31 wilde Knaben bei mir unter demselben Dache. Kost und Betten erhielt und erhalte ich für dieselben durch die Agentur. Aber die armen Dinglein haben noch keine Kleider, sondern befinden sich noch vollständig in ihrem wilden Kostüme. Aber bereits habe ich nach allen Seiten Bettelbriefe geschickt und hoffe, in etwa zwei Monaten meine Buben auch vollständig kleiden zu können. Nebst diesen 31 Knaben unterrichten wir auch durch eine gut geschulte und gebildete Halbindianerin 29 Mädchen; haben also eine Schule mit 60 Kindern.* Seitdem ich so viele Kinder beständig um mich habe, haben mir die Indianer, welche meinen Namen nicht aussprechen können, weil sie in ihrer Sprache weder ein „R", noch ein „F" haben, einen eigenen, echt indianischen Namen gegeben. Sie nennen mich nämlich „Cinca Ota" (sprich Tschintscha Ota), was so viel heißt als „Viele Kinder". Es erscheint den Indianern wie ein Wunder, daß die Kinder so gern bei mir bleiben, und so viele Kinder haben sie noch nie beisammen gesehen. Aber auch die Soldaten und Offiziere sind darüber erstaunt, und ich selbst schreibe es lediglich dem Gebete der vielen Freunde und Mitglieder des Missionswerkes zu.

Über die weiteren Schicksale dieser Schule erfahren wir aus einem Briefe desselben Missionärs an den Herrn Dekan Ildephons vom 19. August 1877 noch folgendes:

Es wurden mit dem Indianeragenten fest bestimmte Übereinkommen vereinbart. Derselbe liefert für uns selbst als Lehrer und für unsere (30) Schüler Holz und Wasser und die sogenannten Rationen, d. i., so viel Nahrungsmittel, als die Regierung für je einen Indianer erlaubt. Der Agent liefert ferner Material für die Betten und einige Bretter zu Bettstellen und bezahlt mir einen Monatsgehalt von 40 Dollars, welche mir ausbezahlt werden, sobald ich den monatlichen Bericht, welcher in dreifacher Abschrift eingereicht werden muß, vorgelegt habe.

Ich schrieb sogleich im Anfange an verschiedene Freunde und Bekannte in den Staaten und ersuchte sie, für mich in großen Städten abgetragene Kleider zu sammeln und mir zu schicken. Diese Bettelei wurde überall günstig aufgenommen, und bereits habe ich drei große und schwere Kisten voll von solchen Kleidern erhalten und eine vierte ist auf dem Wege. Von allen Seiten, wohin ich schrieb, erhielt ich freundliche und willfährige Antworten. . .

* Die Halbindianerin, deren hier so ehrenvoll Erwähnung geschieht, ist die jetzt noch lebende Witwe des verstorbenen Herrn Dr. Van Solen, deren erster Mann, der Herr Dr. De Grey, in der Zeit, von der wir schreiben, wahrscheinlich noch lebte. Der hochwürdigste Abt Martin erhielt von ihr seinen ersten Unterricht in der Siouxsprache, während er selbst sie und ihre zwei Schwestern im gregorianischen Choral und im Singen geistlicher Lieder unterrichtete.

Aus demselben Schreiben geht hervor, daß die Knaben unter der Obsorge und dem Unterrichte der Missionäre erfreuliche Fortschritte machten und daß sie anfingen, dem Bruder Aegid sowohl in der Küche, als auch in der Anlage von zwei schönen Gärten gute Dienste zu leisten. Die Mädchenschule hingegen scheint nicht so befriedigende Resultate geliefert zu haben; denn über diese schreibt der P. Chrysostomus:

Die Mädchenschule ist in der Auflösung begriffen und es läßt sich für die armen Geschöpfe wohl nichts tun, bis wir hier Schulschwestern einführen können. Dagegen haben wir noch immer 22 Knaben im Hause. . .

Über seine Lehrmethode gibt der gute Pater folgende Winke:

In Bezug auf Reinlichkeit leistet die unmittelbare Nähe des Flusses Missouri die wesentlichsten Dienste. Ich lasse die ganze Schule oft stundenlang im Missouri baden, was die Buben sehr gern tun. . . . Mit diesen armen Kindern haben wir wohl viel Geduld haben müssen und dies ist zum Teil noch der Fall. Allein ich habe die Erfahrung gemacht, daß ausharrende Geduld ein sicheres Mittel ist, um alles bei ihnen auszurichten, was man will. . . Besonders wünsche ich ihnen klar zu machen, daß wir der Hilfe des Gebetes vonseite anderer sehr bedürftig sind. Beten Sie daher für uns und lassen Sie auch andere für uns beten. . .

Auch in Bismarck entstand um diese Zeit eine Schule, über welche wir in den "Collections of the State Historical Society of North Dakota", Vol. I folgende Andeutung finden:

„Im Jahre 1876 kam Bischof Marty nach Bismarck und nahm eine Hauskollekte auf, um Mittel zu sammeln für den Bau einer Schule für die Schwestern der St. Mary's Academy. Diese Schule wurde unter der vorsorglichen Leitung des hochw. Pater Chrysostomus Foffa, des guten Pfarrers von St. Mary's vollendet. Im Jahre 1877 war der Bischof wieder in Bismarck, wo er bei einer Festlichkeit, welche von den Frauen der großen katholischen Gemeinde von Bismarck zu dem Zwecke veranstaltet worden war, um Mittel für den Bau der Schule zu erlangen, in einem großen Zelte eine Rede hielt. Er war damals eben von einem Besuche bei Sitting Bull zurückgekehrt."

*

Der hier erwähnte Besuch des hochw. Abtes Marty bei Sitting Bull wurde, wie bereits ange-

deutet, unternommen, um diesen berüchtigten Häupling, der sich nach dem sogenannten Custer Massacre am Little Big-Horn-Flusse mit seinen Kriegern über die kanadische Grenze geflüchtet hatte, zu überreden, mit seinen Anhängern in seine Reservation Standing Rock zurückzukehren. Abt Martin nahm bei diesem Versöhnungsversuch sein Leben in die Hand, da der erboste Sitting Bull gedroht hatte, jedes Blaßgesicht, das in seine Nähe kommen würde, zu töten.

In der Begleitung des Abtes befand sich, wie mir von dem hochw. Pater Fintan Wiederkehr, O. S. B., dem jetzigen Spiritual der Benediktinerinnen in Ferdinand, der lange Jahre als Missionär unter den Indianern gewirkt hat, mitgeteilt wurde, ein Dolmetscher Namens William Halsey, ein Halbindianer und guter, eifriger Katholik, der dem Abte in treuer Liebe ergeben war. Außer diesen nennt der Apostolische Missionär Johann B. Génin in einem Briefe an das "Freemen's Journal" von New York* noch einen gewissen Mr. Howard, der als Kundschafter und Pfadfinder beim General Miles in Diensten stand, und dann noch die zwei Halbindianer Antoine Onelette und Andie Larive. Über den Verlauf des Besuches im Lager der aufrührerischen Indianer macht Rev. Father Génin noch folgende Angaben:†

„Sitting Bull war trotzig und behauptete, er sei ein Untertan der großen Mutter (der Königin Viktoria von England). Weil Pater Martin in Begleitung von Howard, einem Kundschafter und Führer des Generals Miles kam, schöpfte er Verdacht und erklärte ihn für einen Spion der militärischen Behörden. Darauf faßten die jungen Leute den Entschluß, sowohl den Priester, als auch den Kundschafter zu töten. Allein ihr Leben wurde durch die beiden Halbindianer gerettet, die sie schnell aus dem Lager führten." — Ferner berichtet Father Génin über eine Unterredung, die er mit Sitting Bull hatte, und in welcher dieser gesagt haben soll: „Den Priester, der mich im verflossenen Frühling besuchte (dies war der hochw. Abt Martin), habe ich grob behandelt, weil ich ihn für einen verkappten Yankee hielt, der gekommen war, um mich zu betrügen, und die jungen Männer wollten ihn töten; aber diese zwei Männer (auf die beiden Halbindianer deutend, die mit uns im Zelte waren), haben ihn gerettet."

Mehr als diese zwei mageren Angaben habe ich über diesen ersten interessanten und wichtigen Besuch des Abtes Martin bei Sitting Bull trotz fleißiger Umfrage leider nicht in Erfahrung bringen können. Doch möchte ich noch eine persönliche Erinnerung beifügen.

Als der hochw'ste Herr Abt im Jahre 1877 auf einige Zeit nach St. Meinrad zurückkam, erzählte er vor dem versammelten Konvent von seinen Erlebnissen unter den Indianern im allgemeinen und von diesem seinem Besuche bei Sitting Bull im besonderen. Leider hat der Strom der Zeit die Erinnerung an jene Erzählungen des Indianermissionärs fast gänzlich aus meinem Gedächtnisse hinweggeschwemmt. Nur zwei Dinge sind in meinem Geiste noch ziemlich lebhaft geblieben. Das erste ist, daß Sitting Bull den Abt, als dieser in der Ratsversammlung der Indianer erschien, mit den Worten empfangen habe: „Du kommst zwar von unsern Feinden, den Yankees her, weil du jedoch ein Sina Sapa (Schwarzrock, das ist katholischer Priester) bist, so wollen wir hören, was du uns zu sagen hast." — Das andere ist, daß der Abt die Indianer zur Rückkehr geraten habe, weil der Büffel bei dem unaufhaltsamen Vordringen der Weißen mehr und mehr verschwinde und in kurzer Zeit ganz ausgerottet sein würde, sodaß ihnen die Jagd nicht mehr lange den Lebensunterhalt werde bieten können, und sie dann an Hunger und Elend zugrunde gehen müßten, wenn sie sich nicht entschließen wollten, in die Reservation zurückzukehren und nach Art der Weißen zu leben. Worauf einer der roten Ratsherren geantwortet habe: „Der Große Geist hat Büffel für Indianer geschaffen, und so lange es Indianer gibt, so lange wird es auch Büffel geben." Diesem Beweisgrunde gegenüber blieb die Überre-

* Zitiert in "Collections of the State Historical Society of North Dakota" Vol I., Seite 255.

† Am angezogenen Orte.

dungskunst des Abtes und dieser erste Besuch bei Sitting Bull erfolglos. Sitting Bull blieb noch drei Jahre in Kanada und hielt sich während dieser Zeit meistens in der Provinz Alberta auf.

(Fortsetzung folgt.)

Eucharistische Notizen.

Die Schwestern der ewigen Anbetung vom Orden des heiligen Dominikus werden in Cincinnati ein Kloster errichten.

*

In dem durch die große Schlacht im russisch-japanischen Kriege weltberühmt gewordenen Moukden in der Mantschurei fand unlängst die erste Prozession mit dem Allerheiligsten Altarssakrament statt.

*

In der Stadt Neuyork hat sich eine Gesellschaft der nächtlichen Anbetung gebildet. Diese aus katholischen Männern bestehende Gesellschaft versammelt sich am letzten Samstag eines jeden Monats in der Kirche der Priester vom Heiligsten Sakrament, um die Stunden von 10 Uhr abends bis 6 Uhr am Sonntag Morgen in der Anbetung des Allerheiligsten zuzubringen. Sie ist in Abteilungen eingeteilt, welche abwechselnd diese Stunden versehen, so daß jede Abteilung im folgenden Monat eine Stunde später anbetet.

Jede Stunde wird mit dem Abbeten des Offiziums des Allerheiligsten Sakramentes in englischer Sprache und mit Privatgebeten zugebracht.

Es ist eine rührende und erhebende Übung, die jedem Mitgliede Gelegenheit bietet, seine Liebe zu dem im Heiligsten Sakramente verborgenen Gott an den Tag zu legen, besonders aber durch das damit verbundene Opfer persönlicher Bequemlichkeit Sühne zu leisten für alle gottesräuberischen Entweihungen, die dem Herrn in diesem immerwährenden Andenken seiner Liebe zugefügt werden. Die Bruderschaft ist der Erzbruderschaft der nächtlichen Anbetung in Rom affiliiert.

Möchten doch auch andere Städte diesem Beispiele Neuyorks folgen. (Emmanuel.)

In dem berühmten „Eton Kolleg" in England wurde seit dem Jahre 1559 zum erstenmale wieder die heilige Messe gefeiert, und zwar bei Gelegenheit der Einweihung einer neuen katholischen Kapelle.

*

Dreitausend kleine Kommunionkinder, Knaben und Mädchen aus den verschiedenen Pfarreien der Stadt Rom, stiegen in die Krypta von St. Peter hinab, um das Grabmahl ihres großen Wohltäters, Papst Pius X., zu küssen, aus Dankbarkeit für die Erlaubnis der frühzeitigen heiligen Kommunion.

Nachlese auf dem Felde der Kirche.

Ausland.

Die für 1916 in Aussicht genommene Generalversammlung der schweizerischen Katholiken ist mit Rücksicht auf die gegenwärtige Zeitlage verschoben worden.

*

Es verlautet, Msgr. Siannini, Titularerzbischof von Serres und Apostolischer Delegat für Syrien, der in Beirut residiert, habe beim dortigen Gouverneur gegen die Vertreibung der französischen Missionäre und die Konfiskation ihres Eigentums energisch protestiert. Der Türke habe darauf erwidert: „Ich bemerke, daß meine Regierung während des Kriegszustandes zwischen der Türkei und Frankreich mit diesen Missionären nicht anders verfahren ist, als die französische Regierung zu Friedenszeiten diese Herren behandelt hat.

*

An eine Kirchhofsmauer in Irland haben die englischen Werber folgenden Aufruf angeheftet: "Arise! Arise! Your king and country need you! — Stehet auf! stehet auf! Euer König und das Vaterland bedürfen euer!" — Ja, wenn aus Irlands Gräbern alle Toten auferstehen würden, die durch England's Grausamkeit dort ruhen, dann — — —!

*

Auf je 10,000 Einwohner kommen in Rußland 6,170 Analphabeten, d. h. solche, die nicht lesen

Martin Marty, O. S. B.,

Erster Abt von St. Meinrad, erster Apostolischer Vikar des Territoriums Dakota, Bischof von Sioux Falls und St. Cloud, Apostel der Sioux-Indianer.

Ein Lebensbild, entworfen von einem seiner dankbaren geistlichen Söhne, O. S. B.

9)

Im Juni 1877 ließ der hochwürdigste Herr Abt den hochwürdigsten Pater Hieronymus Hunt, O. S. B., von St. Meinrad nach Standing Rock kommen. Derselbe übernahm nun die Leitung der Schule, während Pater Chrysostomus die auswärtigen Missionen, deren Besorgung bis dahin dem hochw'sten Abte obgelegen hatte, übernahm. So erhielt dieser Gelegenheit, eine Reise nach Indiana zu unternehmen, um einerseits seine Abtei zu besuchen und anderseits in dem Kloster der Unbefleckten Empfängnis zu Ferdinand und anderwärts Schwestern für seine Indianerschulen anzuwerben, da der Mangel an weiblichen Lehrkräften in den Indianermissionen sich von Tag zu Tag schmerzlicher fühlbar machte. Seine Bemühungen waren von Erfolg gekrönt, so daß er noch im Oktober desselben Jahres den hochw. Pater Claudius Ebner, O. S. B., und einige Laienbrüder von St. Meinrad nach Dakota senden konnte, denen am 20. Mai 1878 drei Schwestern von Ferdinand nachfolgten. Die Namen dieser mutigen Pionierschwestern in der Indianermission Dakotas sind Schwester Maria Rosa, Schwester Maria Plazida, und Schwester Maria Maura.

Bei ihrer Ankunft in Fort Yates fanden diese opferwilligen Schwestern alles noch im primitivsten Zustande. Unbeschreiblich waren die Mühen und Entbehrungen, denen sie sich zu unterziehen hatten. Allein sie beklagten sich nicht, und gingen mutig ans Werk; denn der hochw'ste Herr Abt hatte sie schon vor ihrer Abreise von Ferdinand vorbereitet und ihnen alles ohne Rückhalt klargelegt, was sie um des Namens Jesu willen und für die Ausbreitung seines heiligen Evangeliums unter den wilden Kindern der Steppe würden zu erdulden haben. „Ohne Kreuz keine Krone", das war ihr Wahlspruch. Das Kreuz haben sie unverdrossen auf sich genommen, um die Krone zu erringen, nicht für sich allein sondern auch für die vielen Seelen, die sie durch ihr Gebet und ihren Unterricht aus dem Schatten des Todes heraus und zum Lichte des wahren Glaubens emporgeführt haben. Mit Ausnahme der ehrw. Schwester Maura, die jetzt noch mit großem Segen in St. Thomas Schule hält, sind alle hingegangen, um aus der Hand ihres himmlischen Bräutigams die Ehrenkrone entgegenzunehmen, die er durch einen Propheten verheißen hat mit den Worten: „Die, welche viele in der Gerechtigkeit unterwiesen haben, werden leuchten wie die Sterne immer und ewig."(Dan. 12. 3.).

Diesen ersten Missionärinnen folgten auf die dringende Einladung des hochw'sten Abtes teils aus Conception, Mo., teils aus der Schweiz (Rickenbach), teils aus Kanada (Gray Nuns), und selbst aus dem fernen Irland andere Schwestern nach, und ihrer selbstlosen opfermutigen Mitwirkung schlug das Christentum allmählich Wurzel unter den heidnischen Sioux und begann aufzublühen und Früchte zu tragen für das gesellschaftliche und religiöse Leben der armen Wilden.

Folgende Mitteilungen, die wir der Güte des hochw. Hater Bernard Straßmeier, O. S. B., der jetzt noch als Missionär in Fort Yates weilt, verdanken, gestatten uns ein ungefähres Urteil über die Arbeiten, welche die guten Schwestern in jener Zeit unter der Leitung unsers Indianerapostel verrichteten.

„Um die in ihrem Bestande gefährdete Schule und Mission von Fort Yates vor dem drohenden Verfalle zu schützen, brachte der hochw'ste Bischof, damals noch Abt von St. Meinrad, im Jahre 1878 Schwestern aus dem Benediktinerinnenkloster zu Yankton, Süd Dakota, dorthin, die daselbst eine katholische Indianerschule errichten sollten. Dies war ein sehr beschwerliches Unternehmen, da es an allem gebrach, und gar keine Mittel zur Beschaffung des Notwendigen vorhanden waren. Die Indianer wollten von einer

Schule nichts wissen. Dennoch zog die Liebe der Schwestern zu den Kindern nach und nach eine kleine Schar an, und im Jahre 1879 konnte endlich eine ordentliche Schule gegründet werden.

Zu gleicher Zeit wurde auch eine zweite Missionsstation, St. Benedikt genannt, 16 Meilen ~~nördlich~~ von Fort Yates angefangen. Der hochw. Pater Heinrich Hug, O. S. B. und später der hochw. Pater Claudius Ebner, O. S. B. beide von St. Meinrad, wurden dahin gesandt. Hier wurde auch gleichzeitig eine Knabenschule mit dem Titel "Agricultural Boardingschool" eröffnet, und so wurde der Bestand des eigentlichen Missionswerkes gesichert. Doch sollten noch viele Jahre vergehen, ehe etwas Tüchtiges geleistet werden konnte. Die Knaben konnten sich nur schwer an ein geordnetes Leben gewöhnen und wollten immer nach Hause laufen; und wenn ihnen dies nicht gestattet wurde, stahlen sie sich heimlich davon.

Für die Schwestern war es ein Leben der äußersten Entsagung. Der hochw'ste Herr und nachmalige Bischof des Territoriums Dakota wußte das gar wohl, und bot darum alles auf, was in seinen Kräften stand, um die Schwestern und Missionäre in ihrem schweren Berufe aufrecht zu erhalten. Er kam jedes Jahr nach der Agentur Standing Rock und blieb daselbst einige Tage, um die Indianer zu sehen und im Glauben zu bestärken. Weder die ungeheure Entfernung, noch die Mühen der Reise, noch seine vielen sonstigen Arbeiten konnten ihn davon abhalten. Diese aufopfernde, väterliche Fürsorge war auch der Grund, warum er später von allen Indianern so sehr geliebt wurde. Selbst die heidnischen Indianer schätzten ihn hoch und besuchten ihn jedesmal, wenn er nach Fort Yates kam. Der große Häuptling Sitting Bull selbst, der nicht im entferntesten daran dachte, katholisch zu werden, legte stets die größte Achtung für den Bischof an den Tag."

VI.

Der Apostolische Vikar.

Im November des Jahres 1877 finden wir unsern eifrigen Indianerapostel wieder unter seinen geliebten Indianern, aber nicht für lange Zeit. Schon bald riefen ihn seine Pflichten als Klostervorsteher wieder nach St. Meinrad zurück, wo er einige Monate verweilte, um dann im Mai des folgenden Jahres wieder nach Dakota zu reisen.

Auf diese Weise arbeitete der Abt drei Jahre lang, indem er seine Wirksamkeit zwischen den Missionen Dakotas und seiner Abtei teilte, und bald hier, bald dort ordnend, regelnd, mahnend und ermunternd verweilte.

Diese Doppelstellung war jedoch, wie leicht begreiflich, auf die Dauer unhaltbar. Indem Abt Martin seine Kräfte zwischen zwei, durch viele hundert Meilen von einander entfernten Arbeitsfeldern verteilen mußte, konnte er keinem von beiden seine volle Aufmerksamkeit angedeihen lassen. Er konnte nicht beides zugleich sein, Klosteroberer in St. Meinrad und Glaubensbote in Dakota.

Da erfolgte von höchster Stelle aus eine Lösung dieser Schwierigkeit. Auf den Vorschlag der amerikanischen Bischöfe ernannte Leo XIII. durch ein Breve vom 22. Sept. 1879 den Abt zum Titularbischof von Tiberias und ersten Apostolischen Vikar des Territoriums Dakota. Am 1. Februar 1880 wurde Bischof Marty in der Pfarrkirche zu Ferdinand, Indiana, von dem hochw'sten Herrn Bischof Chatard von Indianapolis, unter Assistenz des hochwürdigsten Bischofs Rupertus Seidenbusch, O. S. B., von St. Cloud und dem hochwürdigsten Herrn Abte Bonifazius Wimmer, O. S. B., von der St. Vinzenz-Abtei in Pennsylvanien, feierlich konsekriert. Der hochwürdigste Abt Benedikt, O. C. R. von Gethsemani war ebenfalls zugegen. Abt Bonifaz von St. Vinzenz hielt die Festpredigt.

Am 8. Februar 1880 weihte der neue Bischof die hochwürdigen Fratres Stephan Stenger,

O.S.B., Alexander Burkard, O.S.B., Felix Rumpf, O.S.B., Silvan Buschor, O.S.B. und den hochwürdigen Herrn Bernard Bunning von St. Meinrad zu Priestern und reiste am folgenden Tage in aller Stille nach seinem neuen Wirkungskreise ab.

*

Wenn wir uns einen Begriff machen wollen von der Schwierigkeit und dem Umfange der Arbeiten, die nunmehr die Lebensaufgabe des Apostolischen Vikars Martin Marty bildeten, seitdem das Seelenheil sowohl der wilden, als auch der zivilisierten Bevölkerung des ungeheuren Territoriums Dakota seiner Hirtensorge anvertraut war, müssen wir zunächst von dem Missionsgebiete und seinen Bewohnern ein Bild zu gewinnen suchen.

Apostolischer Vikar Martin Marty, O. S. B.

Das Apostolische Vikariat Dakota umfaßte die jetzigen Staaten Nord Dakota mit 70,837 Quadratmeilen, und Süd Dakota mit 77,615 Quadratmeilen Flächenraum, das ist ein Länderkomplex, der an Ausdehnung den beiden Königreichen Bayern und Würtemberg mit dem Großherzogtum Baden zusammengenommen nur sehr wenig nachsteht.

Dieses gewaltige Ländergebiet wird von dem mächtigen Nebenflusse des Mississippi, dem Missouri, der Länge nach in zwei Teile zerlegt, welche letztere wieder bedeutende Zuflüsse spenden; so die Ostseite, welche jetzt die Diözesen Bismarck, N. D., und Sioux Falls, S. D., umfaßt, den romantischen James- oder Dakota-Fluß; die Westseite, mit den jetzigen Diözesen Fargo, N. D., und Lead, S. D., den Cannonball, den Weißen Fluß und andere.

Diese Flüsse durchströmen an der Ostseite des Missouri ein meist fruchtbares und schon früh vielfach von weißen Ansiedlern urbar gemachtes

Land. An der westlichen Seite hingegen, in dem immer noch sehr ausgedehnten Gebiete, das die unaufhaltsam vordringende Zivilisation den armen Rothäuten noch übrig gelassen, noch unbebaute, für Ackerbau wenig geeignete Ländereien. Die mit ihren sanften Landwellen dem wogenden Meere vergleichbare, unabsehbare Prärie wird nur im Norden durch das unwirtliche Gebirge der "Turtle Mountains" (Schildkröten-Gebirge) und im Südwesten durch wildromantische, Gold und andere kostbare Metalle bergende Hügel, die "Black Hills" (Schwarze Hügel), unterbrochen, während sie sich am Missouri zur Hochebene erhebt.

Als Bischof Martin sich dauernd in seinem Apostolischen Vikariat niederließ, hatte der weiße Mann — leider sehr zum Nachteile des dortigen edeln Naturvolkes — bereits von einem großen Teile des Landes Besitz ergriffen und seinen Handel durch viele aufblühende Niederlassungen, wie Bismarck, Fargo, Yankton, Huron, sowie durch die Anfänge eines sich stetig ausbreitenden Bahnnetzes begründet und entfaltet. Der eigentliche, angestammte Herr und Eigentümer des großen Gebietes ist der Dakotah- oder Sioux-Indianer, einer der wildesten und kriegerischesten Ureinwohner Nordamerikas. Er ist es, der die größten Dichter nicht nur Amerikas, sondern auch Deutschlands zu ihren schönsten Schöpfungen begeistert hat. Im Lande „Minnehaha's," des „Lachenden Wassers", hat Longfellow sich den Stoff zu seinem unsterblichen Gedichte „Hiawatha" geholt, und der deutsche Dichterfürst Schiller singt dem roten Helden des Krieges und der Jagd einen Totensang, den Göthe selbst für das schönste aller Gedichte Schillers erklärt hat. Dieser Totensang soll darum hier eine Stelle finden:

Des Nadowessiers Totenklage.

Seht, da sitzt er auf der Matte,
Aufrecht sitzt er da,
Mit dem Anstand den er hatte,
Als er's Licht noch sah.

Doch wo ist die Kraft der Fäuste,
Wo des Atems Hauch,
Der noch jüngst zum Großen Geiste
Blies der Pfeife Rauch?

Wo die Augen falkenhelle,
Die des Renntiers Spur
Zählten auf des Grases Welle,
Auf dem Tau der Flur?

Diese Schenkel die behender
Flohen durch den Schnee,
Als der Hirsch, der Zwanzigender,
Als des Berges Reh?

Diese Arme, die den Bogen
Spannten streng und straff?
Seht das Leben ist entflogen!
Seht, sie hängen schlaff!

Wohl ihm! er ist hingegangen,
Wo kein Schnee mehr ist,
Wo mit Mais die Felder prangen,
Der von selber sprießt;

Wo mit Vögeln alle Sträuche,
Wo der Wald mit Wild,
Wo mit Fischen alle Teiche
Lustig sind gefüllt.

Mit den Geistern speist er droben
Lies uns hier allein,
Daß wir seine Taten loben
Und ihn scharren ein.

Bringet her die letzten Gaben,
Stimmt die Totenklag'.
Alles sei mit ihm begraben,
Was ihn freuen mag.

Legt ihm unter's Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule;
Denn der Weg ist lang.

Auch das Messer, scharf geschliffen,
Das vom Feindeskopf
Rasch mit drei geschickten Griffen
Schälte Haut und Schopf.

Farben auch, den Leib zu malen,
Steckt ihm in die Hand,
Daß er rötlich möge strahlen
In der Seelen Land.

Die Wilden, deren Totenbestattung der Dichter hier so wahrheitsgetreu besingt, sind in der Tat niemand anders, als eben die Väter der geistigen Pflegekinder unsers Apostolischen Vikars: die kriegerischen Sioux oder Dakotahs.

Der Name „Sioux" heißt so viel als „Feind".* Dieser Umstand beweist an sich schon, daß der

* Diese sowie die folgenden Angaben sind dem von der Bundesregierung herausgegebenem Buche: Dakota Grammar, Texts, and Ethnography by Stephen Return Riggs, Washington 1893 entnommen.

Name Sioux nicht der Sprache der Dakota entstammt; denn kein Volk wird sich in seiner eigenen Sprache als Feind bezeichnen. Er kommt vielmehr aus der Sprache der Algonquin-Indianer, welche erbitterte Feinde der Dakota waren, und ist eine Verstümmelung des Wortes „Nadowessioux". Dieses aber ist abgeleitet von „Nadowe-ssi-wag", welches „die Schlangenähnlichen" bedeutet, was allerdings den Begriff von etwas Feindlichem in sich schließt. „Nadowe" bedeutet nämlich nach der angeführten Quelle in der Sprache der Algonquin „die Schlange".

In ihrer eigenen Sprache nennen sich diese Indianer „Dakotah," was so viel heißt, als Bündnis oder auch „die Verbündeten" oder Freunde. Da sich zu diesem Bündnisse sieben Stämme zusammengeschlossen hatten, deren Häuplinge oft zu gemeinschaftlichen Beratungen zusammenkamen, so nannten sie sich auch „Oceti Cakowin" (sprich Otscheti Tschakowin) „Die sieben Ratsfeuer". Alle diese sieben Stämme wurden von den Gegnern der Dakota mit dem gemeinsamen Namen „Sioux" bezeichnet. Sie sprachen und sprechen alle ein und dieselbe Sprache, nämlich die „Dakota Japi", die Dakota-Sprache, wenn auch mit einigen unbedeutenden Dialektverschiedenheiten.

Zur Erklärung der Namen von Orten, Gegenden und Flüssen, die in diesem Lebensbilde öfters wiederkehren, und um spätere Wiederholungen zu vermeiden, wollen wir hier gleich die Namen der zu den sieben Ratsfeuern gehörenden Stämme mit ihrer Erklärung anführen.

1. Die "Mdewakantonwan", d. h. „Dorf am Geistersee". Der Name ist hergeleitet von dem früheren Wohnplatze dieses Stammes in dem an herrlichen Seen so reichen Minnesota, wo dieser Stamm vor mehr als 200 Jahren vorübergehend von den Franziskanermissionären Hennepin und Du Luth besucht wurde.

2. Die "Wahpekuta", „Blatt- oder Laubschießer". Der Ursprung dieses Namens ist ungewiß.

3. Die "Wahpetonwan" (Wahpeton), "Dorf im Laube" oder „Walddorf".

4. Die "Sissetonwan" (Sisseton), „Dorf am Sumpfe".

5. Die "Ihanktonwan" (Yankton), „Dorf am Ende oder Grenzdorf".

6. Die "Ihanktonwanna" (Yanktonnais), „Kleines Grenzdorf".

7. Die "Titonwan" (Teton), „Dorf in der Prärie".

Von diesen sieben Stämmen ist der Stamm der Teton der mächtigste. Wenigstens drei Fünftel der ganzen Dakota-Nation gehören diesem Stamme an. Er zerfällt wieder in folgende sieben Unterabteilungen oder Zweige:

1. Die "Sikanju", von den Franzosen Brulés genannt, was eine Übersetzung ihres Namens ist; denn Sikanju heißt „Gebrannte Schenkel".

2. Die "Oohe Nompa", dieser Name bedeutet „Zwei Kessel" und soll daher kommen, daß bei einer großen Hungersnot dieser ganze Stamm nur so viel Fleisch hatte, um zwei Kessel zu füllen.

3. Die "Minnikonju", „Pflanzer nahe am Wasser".

4. Die "Itazipco", „Ohne Bogen", dem Sinne nach etwa das deutsche „Habenichts".

5. Die Ogalalla" „Ausstreuer", vielleicht so genannt, weil sie neben der Jagd auch etwas Land mit Samen besäten, Ackerbau trieben.

6. Die "Siha Sapa", „Schwarzfüsse".

7. Die "Hunkpapa", (Bedeutung unbestimmt). Diesem Stamme gehörte der berüchtigte Sitting Bull an.

Seit die Sioux das Land Dakota bewohnten, waren die Schwarzfüße die ersten, die mit einem katholischen Missionär in Berührung kamen. Es war dies der berühmte Jesuit De Smet. Die Beschreibung seiner ersten Begegnung mit diesem Sioux-Stamme ist so interessant und für die Charakteristik der Sioux-Indianer überhaupt so wertvoll, daß wir sie hier unverkürzt wiedergeben wollen.*

* Reisen zu den Felsengebirgen und ein Jahr unter den wilden Indianerstämmen des Oregongebietes, von P. J. De Smet, S. J., übersetzt von L. Hinssen, Priester. St. Louis, Mo., 1865.)

Indianer mit der Friedenspfeife.

„Am fünften Tage unserer Reise befanden wir uns in der Nähe der Sioux-Schwarzfüße, eines Stammes, der sich von den Schwarzfüßen des Gebirges getrennt hat. Der bloße Name und der Stamm, von dem sie herrühren (Sioux), erschreckte uns. Wir gingen so viel als möglich durch Hohlwege, um uns vor den Augen der Wilden zu verbergen, welche in den Ebenen umherstreichen. Gegen Mittag machten wir Rast nahe bei einer schönen Quelle, um etwas auszuruhen und zu speisen. Während wir uns Glück wünschten, an diesen schrecklichen Schwarzfüßen vorbeigekommen zu sein, läßt sich plötzlich ein furchtbares Geschrei von dem Abhange her vernehmen, der den Platz wo wir ruhten, beherrschte. Eine Rotte von Schwarzfüßen, die schon mehrere Stunden unserer Spur durch die Hohlwege gefolgt waren, sprengte im vollen Galopp heran. Sie waren gut mit Büchsen, Pfeilen und Bogen bewaffnet, beinahe nackt und ganz abenteuerlich mit Farben beschmiert. Ich stand auf und bot die Hand dem, den ich als Führer ansah. Kalt blickte er auf mich nieder und sagte: „Warum verbirgst du dich in diesen Schlupfwinkeln? Hast du Furcht vor uns?“ Ich gab zur Antwort, wir hätten Hunger gehabt, und die Quelle habe uns eingeladen, einen Augenblick zu ruhen. Er betrachtete mich dann eine Zeitlang schweigend, wandte sich dann an den Kanadier, der etwas von ihrer Sprache verstand, und sagte: „Nie in meinem Leben habe ich einen solchen Menschen gesehen. Was ist er?“ Mein langer schwarzer Talar und das Kreuz des Missionärs, das ich auf der Brust trug, erregten besonders seine Aufmerksamkeit. Der Kanadier antwortete ihm: „Er ist ein Mann, der mit dem Großen Geiste redet; er ist ein Häuptling oder Schwarzrock der Franzosen.“ —

Plötzlich veränderte sich das wilde Auge. Er befahl seinen Kriegeern, die Waffen wegzutun, und alle gaben mir die Hand. Ich machte ihm ein großes Stück Tabak zum Geschenk. Dann ließen sie sich nieder in einem Kreise und wir rauchten zusammen die Friedenspfeife. Dann bat er mich, ihn zu begleiten und die Nacht in seinem Dorfe zuzubringen, das nicht fern war. Ich folgte ihm, und im Anblicke des Lagers, das ungefähr hundert Tipis (Zelthütten) oder tausend Seelen enthielt, angekommen, machte ich eine Viertelmeile davon entfernt Halt und schlug mein Zelt auf einer schönen Wiese am Ufer eines Flußes auf und lud den Häuptling bei mir zum Abendessen ein. Als ich das Tischgebet sprach, fragte er den Kanadier was ich tue. Dieser antwortete, ich rede mit dem Großen Geiste, um ihm zu danken für seine Gaben. Sobald er das gehört, gab er durch Händeklatschen seinen Beifall zu erkennen. Bald kamen zwölf Krieger und ihr Führer vor mein Zelt und breiteten dort eine schöne Büffelhaut aus. Der Häuptling nahm mich beim Arm, führte mich zu derselben und gab mir durch ein Zeichen zu verstehen, mich zu setzen. Ich begriff nichts von diesen Zeremonien und setzte mich in der Meinung, es sei eine Einladung, mit ihnen die Friedenspfeife zu rauchen. Aber denken Sie sich meine Überraschung, als diese zwölf Krieger

das Fell mit ihren Händen faßten, mich aufhoben und mit ihrem Häuptling an der Spitze im Triumphe durch das Dorf trugen, wo alles im Nu auf den Beinen war, den Schwarzrock zu sehen. Man wies mir im Zelte des ersten Häuptlings den Ehrenplatz an, und dort, umgeben von vierzig seiner Krieger, redete derselbe mich folgendermaßen an: „Schwarzrock, dies ist der glücklichste Tag unseres Lebens. Heute zum erstenmale sehen wir unter uns einen Mann, der dem Großen Geiste so nahe steht. Da sind die Tapfersten meines Stammes; ich habe sie zum Festmahle geladen, das ich dir gebe, auf daß sie nie diesen glücklichen Tag aus dem Gedächtnisse verlieren." Er bat mich dann, nochmals zum Großen Geiste zu reden vor Anfang des Mahles. Ich machte das Zeichen des Kreuzes und sagte mein Gebet. Während desselben hielten alle Gäste nach dem Beispiele ihres Häuptlings die Hände zum Himmel erhoben. In dem Augenblicke, wo ich aufhörte, senkten sie die rechte Hand bis auf die Erde. Ich bat den Häuptling um eine Erklärung dieser Zeremonie, und dieser antwortete: „Wir erheben die Hand, weil wir ganz und gar vom Großen Geiste abhängig sind; seine wohltuende Hand ist es, die alle unsere Bedürfnisse befriedigt. Wir senken dieselbe zur Erde, weil wir elende Geschöpfe sind, Würmer, die vor seinem Angesichte im Staube kriechen." Dann legte er mir zuerst ein Stück Weißapfel (eine Art Gewächs, womit sie sich nähren) vor und legte es mir dann selbst in den Mund mit einem kleinem Stück Büffelfleisch.

Ich wollte zu diesen guten Leuten über die Hauptwahrheiten des Christentums reden, allein mein Dolmetscher war nicht genug bewandert in ihrer Sprache, um meine Worte alle wiederzugeben. Am folgenden Tage ließ der Häuptling mich, obwohl wir noch fünf Tagereisen vom Fort entfernt waren, durch seinen Sohn und zwei andere junge Männer begleiten, indem er mich zugleich bat, dieselben zu unterrichten. Er wollte durchaus die Worte wissen, sagte er, die ich ihm vom Großen Geiste mitzuteilen habe; und zugleich würden diese jungen Leute mir Schutz gewähren gegen etwaige Angriffe feindlicher Indianer.

Zwei Tage nach unserer Abreise begegneten wir einem Wilden, der mit Büffelfleisch beladen war. Als er sah, daß wir ohne Vorrat waren, warf er seine Last zu Boden und bat uns, sie anzunehmen; „denn", sagte er, „ihr kommt jetzt schon in die Nähe des Forts, und da gibt es kein Wild mehr."

Am 17. Oktober kamen wir in Fort Pierre an — Die Namen der hauptsächlichsten Führer, denen wir auf der Reise begegneten, sind „Guter Bär", „Hundshand", „Schwarzauge", „Der Mann, der kein Kalbfleisch ißt." Der letztere ist der Häuptling der Schwarzfüße."

So beschreibt der große Indianermissionär P. De Smet, S. J., seine erste Begegnung mit den Angehörigen eines Stammes jener von Natur so edelmütigen Indianernation, für deren Rettung aus dem Banne des Heidentums sein noch größerer Nachfolger, unser Indianerapostel Bischof Martin Marty, seine Kräfte und sein Leben hinopferte.

Die Erinnerung an diesen ersten Besuch des hochwürdigen P. De Smet ist nach dem Zeugnisse des hochwürdigen P. Fintan Wiederkehr, O.S.B., der sich während seiner langjährigen Missionstätigkeit unter den Sioux vollständig mit deren Sprache und Überlieferungen vertraut gemacht hat, auch heute noch nicht erloschen. Es sind jetzt (1915) noch Mitglieder des Stammes der Schwarzfüße am Leben, welche noch gerne im Kreise ihrer Enkelkinder von jenem glücklichen Tage erzählen, an dem sie als Kinder die Bekanntschaft des großen Sina sapa (Schwarzrock) gemacht haben.

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie singt mit euch, mit euch wird sie sich heben.
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane;
Still lenke sie zum Ozeane
Der großen Harmonie!

Schiller, „Die Künstler."

Wahres Erlebnis einer Muttergottes-Verehrerin.

Es war an einem Abend der trüben Februartage 1901, als ich, als Buchhalterin eines der ersten Geschäfte in einem berühmten Badeorte der Schweiz, mich ganz vertiefte in die etwas vernachlässigte Buchhaltung meiner Vorgängerin. Mit vollem Eifer arbeitete ich, um diesen Abend noch das mir vorgenommene fertig zu bringen. Die stille Zeit war so recht geeignet für diese Arbeit, da man nur selten durch Käufer gestört wurde. Schon schlug es 8 Uhr, nur noch eine halbe Stunde und dann Schluß für heute. Ein unheimliches Gefühl, ein unerklärliches Etwas wollte mich heute oft beschleichen, aber die Arbeit verdrängte immer wieder das aufsteigende beängstigende Gefühl und doch war es mir, als ob eine Mahnung vor drohendem Unheil mich verfolgte. Auf einmal versagte mir die Hand, ich konnte nicht mehr weiter arbeiten. Lässig bemühte ich mich, die Tische zuzudecken, die Waren, welche die Kauflust der Fremden erregten, zu ordnen, aber das beklemmende Gefühl wollte nicht weichen. Ich verfiel gegen meine Gewohnheit in eine rechte Gebetsstimmung und ich flehte zur lieben Mutter-Gottes, die ich, bevor ich in die Fremde ging, am Abschiedsmorgen, nach Anhörung einer heiligen Messe, so recht innig gebeten, daß sie ihren Schutzmantel stetsfort um mich breiten möge.

Warum kam mir gerade jetzt immer und immer wieder jene innige Anempfehlung in den Sinn? Warum mußte ich mich immer und immer wieder im Geiste hinstellen vor das Gnadenbild der lieben Himmelskönigin in der altehrwürdigen Kirche meines Vaterstädtchens? Drohte mir Gefahr? Was konnte dies alles bedeuten? Der Mann der vorhin um ein Almosen mich ersuchte konnte doch nicht Böses vorhaben! Er machte zwar einen sehr unheimlichen Eindruck, aber ich kannte nicht so schnell Furcht. Da öffnete sich die Türe, ohne daß jemand in Sicht war, was zur Verstimmung noch wesentlich beitrug. Ich ging in das Hinterstübchen. Es drängte mich förmlich den Rosenkranz zu beten. Ich mochte bei dem zweiten Gesätzlein sein, als die Türglocke ertönte. Ein gutgekleideter Bursche von ungefähr dreißig Jahren, groß und kräftig von Statur, war eingetreten, mich mit lüsternen Blicken messend. Er bat um eine Unterstützung indem er vorbrachte, schon einige Wochen ohne Arbeit zu sein und seinen Beruf als Metzger nicht mehr gut ausführen könne, indem er um Zeig- und Mittelfinger gekommen, was sich als richtig erwies. An der rechten Hand hatte der arme, sonst von Gesundheit strotzende Mensch nur noch drei Finger. Ich gab ihm ein Geldstück, das letzte das ich bei mir hatte und einen freundlichen Blick, meiner Gewohnheit gemäß, wenn ich einem Armen etwas schenkte, denn das sind ja die wahren Freunde Gottes und verdienen daher doppelt liebreich behandelt zu werden. Wäre ich aber nicht so beherzter Natur gewesen, würde ich recht erschrocken sein, über den Blick, den er mir zuwarf, als er den Laden verließ.

Dies war der Zweite an diesem Abend, der in mir Furcht zu wecken vermochte. Nur wenige Minuten vergingen bis zum Eintritt eines schlecht gekleideten Menschen, welcher den Stempel der Gemeinheit im Gesichte trug. Er forderte ein Almosen, als ich aber nicht sofort herausrückte, weil sich nichts mehr in meiner Tasche vorfand und ich mich nicht an die Kasse machen wollte, angesichts dieses verrohten Menschen, brach er in Drohung aus und ballte die Fäuste. Niemand war auf der Straße, alles ruhig ringsum. Heilige Maria, Mutter Gottes, sende mir einen Retter! Heiliger Schutzengel hilf mir! so betete ich im Stillen, während ich ganz energisch auftrat, als ob ich nicht die leiseste Furcht kennen würde. Da plötzlich richteten sich seine unheimlich leuchtenden Augen auf mich, und mit drohender Gebärde wollte er sich mir nahen, da öffnete sich die Türe und herein trat Herr W. ein nahewohnender Fabrikbesitzer und zugleich guter Kunde unseres Geschäftes. Er redete mich an mit den Wor-

ten: „Fräulein telephonieren Sie sofort in's Hauptgeschäft, damit Sie abgeholt werden, ich werde hier warten, bis die Luft rein ist. Ich lasse es mir nicht nehmen, ihr von der Vorsehung zugesandter Retter zu sein."

Dem frechen Eindringling wies er die Türe, ihm andeutend, sich aus dem Staube zu machen, wenn ihm die Freiheit lieb sei, was er auch schleunigst befolgte. Er sagte mir dann, daß er heute Abend etwas früher als gewöhnlich, von innerer Eingebung getrieben, vom Stammtische aufgestanden sei und gegen seine Gewohnheit den Heimweg auf dem entgegengesetzten, also linken, statt rechten Seitenweg angetreten hab; dann hätte er, als er in die Nähe unseres Ladens kam, Lärm gehört, um bald darauf einer auf Gefahr hindeutenden Situation gegenüber zu stehen.

Von jenem Abend an hatte ich den viertelstündigen Gang nach Hause nie mehr allein zu machen, indem die Reinigungsarbeiten am Abend besorgt wurden durch die treue Hausmagd, in deren Begleitung ich dann stets den Heimweg antrat. Es war mir am gleichen und am folgenden Abend, als ob ich im Parke in einer Baumgruppe nahe dem Seitenwege die drei Individuen beisammen sehe, was mich erschreckte, aber bald war dies Vorkommnis vergessen. Nur wenn ich Herrn W., diesen guten alten Herrn des Weges kommen sah, stieg ein heißes Dankgefühl gegen die liebe Gottesmutter in mir auf.

Es war Ende März, ungefähr vier Wochen nach diesem so bedeutungsreichen Abend, als am hellen Nachmittag jener Metzgerbursche eintrat um etwas zu kaufen. Schon war er an der Türe um zu gehen, da wandte er sich nochmals um, mich scharf anschauend und sagte: Fräulein, Sie haben ein gutes Herz. Sie haben aber keine Ahnung, vor welcher Gefahr Sie durch jene Gabe bewahrt wurden, die Sie mir vor einigen Wochen so willig reichten. Adieu, und fort war er. Bald hatte ich diese Worte, deren Sinn ich nur halbwegs verstand oder verstehen wollte, vergessen.

Anfangs April, in der Karwoche, also kaum zehn Tage nachdem dieser Mann bei mir vorsprach um mir diese geheimnisvollen Worte zu sagen, ging das Gerücht durch das Städtchen, daß das Töchterchen von N. N., ein bildhübsches Kind von 12 Jahren, vermißt werde und trotz eifrigem Suchen fand man keine Spur von ihm, bis nach zwei Tagen die Leiche im nahen Walde aufgefunden wurde. Das arme Kind, dazu noch Erstkommunikantin, war einem Lustmorde zum Opfer gefallen. Der Tod wurde durch Erwürgen herbeigeführt. Einer Ohnmacht nahe war ich, als man mir sagte, der Täter müsse der Handspur nach nur Daumen und den Gold- und kleinen Finger haben. Wie ein Blitz fuhr es mir durch den Kopf, das ist der Metzgerbursche. Nun konnte ich mir jene Worte erklären. Wie dankte ich der lieben Mutter Gottes für ihren unsichtbaren Schutz.

Es war richtig wie ich vermutete. Nach wenigen Tagen konnte man diesen Burschen in Z. erwischen. So lange ich lebe, vergesse ich jene Momente nicht, als man ihn gefesselt in unser Städtchen brachte, wo eine Menge Volkes ihn einfach gelyncht hätte, wenn die Polizei nicht eingeschritten wäre. Um keinen Preis hätte ich mich bewegen lassen, diesen Menschen nochmals zu sehen oder gar, wie man mir zumutete, mein Erlebnis zur Anzeige zu bringen.

Möchten doch alle die dies lesen ein Ave Maria zu Gunsten dieses armen Sünders beten. So lange ich lebe, kenne ich nur den einen Wunsch, recht viel zur Verehrung der lieben Gottesmutter beitragen zu können zum Dank für so vielfach erwiesene Hilfe. Möchte kein Sohn und keine Tochter in die Fremde gehen, ohne sich ihr besonders anzuempfehlen. Unter ihrem Schutze werden die ränkesüchtigen Pläne des bösen Feindes zunichte.

Ein Mensch, der in sich selbst nicht Frieden hat, kann nicht tapfer die äußeren Anfechtungen des Lebens bestehen. (M. Herbert, „Aphorismen".)

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.

Schiller, „Das Ideal und das Leben".

Der Verächter des 4. Gebotes.

In W., im schlesischen Gebirge, lebte in jüngster Zeit der Schmied E. zufrieden und glücklich mit seiner bereits betagten Mutter, die Witwe war. Der junge Mann war fleißig und machte ein gutes Stück Arbeit. Die Mutter übergab ihm darum bald das Geschäft, weil ihr die Wirtschaft schon schwer ward, und machte sich nur einen kleinen Ausding aus. Der Sohn nahm eine Frau aus dem Nachbarsdorfe, die es auch mit der Schwiegermutter gut meinte. So ging eine Zeit lang alles gut.

In dem Dorfe ward ein Gut gekauft. Da erschien ein Kaufmann aus der Stadt und erwarb es und legte eine Fabrik darauf an. In dieser Fabrik wurden viele Arbeiter aus der nächsten Stadt und auch aus der Ferne angenommen. Sie erhielten einen schönen Lohn und pflegten auch nicht zu sparen, sondern saßen nach Feierabend und Sonntags viel im Wirtshaus. Dort traf sie denn E., wenn er nach der Arbeit ein Glas Bier trank.

Der Schmied war viel gereist und erzählte gern seine Abenteuer. Von den Arbeitern waren auch mehrere weit herum gewesen und teilten ihre Erlebnisse mit. E. kam so immer mehr ins Gespräch mit ihnen und glaubte sich von ihnen besser verstanden und geschätzt, als von den Dorfleuten. Er ging darum jetzt öfter ins Wirtshaus trank manches Glas über den Durst und auch manche Flasche Wein mit den neuen Freunden.

Das konnte nicht lange gehen. E. arbeitete nicht mehr viel, verdiente sehr wenig, vernachlässigte die Wirtschaft und gab desto mehr aus. Er geriet bald in drückende Schulden. Mutter und Frau warnten ihn. Umsonst, je mehr er sich überzeugen mußte, wie begründet ihre Vorstellungen waren, desto mehr ergab er sich dem Trunke, um sie nicht zu Herzen nehmen zu müssen.

Als sich aber seine Schulden häuften, konnte er doch auch bei der Gesellschaft seine gedrückte Stimmung nicht mehr ganz verbergen.

„Das kommt von den Lasten, die ihr Landbewohner noch zu tragen habt," sagte der Fabrikmeister, „da haftet ein Ausding und dies und das auf eurem Besitztum, was euch das Leben hart macht."

Das war ein schlimmes Wort. Aus dem umdüsterten Auge des Schmiedes blitzte dabei ein unheimliches Feuer.

Er fing nun an, die Mutter zu verkürzen, und als dieselbe auch solches mit Geduld ertrug, begann er Streit mit ihr um geringer Ursache willen, und schickte sie, die ihn so lange versorgt und liebreich gepflegt, schließlich aus dem Hause, indem er meinte, sie möge sich ihr Recht beim Richter suchen.

Die arme mißhandelte Mutter tat dies nicht; sie duldete still und zog zu einer entfernten Verwandten, um ihr kärgliches Brot durch Kinderpflegen zu verdienen. Aber sie machte es nicht lange. Der Gram um ihren Sohn, den sie geistig und leiblich zu Grunde gehen sah, brach ihr das Herz. Sie kam in das Spital und starb daselbst.

Der Sohn nahm ihren Tod nicht zu Herzen, aber die Strafe Gottes traf ihn. Sein Besitztum ward in kurzem zur Befriedigung seiner Gläubiger verkauft, die Frau verließ ihn und zog mit ihren Kindern zu ihren Eltern, die glücklicherweise noch am Leben waren. Der noch rüstige Mann verkam ganz und gar. Seine einzige Tätigkeit bestand zuletzt darin, daß er in den Wald ging und Ameiseneier suchte, die er in der Apotheke verkaufte. Tief im Walde fand man ihn einst, als er kein Obdach mehr hatte, halb von den Ameisen zerfressen, tot auf.

Wer nichts Ehrwürd'ges kennt, mit Ehrfurcht keinen nennt,
Hat keine Ehr' und bleibt von Ehren stets getrennt.

Fr. Rückert. „Weisheit des Brahmanen".

Nicht viel, doch Eines lernt' ich klar erfassen,
Daß auf der Fahrt im wüsten Lebensmeere
Allein Gebet und Arbeit Trost gewähre.

F. W. Weber, „Erdentrost".

Die Wege Gottes.

Südlich von der uralten Stadt Trier liegt die Kirche des heiligen Apostels Mathias, einer der ersten Stätten des Christentums diesseits der Alpen, jetzt zwar in Armut trauernd, aber auch heute noch von vielen frommen Wallfahrern besucht. So oft ich an diese Kirche und an die nebenan liegende frühere Benediktinerabtei denke, erinnere ich mich einer Geschichte, welche sich vor zweihundert Jahren dort zugetragen hat, und so recht die wunderbare Hand Gottes in der Leitung und Führung des Menschen zeigt. Ich will dieselbe hierhersetzen.

Ein armer Knabe aus dem benachbarten Dörfchen St. Medard war zur Verrichtung geringer Arbeiten in die Dienste des Klosters aufgenommen worden. Karl Dickop — so hieß er — wurde vornehmlich in der Küche verwandt, mußte dort Teller spülen, Gabeln putzen und was es am meisten in einer Küche zu tun gibt. Es war am Abend eines Festtages, als man einen silbernen Löffel vermißte. Wer anders konnte ihn entwendet haben, als Karl? Die Beteuerungen seiner Unschuld waren umsonst; er mußte fort in Gottes weite Welt, und bald war er in St. Mathias vergessen.

Mehr als sechzig Jahre nachher fuhr eines Tages ein prächtiger Reisewagen am Tore der Abtei vor, und ein stattlicher alter Herr, mit Ordenszeichen geschmückt und von einem Diener begleitet, stieg aus und bat um die Erlaubniß, den Abt sprechen zu dürfen. Er ward freundlich aufgenommen, nach der Regel des heiligen Benediktus, welche die Gastfreundschaft hochhält, und bewirtet. Doch wünschte er, nicht allein zu speisen, sondern im allgemeinen Speisesaale. Warum, wirst du sogleich hören.

Das Mittagsmahl, bei welchem er im Refektorium an der Seite des Abtes saß, war vorüber und das Dankgebet sollte eben gesprochen werden: da erhob sich der Fremde und bat den Herrn Abt um die Erlaubnis, den versammelten geistlichen Herren einen Ehrentrunk bieten zu dürfen, er habe seine Gründe dazu.

Und nun frug er die ganze Gesellschaft, ob sich niemand eines Küchenjungen erinnere, der vor etwa sechzig Jahren die Abtei habe verlassen müssen, weil er im Verdacht gestanden, einen silbernen Löffel gestohlen zu haben. Niemand antwortete; die alten Patres waren in den sechzig Jahren sämtlich ausgestorben, ein neues Geschlecht war an die Stelle des abgegangenen getreten.

Nur ein einziger, und zwar neunzigjähriger Pater war aus jenen Zeiten noch übrig. Dieser erinnerte sich und erzählte, wie der Küchenjunge damals sei weggeschickt worden, und zwar, wie sich sehr bald herausgestellt habe, unschuldiger Weise; denn der vermißte Löffel sei nachher in dem Spülicht gefunden worden. „Aber den armen Jungen", fuhr er fort, „den fanden wir nicht mehr, und unsere Nachforschungen blieben ohne Ergebnis. Seine Verwandten ließen uns sagen, er sei in weite Ferne gewandert."

„Nun", rief der vornehme Gast, dem die hellen Tränen über die Wangen liefen, aus, „der arme Junge bin ich. Gott hat mich wunderbar und überaus liebreich geleitet und mich mit Ehren und Reichtum umgeben." Und nun erzählte er, wie er damals nach der Kaiserstadt Wien gewandert, wie er dort an's Studieren und später in den Dienst des Grafen von Schwarzburg gekommen sei. Dieser habe ihn hoch geehrt, ihm Verwaltung aller seiner Güter anvertraut und ihn später zum Erben seines sehr großen Vermögens eingesetzt. Er war dann kaiserlich-königlicher Geheimrat und von Kaiser Ferdinand III. in den Adelstand erhoben worden. „Dieser Karl Dickop", so schloß er, führt jetzt den Namen Karl Eucharius Medardin von Rotenfeld. Karl nennt er sich durch die Taufe, Medardin von seinem Geburtsorte, Eucharius aus Liebe zu dem Gotteshause, in welchem er seine Jugendjahre verbracht."

Als er seine Rede beendet, da war des Staunens kein Ende. Alle kamen und beglückwünschten ihn und priesen die wunderbaren Wege der göttlichen Vorsehung.

Seine wenigen noch übrigen Jahre verlebte Herr von Rotenfeld im Matheiser-Hofe in Trier und setzte in seinem Testamente vom Jahre 1664 die Abtei St. Matheis zu seiner Universalerbin ein.

Der bekehrte Hofrat.

Der vor noch nicht langer Zeit heilig gesprochene P. Clemens Maria Hofbauer lebte in der Kaiserstadt Wien und hat dort durch sein Auftreten mächtig und erfolgreich gewirkt. Ein vorzüglicher Gegenstand seiner seelsorglichen Liebe waren die Kinder. Ihrer nahm er sich gleich Jesus, dem göttlichen Kinderfreunde, an und suchte durch sie auf ihre Eltern und Verwandte einzuwirken. Sein Einfluß auf die Kinderherzen war überaus groß; viele nahmen seine Worte an, als wären sie Worte Gottes selbst. Einmal sagte er einem Knaben, namens Karl, dem Sohne des Hofrats Brenner, der ihn begleitete: „Karl, die Gebote der Kirche muß man genau beobachten und deshalb darf man am Freitag kein Fleisch essen. Dieses kleine Opfer bringen wir unserm Herrn und Heiland Jesus Christus, der sich am Freitag für uns am Kreuz geopfert hat." Karl kam nach Hause, und da wieder Freitags Fleisch vorgesetzt wurde, sagte er ganz entschieden: „Lieber Vater, heute esse ich kein Fleisch!" „Warum?" fragte der Vater. Karl antwortete: „Weil Freitag ist, und die heilige Kirche an diesem Tage, an dem unser Heiland für uns am Kreuze gestorben ist, Enthaltung vom Fleische vorgeschrieben hat." „Wer hat Dir das gesagt?" fragte der Vater voll Ungeduld. „P. Hofbauer," entgegnete der Knabe. Der Vater befahl ihm, zu essen. Der Knabe aber bat inständig, er möge ihm erlauben, sich heute des Fleisches zu enthalten. Diese Bitte brachte indes den Vater in Zorn und er wies den Knaben in barschem Tone vom Tische: „Jetzt geh mir gleich aus den Augen, und heute darfst Du den ganzen Tag nichts essen." Karl ging und erzählte der Mutter das Vorgefallene. „Nun, ich werde dir also eine Mehlspeise machen," sagte die Mutter, die mit dem Kinde Mitleid hatte. Karl aber wies auch diese Speise zurück und sagte: „Nein, Mutter, denn der Vater hat mir gesagt: „Du darfst heute den ganzen Tag nichts essen!" und ich muß gehorchen, denn P. Hofbauer sagt: „Kinder, gehorchet euern Eltern!" Ich kann es ohne Speise aushalten." Weinend lief die Mutter zu ihrem Manne und machte ihm Vorstellungen. „Was machst du? Willst du, daß Karl den ganzen Tag Hunger leide und erkranke? Fleisch ißt er nicht und auch eine Mehlspeise will er nicht, weil du ihm gesagt hast, er dürfe den Tag nichts essen." Diese Gesinnung des Gehorsams gefiel dem Vater so sehr, daß er Karl rief und sagte: „Du wirst künftig am Freitag nie mehr Fleisch bekommen, aber jetzt iß eine Mehlspeise." Von da ab kam nie mehr an Fasttagen Fleisch auf den Tisch des Hofrats. Der Vater aber wurde von Verehrung gegen den Diener Gottes so erfüllt, daß er selbst seinen Sohn in die Kirche der Ursulinerinnen führte, damit er dem P. Hofbauer zur Messe diene. So hatte dieser nicht nur auf das Herz des Kindes, sondern durch dasselbe auch auf den Vater heilsam eingewirkt.

Eucharistische Notizen.

Am 24. Juni 1615 wurde am Prärieflusse zum erstenmale das heilige Meßopfer in Kanada dargebracht. Auf Anregung der Väter vom Allerheiligsten Sakrament wurden anläßlich des 300. Jahrestages dieses Ereignisses am Donnerstage, den 24. Juni, dem Feste des heiligen Johannes des Täufers, in ganz Kanada feierlicher Dankgottesdienst abgehalten.

*

Am 13. Juni begann in der Kathedrale von Montreal, der Eucharistische Kongreß für Kanada.

*

Seit 400 Jahren wurde in dem anmutigen Hafenstädtchen Richterswil in der Schweiz das hohe Fronleichnamsfest zum erstenmale wieder mit Prozession gefeiert. Wunderschöne Altäre hatte der opferfreudige Geist der Jugend errichtet. Auch das Innere des Gotteshauses erhielt einen dem Feste entsprechenden Schmuck. Jubelnd schallte das „Tantum ergo Sacramentum" hinaus in Gottes wundervolle Natur und freudig durchwehte es die Herzen der Andächtigen, als

mit der in der Sonne golden strahlenden Monstranz mit dem Allerheiligsten der Segen gespendet wurde. Das war ein denkwürdiger Tag.

Nachlese auf dem Felde der Kirche.

Ausland.

Das zuverlässige „Mainzer Journal" nimmt aus der „Bayrischen Staatszeitung" die überraschende Nachricht auf, daß die englische Regierung dem Papste den Antrag gemacht hat, für die Dauer des Krieges nach England überzusiedeln. Die Regierung erklärte sich bereit, eine Million Lire zur Bestreitung der Kosten seines Aufenthaltes bereitzustellen. Es ist selbstverständlich, daß der Papst dieses Angebot abgelehnt hat.

*

Im Vatikan wurde am 11. Juni amtlichen bekannt gegeben, daß Msgr. Joseph Petrelli, Titular-Erzbischof von Nisibi, zum apostolischen Delegaten für die Philippinen ernannt wurde. Msgr. Petrelli lebt bereits seit 5 Jahren auf den Philippinen als Bischof des Bistums Liga (Erzdiözese Manila).

*

Der Heilige Vater hat den hochw'sten Titularbischof Kennedy, Rektor des amerikanischen Kollegs in Rom, zur Würde eines Titularerzbischofs von Seleuzia erhoben.

*

Die Zöglinge des Missionshauses Scheut, in Belgien, hatten sich beim Kommen der Deutschen nach England geflüchtet. Jetzt sind dieselben, wie eine belgische Zeitung berichtet, etwa 100 an der Zahl, durch die englische Regierung einberufen und müssen an der Front in Frankreich kämpfen. — Das heißt man „vom Regen in die Traufe" kommen.

*

Nach längerem Leiden starb am 15. Juni der hochw'ste Msgr. Langerin, O. M. I., Erzbischof von St. Boniface, Kanada, im 59. Lebensjahre.

*

Nach einer Mitteilung aus Sofia findet im Laufe dieses oder des nächsten Monats ein Konzil der bulgarischen orthodoxen (schismatisch) Geistlichen statt, auf welchem die Frage der Wiedervereinigung der schismatischen bulgarischen Kirche mit Rom beraten werden soll.

*

Wenige Tage vor der Kriegserklärung des italienischen Parlamentes ließen die Katholiken Italiens dem Könige und dem Ministerpräsidenten eine von sechzig Bischöfen und Erzbischöfen unterzeichnete Protestnote gegen den Krieg zugehen. Die Note wanderte in den—Papierkorb.

*

Das Unkraut, das die freimaurerischen Volksbeglücker in Frankreich seit Jahren unter das Volk gesät haben, schießt üppig empor — zum Schrecken der gottlosen Säemänner. Der Arbeitsminister veröffentlicht eine Statistik der Bevölkerung im ersten Vierteljahre 1915 in 82 Departements, mit Ausnahme der fünf von den Deutschen besetzten. Hiernach gab es 20,845 Sterbefälle und nur 3971 Geburten (!), 6445 Ehescheidungen, dazu um 2000 Heiraten weniger als in den ersten drei Monaten des Jahres 1914. — „Die Sünde macht unglücklich die Völker" (Sprichw. 14. 34) und ist verderblicher als Pest, Hungersnot und Krieg.

*

Der Kindheit Jesu-Verein zählt ungefähr 20,000,000 Mitglieder. Aus den Beiträgen, die sich auf $800,000 belaufen, unterstützt dieser Verein 256 Missionen, unterrichtet 600,000 Heidenkinder und bewirkt die Taufe von 500,000 Kindern jährlich. Er unterhält 1,250 Waisenhäuser, 11,650 Schulen und 4,750 Industrieschulen oder Werkstätten zum Unterricht in den verschiedenen Handwerken. So viel Gutes bewirken die Cents der Kindheit-Jesu-Kinder. Jedes katholische Kind sollte diesem schönen Verein angehören.

*

Drei Neffen des Papstes Benedikt, Söhne seiner Schwester, stehen an der italienischen Front. Ein anderer Neffe, Sohn des Admirals Della Chiesa, wurde vor seiner Abreise zu seinem Ar-

tillerieregiment, dem er als Offizier angehört, vom Papste empfangen.

*

Doktor David Roberts, der jüngste Neffe des Gründers des kalvinischen Methodismus in Wales, ist zu Capham in England zur katholischen Kirche übergetreten. Er war Methodist und mit einer Presbyterianerin verheiratet. Von einer schweren Krankheit ergriffen und seinen nahen Tod voraussehend, verlangte er ganz unerwartet nach einem katholischen Priester. Ein Redemptoristenpater nahm ihn in die katholische Kirche auf. Zum ersten Male kam Doktor Roberts in eine katholische Kirche, als seine Leiche vor dem Altare aufgebahrt wurde, an welchem die heilige Messe für seine Seelenruhe gelesen wurde.

*

Von den 100 Nobelgardisten des päpstlichen Haushaltes dienen mehr als 60 im italienischen Heere. Sie stellten sich als Freiwillige mit Gutheißung des Papstes.

*

In Frankreich sind neue Bischöfe ernannt für die erledigten Sitze von Dijon, Amiens, Autun, Chamberry und Perigueux.

*

Ein Privatbrief aus Mexiko bringt die Nachricht von der Ermordung der ehrwürdigen 85-jährigen Bischofs Cardenas und drei seiner Priester.

*

Die in Rom in englischer Sprache erscheinende Zeitschrift "Rome" erklärte am 19. Juni, daß die Gerüchte, der Papst beabsichtige Rom zu verlassen, ganz unbegründet sind, und daß die Lage der Dinge eine drastische und ganz unbegreifliche Änderung erfahren müßte, um einen solchen Schritt notwendig oder ratsam erscheinen zu lassen. Die persönliche Sicherheit des Heiligen Vaters ist ganz und gar nicht gefährdet, und seine unerschütterliche Neutralität wird jetzt von allen kriegführenden Mächten, Italien nicht ausgenommen, als etwas hingenommen, was sich einmal nicht ändern läßt.

*

Aus Rom kommt (über London) die Nachricht, daß der Papst einen Vertreter nach Bern gesandt, die von dort aus die diplomatische und andere Korrespondenzen zwischen dem Vatikan, Österreich und Deutschland in Empfang nehmen wird. Dadurch soll der Papst in die Lage versetzt werden, zwanglos mit den beiden Kaisern von Deutschland und Österreich, den Kirchenfürsten und der niederen Geistlichkeit in den beiden Ländern zu korrespondieren.

Inland.

Die kroatischen und slowenischen Franziskaner haben in den Vereinigten Staaten fünf Ordenshäuser.

*

Die vier deutschen Gemeinden Dubuques hielten am Sonntag, den 6. Juni, eine würdige Bonifaziusfeier im St. Marien-Kasino ab. Der hochw. P. Heldmann hielt dabei eine hinreißende Festrede.

*

Der Papst hat Bischof Shahan für einen Termin von 6 Jahren zum Rektor der katholischen Universität in Washington wiederernannt.

*

Auf Empfehlung der Konsistorialkongregation hat Papst Benedikt XV. nach einer Depesche aus Rom, am 18. Juni den hochw. P. A. J. Schuler, S. J. von Denver, Colorado, zum Bischof von El Paso, Tex., ernannt anstelle des hochw. P. John J. Brown, S. J. der ernannt worden war, aber auf besonderes Ersuchen, auf seine ge-Gesundheit Rücksicht zu nehmen, von der Annahme der bischöflichen Würde entbunden wurde.

*

Der hochw'ste Bischof Maes von Covington, Ky., ist tatsächlich arm gestorben. Sein hinterlassenes Vermögen wird auf etwa $2,500 geschätzt, wovon $2000 dem neuen Elisabeth-Hospital, $200 dem St. John's und $300 dem St. Josephs-Weisenhaus vermacht worden sind.

*

Der hochw'ste Bischof Richter von Grand Rapids, Mich., feierte das goldene Jubiläum seiner Priesterweihe am 10. Juni. Bischof Richter wurde am 27. April 1838 in Neuenkirchen, Diözese Münster in Westfalen geboren. Im Jahre 1854 kam er in dieses Land und wur-

de am 22. April 1883 zum Bischof von Grand Rapids geweiht.

*

Der Schatzamt-Komptroller George E. Downing hat im Wiederspruch mit der Supreme Court der Ver. Staaten eine Verfügung erlassen, durch welche die Verwendung von Geldern aus den Tribunal-Fonds — also aus den Indianern gehörenden Fonds, n i c h t Regierungsgeldern — für die Pflege und Erziehung von Kindern in vier katholischen Indianerschulen einfach unmöglich gemacht wird. Durch diese brutale Verfügung werden 4 blühende katholische Indianerschulen Oklahomas ihrer Existenzmittel beraubt. Es ist zu befürchten, daß noch mehrere katholische Missionsschulen dasselbe Schicksal teilen müssen, wenn die Katholiken der Ver. Staaten die katholischen Indianermissionen nicht tatkräftiger unterstützen.

*

In den Kirchen Neu Yorks wurden am Sonntag, den 20. Juni, Kollekten aufgenommen für die Notleidenden in Polen.

*

Angesichts der greulichen Zustände in Mexiko ist der apostolische Delegat in Washington, Msgr. Bonzano zum einstweiligen Delegaten in Mexiko ernannt worden.

*

Die Prämonstratenser in De Pere, Wis., haben die Errichtung eines $60,000 kostenden Neubaus für das dortige, unter ihrer Leitung stehende St. Norberts Kolleg beschlossen.

*

Die Versammlung des Verbandes für katholisches Erziehungswesen wurde am Montag, den 28. Juni in St. Paul mit großen kirchlichen Feierlichkeiten eröffnet. Der Heilige Vater übersandte den apostolischen Segen. Bischof McGolrick von Duluth hielt das Pontifikalamt, Erzbischof Ireland von St. Paul hielt die Predigt. Am Donnerstag, den 2. Juli wurde die Versammlung geschlossen.

*

In Philadelphia wurden für das neue Hospital der barmherzigen Schwestern innerhalb kurzer Zeit $203,474 aufgebracht.

*

Der Sekretär der Propaganda, Msgr. Laurentini, hat neulich über die Fortschritte der amerikanischen Seminare für die ausländischen Missionen seine Freude und Genugtuung ausgedrückt. In einer Unterredung mit dem Generalprokurator der Gesellschaft vom Göttlichen Worte, die in Techny Ill., ein solches Seminar gegründet hat sagte er, daß der Fortbestand der Missionen im Auslande von der Unterstützung abhänge, die ihnen von Amerika gewährt werde. Infolge des Krieges leiden sie großen Mangel, nicht allein an finanzieller Unterstützung, sondern auch an Priestern. „Es ist meine feste Überzeugung," sagte Msgr. Laurentini, „daß die göttliche Vorsehung jetzt die amerikanischen Katholiken aufruft, mit voller Kraft das Feld der auswärtigen Missionen zu bearbeiten."

Dazu bemerkt die "America", daß nicht die geringste Gefahr besteht, daß die Bemühungen zum Priesterstande für diesen Dienst der Kirche im Inlande schaden werde. Denn die hochherzige Opferwilligkeit in einem solchen Werke wird der Kirche in Amerika die reichsten Segnungen des Himmels bringen.

*

Der hochw'ste Erzbischof von Chicago, James Edward Quigley, ist am 10. Juli im Hause seines Bruders, des Polizei-Chefs, Joseph Quigley in Rochester, N. Y. gestorben. Die Leiche des Erzbischofs langte am 13. Juli in Chicago an und wurde in feierlicher Prozession von der La Salle Str. Station nach der Kathedrale überführt. R. I. P.

*

In Boston hat sich eine Liga katholischer Anwälte gebildet, die sich die Bekämpfung des Übels der Ehescheidung zum Ziel gesetzt hat.

Aus dem Benediktinerorden.

Am Mittwoch, den 16. Juni, erteilte der hochw'ste Herr Bischof Busch in der St. Johannesabtei zu Collegeville, Minn., folgenden Benediktinern die heiligen Weihen: Die heilige Priesterweihe erhielten die Kleriker Viktor Ronellenfitsch und Edgar Kees O. S. B., von der St. Johannesabtei, und der zur Abtei Mt. An-

gel, Oregon, gehörige Fr. Viktor Nassier, O.S.B. Zu Diakonen wurden geweiht die Kleriker Hyazinth Cisnoski, Gilbert Winkelmann, Virgil Michel und Silvester Harter, sämtlich von der St. Johannesabtei. Zum Subdiakon wurde geweiht Fr. Wendelin Lüter, O. S. B., von derselben Abtei.

*

P. Maurus Ladenburger O. S. B., vom Kloster Beuron wurde wegen heldenmütiger Hilfeleistungen auf dem Schlachtfelde mit dem Eisernen Kreuze 1. Klasse ausgezeichnet.

*

Im vergangenen Monat März erhielt die durch den Tod des hochw'sten Abtes und Titularbischofs von Dorilea, Msgr. Torres, O. S. B., († 1914) verwaiste Abtei Neu Nursia in Australien einen neuen Abt. Der unter dem Vorsitze des hochw. P. Anselm Catalan, O. S. B., Mönches von Monserat und Visitators der spanischen Benediktiner, zu dessen Amtsbereich Neu Nursia gehört, versammelte Konvent erwählte im ersten Wahlgange fast einstimmig eben denselben hochw. P. Catalan zum Abte von Neu Nursia.

*

Als Nachfolger des verstorbenen Abtes Albertus Mildauer wurde der hochw. P. Joseph Hagmann zum Abte des Benediktinerstiftes Fiecht bei Schwaz, Nordtirol gewählt. Der neue Abt wurde am 16. März 1871 zu Mosnang geboren, legte am 23. Sept. 1900 seine heiligen Ordensgelübde ab und ist seit 16 Jahren Priester.

*

Der resignierte Fürstprimas von Ungarn und Erzbischof von Gran, Kardinal Klaudius Vaszary., O.S.B. feierte am 27. Mai dieses Jahres in aller Stille das 60jährige Priesterjubiläunm. Der Kardinal steht jetzt in seinem 84. Lebensjahre.

*

Am 6. Juli legte der hochw'ste Herr Bischof von Bismarck, N.D., Vinzenz Wehrle, O.S.B., sein Amt als Abt der St. Marienabtei zu Richardton, N.D., nieder und am folgenden Tage wurde unter dem Vorsitze des hochw'sten Abt-Präses Frowin Konrad von Conception zu seinem Nachfolger erwählt der hochw. P. Plazidus Hönerbach, O. S. B.

Der Erwählte wurde geboren zu Köln am Rhein am 9. Dezember 1867, legte seine Ordensgelübde ab am 30. November 1895 und wurde am 2. Juni 1899 zum Priester geweiht. Seit 9 Jahren versah er das Amt eines Spirituals der Benediktinerinnen des Konvents vom Heiligsten Herzen Jesu in Yankton, S.D., Diözese Sioux Falls. — Dem neuen Abte unsere herzlichen Glückwünsche!—Ad multos annos!—

Das zerschlagene Christusbild.

Vor einem herrschaftlichen Hause in Paris fuhr pustend und fauchend ein elegantes Automobil vor. Ein Diener öffnete den Schlag, ein Staatsmann entstieg dem Gefährt und schritt befriedigt die Stufen zu seiner Wohnung hinan. Der Staatsmann betrat sein luxuriös eingerichtetes Arbeitszimmer, legte die gelblederne Mappe auf den Tisch, warf sich aufs Sopha und atmete erleichtert auf. Ein triumphierender Zug glitt über seine Züge.

„Welch herrlicher Tag!" murmelte er vor sich hin. „Niemals war mir solcher Erfolg beschieden Ich habe drei Stunden ununterbrochen gesprochen und meine Worte entsprachen genau meinen Gedanken und meinen Absichten. Ich habe die Rechte gepeitscht, die Linke gekitzelt und die Sozialdemokraten genarrt und die Minister erzittern lassen. Ich kam mir vor, wie der Löwenbändiger im Zwinger; und wie wußte ich die Gesellschaft an mich zu ziehen, zu fesseln, dann wieder abzustoßen und wieder an mich zu ketten! Und als ich geendigt, als sie sahen, daß ich eigentlich niemand vernichtet, niemand Schaden zugefügt habe, da offenbarte sich ihre Zufriedenheit über meine Rede in lautem Beifall. Ich liebe diesen Kampf, ich fühle mich wohler als Chef einer großen Partei, denn als Ministerpräsident; denn ich bin viel mächtiger als er. Als wir von der Entchristlichung Frankreichs sprachen, war es, als ob die Steine sich gegen

aus dem Kriege nicht mehr heimkehren sollte. Der junge Mann starb am Ostermontag als stiller Held, wie die Meldung des Kompagnieführers an die Mutter des Gefallenen bezeugt:

„Fritz war ein brauchbarer, tüchtiger Soldat und ein beliebter Kamerad. Sein Tod ist uns allen sehr nahe gegangen. Es war Ostermontag nachmittags. Die Franzosen schossen von nah und fern wie wahnsinnig mit schwerer und leichter Artillerie auf unsere Gräben. Wir erwarteten einen Angriff; jeder Soldat stand auf seinem Posten. Von den vielen Granaten, die hinter unserer Linie platzten, traf ein Sprengstück Fritz so unglücklich an den Kopf, daß er sofort tot war. Diesen raschen Tod bei dieser Art von Verletzung habe ich aber als eine besondere Gnade des lieben Gottes angesehen; denn es kommt auch vor, daß bei schweren Kopfwunden die Getroffenen noch stundenlang leben.

„Kurz vor dem tödlichen Schuß war ich beim Gang durch den Graben bei Fritz vorbeigekommen und hatte mich gefreut, wie wacker und unerschrocken er auf seinem Posten stand. Gleich darauf erhielt ich die Meldung von seinem Tode."

Der Brief des Gefallenen lautet:

B. . . . 24. Jänner 1915.

Liebe Mutter!

Jetzt, da unser Vaterland von so vielen mächtigen Feinden bedroht wird, ist es Pflicht und Aufgabe des Mannes, Land und Volk zu schützen und zu verteidigen. Zur Erfüllung dieser Aufgabe, die, wie du wohl begreifst, ehrenvoll und großartig ist, bin auch ich durch unseres Königs Ruf aufgefordert worden und ich habe dazu die Schule des Militärs durchgemacht. Ich bin stolz darauf, für die Ehre unseres Landes, für Euer Wohl kämpfen zu dürfen. Ich folge nicht dem Muß des Gesetzes, sondern ich bin beseelt von dem Gedanken der Notwendigkeit des Kampfes und will gern für das Wohl des Ganzen mein Leben in Gefahr bringen, und, wenn Gott es will, freudig mein Leben für unsere gerechte Sache geben. Wenn ich durch meinen Tod dem Vaterlande nützen könnte, würde ich ohne Zögern dazu bereit sein. Mit Rücksicht auf die Möglichkeit, daß ich wirklich fürs Vaterland mein Leben nach Gottes Ratschluß zu lassen hätte, schreibe ich diese Zeilen. Sie sollen Dir, liebe Mutter, erst zu Gesichte kommen, wenn Du die bestimmte amtliche Nachricht von meinem Tode hast.

Ich muß Dir sagen, daß ich mich mit dem Gedanken der Nimmerwiederkehr vertraut gemacht habe. Nicht weil ich vielleicht meinen Tod ahnte oder aus Furchtsamkeit, sondern weil es einem Manne ziemt, alle Möglichkeiten zu erwägen und diesen Möglichkeiten entsprechend zu handeln.

Wenn ich fallen sollte, so betrachte dies nicht als ein Unglück; denn es gibt kein größeres Glück, als für eine edle Sache sein Leben zu opfern. Denke nur an die Todesfreudigkeit, mit der die ersten Christen das Martyrium für den reinen Christusglauben herbeisehnten und ertrugen. Wer Gefahren mutig übersteht und durch Tapferkeit sich auszeichnet, ist gewiß der Hochachtung aller wert. Noch ehrenwerter sind aber die, denen es nicht vergönnt ist, die Früchte ihres Ringens zu sehen, die sich der Ehrungen nicht erfreuen können. Und von diesen sind jene am schätzenswertesten, die überhaupt nicht aus Sucht nach Ehren, sondern für die Idee der Pflicht und der Notwendigkeit ihr Leben zu lassen bereit sind.

Aus dieser Auffassung erwächst Dir, liebe Mutter, also ein Trost, ja sogar ein Recht auf Stolz.

Ich will nicht, daß Du Dich damit tröstest, daß auch andere gefallen sind und noch fallen werden, Söhne Bekannter und Verwandter. Das ist ein fauler Trost. Aus ihm spielt auch ein Korn der Schadenfreude. Gar zu denken: „Warum mußte gerade mein Sohn fallen, der brav war, während schlechtere gut davon gekommen und Ehren einheimsen?" ist Murren gegen Gottes weise und gütige Vorsehung. Laß Du nur den Vater sorgen, trau auf ihn, verzage nicht!

Der beste Trost soll Dir, liebe Mutter, der sein, daß ich mein Leben auch G o t t z u l i e b lasse. Aus Gottes Vaterhand habe ich Zeit meines Lebens so viel Gutes erhalten, so Herrliches,

das andere entbehren müssen, wie die Gnade der oftmaligen heiligen Kommunion, daß es ein Undank wäre, wenn ich nicht auch gern von ihm annehmen wollte, was schwer und bitter scheint, den Tod. „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sein Name sei gepriesen!" Ich vertraue felsenfest darauf, daß Gott mir seine Gnade, die er mir in überreichem Maße bisher hat zuteil werden lassen, auch in der Todesnot nicht entziehen werde; ich glaube dies bestimmt auch durch die Fürbitte der Gottesmutter zu erlangen, der ich meine Reinheit anempfohlen habe. Was bei jeder heiligen Kommunion mein inniger und herzlicher Wunsch war, aufgelöst zu werden und bei Jesus zu sein, lieber zu sterben, als ihn durch eine Sünde zu beleidigen, hat vielleicht durch meinen Tod Erhörung gefunden. Warum sollte ich mich also vor dem Tode fürchten, wenn er mir mein Heil bringt? Und was hättest Du, hättet Ihr Grund, traurig zu sein, wenn ich in die ewigen Freuden eingehe? Ihr, die Ihr eine Weile zurückbleibt, seid nicht traurig, es gibt ja ein Wiedersehen!

Gedanken an Irdisches, an Versorgung und Ähnliches sind nicht wert, diesen Trostgedanken gegenübergestellt zu werden. An irdische Gedanken hängt Eure Klage nicht! Das wäre unser unwürdig, das können Heiden tun. Ich bin sicher, daß Du, liebe Mutter, und Tante, die mir eine zweite Mutter war, solche Gedanken gar nicht aufkommen lasset.

Vor einem anderen faulen Trostgedanken will ich Euch warnen: Denkt nie: „Es ist besser für ihn, daß er gefallen ist; was wäre er denn als Krüppel!" Gegen solche Gedanken wehret Euch entschieden; denn sie entspringen einem ganz ans Irdische gefesselten Sinn. Was Gott tut, das ist wohlgetan. Wer glaubt, einen Krüppel nicht ertragen zu können, lieber einen Toten zu haben, ist herzlos. Wenn Gott es zuläßt, daß ein Krieger zum Krüppel wird, so nützt erstens der liebloseste Gedanke nichts, zweitens ist es sündhaftes Murren und drittens eine Gemeinheit gegen den Krieger.

Wenn ich also nach Gottes Ratschluß wirklich nicht wiederkehren sollte, so faßt Euch und überläßt Euch nicht unnützen Klagen. Trost sollen die in diesem Briefe niedergelegten Gedanken sein.

Es ist mir selbst unmöglich, Dir, liebe Mutter, und Dir, liebe Tante, für alles zu danken, was Ihr für mich getan und gesorgt habt. Ich bitte Gott, daß er es Euch vergelten wolle.

Mein Vermächtnis soll sein, daß ich Euch ermahne — Euch alle: Dich, liebe Mutter, Dich, liebe Tante, Dich, Hans, Dich, lieber Onkel — Gott und seiner Kirche treu zu bleiben, recht oft die innigste Vereinigung mit Gott in der heiligen Kommunion einzugehen und ihm Euch ganz zu weihen. Betet weniger für mich als für die, welche noch im Kampfe stehen, im Kampfe mit unserem leiblichen Feinde und auch im Kampfe gegen die Sünde. Es ist mein herzlicher Wunsch, daß das heiligste Herz Jesu immer mehr erkannt und geliebt werde. Darum bestellt doch, wenn es Euch finanziell möglich ist, wenigstens einmal im Jahr eine heilige Messe zu Ehren des göttlichen Herzens Jesu in der Meinung, daß alle Menschen die große Liebe dieses Herzens erkennen und lieben lernen.

*

Für den schlichten Charakter und die Demut des Gefallenen spricht auch die dem Briefe noch beigefügte Anweisung bezüglich seines Begräbnisses:

Als Anzeige meines Todes ist zu wählen:

Den Tod fürs Vaterland starb mein lieber Sohn, unser geliebter Neffe

Infanterist Fr. F.

Um stilles Beileid bitten die trauernden Hinterbliebenen.

Der Bittgottesdienst findet am . . . statt."

Keinen großen Wortschwall!

Hätten die Menschen mehr Vernunft, so hätten sie auch mehr Religion und weniger Hochschätzung der irdischen Dinge.

P. Tilman Pesch, S. J.

Martin Marty, O. S. B.,

Erster Abt von St. Meinrad, erster Apostolischer Vikar des Territoriums Dakota, Bischof von Sioux Falls und St. Cloud, Apostel der Sioux-Indianer.

10)

VII.

Weiteres über die Dakotas, ihre Zahl, Sitten, Lebensweise usw.

Der hochwürdige Pater De Smet zählt in seinen Berichten* über die Sioux- oder Dakota-Indianer im Ganzen 32,600 Seelen auf, die sich auf die verschiedenen Stämme verteilen, wie er im folgenden angibt:

„Nach den besten Erkundigungen, die ich einziehen konnte, beträgt die Zahl der Santees† und Yanktons 3,000, die der Yanktonnais 4,300, der Schwarzfüße 1,500, der Minnikonjus 2,000, der Hunkpapas 2,000. — Das sind die Sioux, die am Missouri wohnen. Außer diesen findet man noch 8,000 bis 10,000 am Mississippi in verschiedenen Gruppen zwischen dem Des Moines- und Roten Flusse."

Dieses schrieb Pater De Smet im Jahre 1840. Inwiefern die Seelenzahl dieser Indianer sich bis auf die Zeit, wo unser Indianerapostel seine Wirksamkeit unter ihnen begann, verändert hat, darüber gibt eine Zusammenstellung Aufschluß, die wir der im Jahre 1892 von der Regierung der Vereinigten Staaten herausgegebenen und bereits mehrfach angeführten "Dakota Grammar, Texts and Ethnology" entnehmen; es heißt darin: „So, wie sie (die Sioux) in den Agenturen Cheyenne River, Crow Creek, Devil's Lake, Lower Brulé, Pine Ridge, Rosebud, Sisseton, Standing Rock und Yankton im Territorium Dakota, nebst Poplar River in Montana und Santee in Nebraska verteilt sind, gibt man die Zahl als etwas weniger als 30,000 an. In dieser Zahl sind etwa 100 Familien von Ansiedlern (Homesteaders) zu Flandreau und Brown Earth nicht eingeschlossen. Ebensowenig enthält sie das Gefolge von Sitting Bull, das in seiner Mehrzahl kürzlich in die Vereinigten Staaten zurückgekehrt ist. Außer diesen befinden sich noch Dakota-Indianer jenseits der Grenze, die Stoneys und Assiniboins, nebst wenigstens 1,000 Flüchtlingen aus unserm Kriege vom Jahre 1862, welche sich in den britischen Besitzungen dauernd niedergelassen haben. Alle diese eingerechnet, ist die Seelenzahl der Indianer, die sich der Dakotasprache bedienen, mit 40,000 jedenfalls noch zu niedrig angegeben." In den letzten Jahren scheint die Zahl dieser Indianer nicht, wie oft behauptet worden ist, abgenommen, sondern im Gegenteil zugenommen zu haben und immer noch zuzunehmen.

Im Jahre 1870 wurden die oben genannten Agenturen von der Regierung der Vereinigten Staaten gemäß den Bestimmungen der "Peace Policy" des Präsidenten Grant an verschiedene Religionsgenossenschaften verteilt. Bei dieser Verteilung wurden die berechtigten Wünsche der katholischen Missionäre und Indianer, wie wir weiter unten sehen werden, in keiner Weise berücksichtigt, ungeachtet der Tatsache, daß, mit Ausnahme eines Teiles der Santees und einiger Yanktons, die gesamte Völkerschaft seit den Zeiten des Pater Allouez (1665) bis auf den Pater De Smet nie einen andern Missionär gekannt hatte, als den katholischen Schwarzrock, und obschon die meisten weißen Ansiedler von katholischen Eltern abstammten und katholisch waren. Von den aufgezählten Agenturen wurden nur zwei, Standing Rock und Devil's Lake, den Katholiken überwiesen.

Als der große Häuptling und Redner der Brulées, Sinte Gleska (Spotted Tail) vom Präsidenten Grant gefragt wurde, was für Lehrer er für seinen Stamm wünsche, gab er zur Antwort: „Schwarzröcke". Er wurde aber mit seiner Bitte abgewiesen, weil seine Reservation

* Am angeführten Orte.

† Isanties oder Santees, gemeinsamer Name für die Wahpekute und Wahpetonwan. (Dakota Grammer etc. Seite 160. Anmerkung.)

(Rosebud) einer anderen Religionsgesellschaft zugeteilt war, und die Peace Policy die Bestimmung enthielt, daß in jeder Reservation nur eine Glaubensrichtung geduldet werden dürfe. Diese ungerechte Bestimmung wurde jedoch im Jahre 1877 widerrufen, und es wurde den katholischen Missionären gestattet, alle Reservationen zu besuchen. Abt Marty war einer der ersten, die sich diese Milderung zunutze machten und auf der Rosebud-Agentur und den übrigen protestantischen Agenturen predigten. Miß Katharina Drexel von Philadelphia, jetzt Mutter Katharina, Oberin der von ihr gestifteten Schwestern vom Allerheiligsten Altarssakrament, gab ihm die Mittel, Schulen auf dieser Agentur zu errichten, die er jedoch bald dem Orden der Gesellschaft Jesu überließ, der seither hier segensvoll waltet.

*

Wiederholt ist uns der Ausdruck "Peace Policy" begegnet; es ist Zeit, daß wir uns mit der Bedeutung dieser Regierungsmaßregel, ihren Bestimmungen, Wirkungen und ihrem endlichen Schicksale etwas näher befassen.

Der Friedenspakt des Präsidenten Grant.

Das Inkrafttreten der Peace Policy oder des Friedenspaktes bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte der Indianer der Vereinigten Staaten,* und bedingte eine vollständige Neugestaltung des amtlichen Verkehrs mit ihnen.

Eine vom Präsidenten Grant am 20. Juli 1867 ernannte „Friedenskommission" wurde ermächtigt, die Häuptlinge und einflußreichen Männer solcher Stämme zusammenzurufen, die damals Krieg führten, und, wenn es angezeigt erschiene, Verträge mit ihnen einzugehen, um

1. Die Ursachen des Krieges, soviel wie möglich, zu beseitigen,
2. Unsere Grenzniederlassungen, sowie den Bau von Eisenbahnen nach dem Pacific zu schützen,
3. Einen Operationsplan für die Zivilisation der Indianer vorzuschlagen oder zu bestätigen.

Niemand hätte gegen diesen Friedenspakt das geringste einzuwenden gehabt, wenn die Friedenskommission nicht den ganz ungerechten Zivilisationsplan angenommen hätte, nach welchem, wie bereits angedeutet, die verschiedenen Indianerstämme summarisch an die verschiedensten Religionsbekenntnisse vergeben wurden. Durch diese Maßregel beabsichtigte man, allen Religionszwistigkeiten unter den Missionären und Indianern ein und derselben Reservation zu begegnen. Auch dieses hätte den Katholiken noch keinen Grund zur Beschwerde gegeben, wenn es sich um heidnische Indianer gehandelt hätte, unter die das Christentum erst hätte eingeführt werden müssen. Allein man unterstellte, allen Grundsätzen der Gerechtigkeit und Billigkeit zum Trotz, auch die katholischen Indianer, welche aus allen zivilisierten Indianern die zahlreichsten waren, protestantischen Missionären und Beamten.

Die Aussichten waren in der Tat bedrohlich und betrübend. Man denke: 1,700 katholische Indianer in den Missionen von California und 3,000 katholische Yakamis im Territorium Washington wurden den Methodisten ausgeliefert. Die 7,683 Pueblos von Neu Mexiko, — seit zehn Generationen katholisch — verfielen den Campbelliten! Die 4,324 katholischen Pimas wurden der Reformiert-Holländischen Kirche überantwortet! Die 1,440 katholischen Winnebagoes kamen an die Hicksite Friends, während 400 katholische Pottowattomis den Orthodox Friends zufielen! Die 1,362 katholischen Menominees mußten sich unter das Joch der Kongregationalisten, die katholischen Chippewas unter die Botmäßigkeit der protestantischen Episkopalkirche beugen!

Durch einen Akt charakteristischer Großmut überließ man der katholischen Kirche die Agentur Fort Colville im Territorium Washington mit 3,349 Indianern, die Agenturen Tulalip mit 2,600, Grande Ronde und Umatilla in Oregon mit 3,307, die Agentur der Flachköpfe in Mon-

* The Present Status of the Catholic Indian Problem, by Rev. Dr. H. G. Ganss. New York.

tana mit 1,700 und Devil's Lake und Standing Rock in Dakota mit 7,445 Sioux, welche letzteren meistens noch Heiden waren.

Das war das verderbliche Werk der, von allen Feinden der katholischen Kirche mit hellem Jubel begrüßten Peace Policy. Man glaubte bereits, den katholischen Indianermissionen den Todesstoß versetzt zu haben. Allein „der Mensch denkt, und Gott lenkt". — Wenn auch der katholische Priester, wenigstens in den ersten zehn Jahren nach der Verkündigung der Peace Policy, die protestantischen Missionsbezirke nicht betreten konnte, ohne sich allerlei Belästigungen und sogar der Verhaftung auszusetzen, so blieb doch der Laienunterricht frei. Es blieb jedem, gleichviel ob Katholik oder Protestant, unbenommen, auf eigene Kosten Schulen für die Indianer zu errichten, und die Regierung hatte sich durch eben diese Peace Policy verpflichtet, für jedes Indianerkind, das solche Schulen besuchte, ein bestimmtes Schulgeld zu entrichten. So entstanden die sogenannten „Kontraktschulen." Und dieser bediente sich die göttliche Vorsehung, um die drohende und scheinbar unabwendbare Niederlage der katholischen Missionen in einen glänzenden Triumph zu verwandeln.

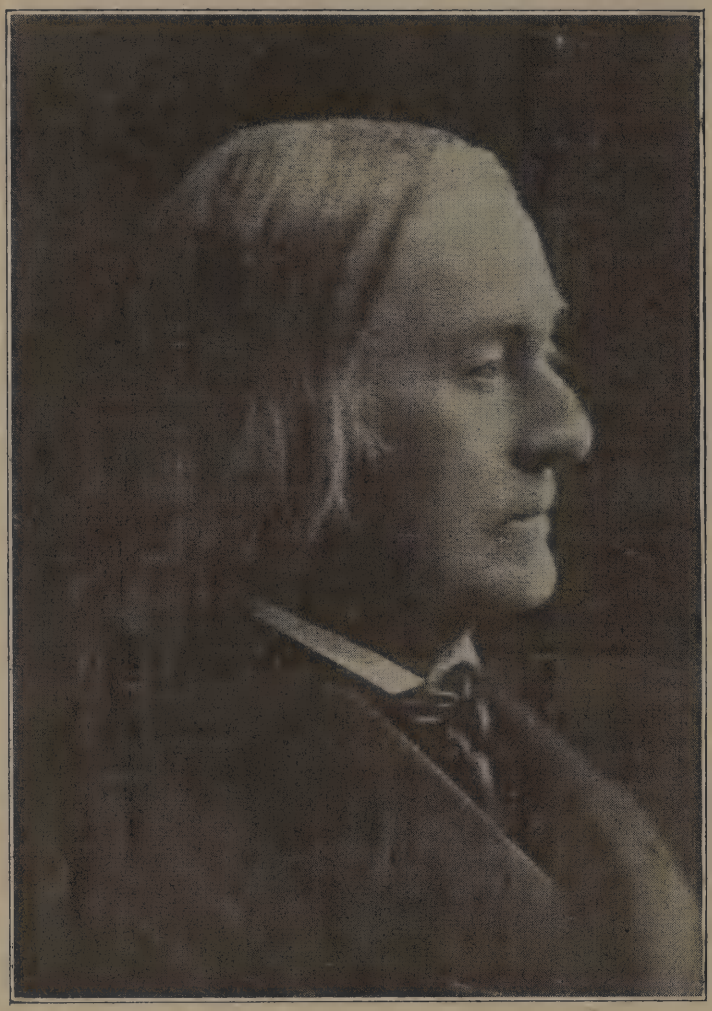
Die katholische Nächstenliebe öffnete Herzen und Hände wohlhabender Wohltäter. Die Gaben für das bitterarme Missionswerk flossen reichlicher, als je zuvor. Wie durch Zauberschlag erhoben sich neue Schulhäuser. Seeleneifrige Männer und Frauen meldeten sich, um den Unterricht in denselben zu übernehmen. Die Zahl der indianischen Schüler wuchs von Tag zu Tag, und in kurzer Zeit hatten die Katholiken ihre Gegner in diesem Wettlaufe weit überflügelt. Im Jahre 1886 zählte man 38 katholische Kontraktschulen mit einer Frequenz von 2,068 Kindern in den verschiedenen Missionen. Zehn Jahre später hatte sich die Zahl der Schulen wie der Schüler verdoppelt, während alle protestantischen Sekten zusammen nur 12 schwindsüchtige Schulen mit im Ganzen 500 Kindern aufzuweisen hatten. So kam es, daß die Katholiken für ihre Kontraktschulen im Jahre 1891 von der Regierung die Summe von 347,689 Dollars ausbezahlt erhielten, während die Sekten trotz gewagtester Rechung nur 206,689 Dollars beanspruchen konnten. Und dann dauerte es auch nicht mehr lange, so sahen sich die Protestanten gezwungen, ihre Kontraktschulen ganz eingehen zu lassen.

Nun aber erhob sich ein Wutgeheul in der Sektenpresse über die „unkonstitutionelle Vereinigung von Kirche und Staat". Von allen protestantischen Kanzeln des Landes ertönten feuersprühende Brandreden gegen die „Übergriffe Roms". Die unersättliche Habgier der „Papisterei (Popery)", die den Staatsschatz ausraube, bildete den Grundton aller Synodal-, Vereins-, Konferenz- und Versammlungs-Beschlüsse. Eine politische geheime Gesellschaft, die mit dem bösartigsten katholikenfeindlichen Fanatismus behaftet war, trug die Angelegenheit in die nationale Politik hinein mit dem Erfolge, daß ein eingeschüchterter und wetterwendischer Kongreß sämtliche Kontraktsschulen abschaffte. — Das war das unrühmliche Ende der famosen Peace Policy. Ihr Todestag war der 7. Juni 1897. Ein klarsehender und unerschrokkener Geistlicher der Presbyterianerkirche, Dr. Robert E. Thompson, hat ihr folgende Grabschrift gesetzt: „Sie fand ihr Ende durch die Eifersucht, die durch die weitere Verbreitung und den größeren Erfolg der römisch katholischen Schulen erregt wurde." Die Peace Policy ruht in ihrem Grabe nicht allein. Ein Korrespondent der New York Evening Post (3. November 1914) versichert, daß in den Bundesarchiven in Washington fast 400 Verträge liegen, die unsere Regierung mit den Indianern gemacht hat, die alle gebrochen wurden! — —

*

Die Friedenspfeife.

Eine hervorragende Rolle spielte — und spielt auch jetzt noch — im Leben der heidnischen Indianer das Kalumet oder die Friedenspfeife. Der deutsche Name Friedens-



P. De Smet, S. J.

pfeife bezeichnet die hohe Bedeutung dieses wichtigen Gerätes nur zum geringsten Teile. Nicht allein den Friedensschlüssen verlieh der Rauch der Friedenspfeife die höchste Weihe und Unverletzlichkeit, sondern sie kam auch bei allen übrigen Verträgen, die der Indianer einging, bei allen Ratsversammlungen, in denen über das Wohl und Wehe des ganzen Stammes oder einzelner Familien beraten wurde, kurz, bei allen wichtigen Handlungen, für die man die Hilfe des Großen Geistes erflehen wollte in Anwendung. Ja, das feierliche und andächtige Rauchen der heiligen (wakan) Pfeife vertrat bei diesen, im Aberglauben des Heidentums befangenen Wilden das tägliche Morgen- und Abendgebet. Ein Mitbruder und treuer Helfer des hochw. Pater De Smet in den Indianermissionen, Pater Adrian Hoeken, S. J., erzählt von einem fast hundertjährigen Häuptling, dem er auf dem Sterbelager die heilige Taufe spendete, dieser habe ihn folgendermaßen angeredet: „Guter Schwarzrock, ich war unwissend und kannte nicht die herrlichen Wahrheiten, die du uns vom Großen Geiste gelehrt hast, aber nie in meinem Leben habe ich das Erstlingsopfer, das Kalumet unter lassen." Hieraus darf man wohl schließen, daß diese armen, unwissenden Heiden in der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten, so gut wie sie diese verstanden, gewissenhafter waren, als manche Christen unserer Tage, die sich katholisch nennen, und doch ganze Wochen und Monate dahinleben können, ohne dem lieben Gott auch nur ein Wort oder einen Gedanken zu weihen.

In Anbetracht dieser religiösen Bedeutung der Friedenspfeife könnte man sie nicht unpassend einem Altar vergleichen, auf dem das tägliche Opfer dargebracht wird. Die Zeremonien und Umständlichkeiten, womit die heilige Pfeife gehandhabt wird, sind darum auch, entsprechend der hohen Meinung, die die Wilden von ihr haben, höchst feierlich und mannigfaltig. Hören wir, welche Erfahrungen der hochw. Pater De Smet in dieser Beziehung gemacht hat, als er einer Ratsversammlung der Indianer beiwohnte.

„Die obersten Häupter, etwa dreißig an der Zahl, luden mich ein, an ihrer Beratung teilzu-

nehmen. Wie unter den Sheyennes, mußte ich auch hier alle Zeremonien der Friedenspfeife durchmachen. Der Häuptling machte anfangs einen kleinen Kreis auf die Erde, legte ein kleines Stück brennenden Kuhmistes hinein und zündete dann seine Pfeife an. Er opferte darauf die Pfeife dem Großen Geiste, dann der Sonne, der Erde und den vier Himmelsgegenden. Die andern beobachteten während dem das tiefste Stillschweigen und blieben unbeweglich sitzen wie Statuen. Darauf ging die Friedenspfeife von Hand zu Hand, und ich bemerkte, daß jeder eine verschiedene Weise hatte, sie anzunehmen. Der eine machte einen Halbkreis, indem er sie annahm, ein anderer hielt den Pfeifenkopf in die Höhe, ein anderer ließ ihn bis zur Erde sinken, und so der Reihe nach. Ich war natürlich zum Lachen geneigt und ich gestehe, es kostete ernste Anstrengung, nicht loszuplatzen, wenn ich die wichtige Miene betrachtete, die diese armen Wilden annahmen bei allen ihren lächerlichen Firlefanzereien. Diese Art zu rauchen, hängt mit ihren abergläubischen Religionsgebräuchen zusammen; jeder geht dabei nach seiner bestimmten Weise zu Werke, von der er nicht wagt, abzuweichen aus Furcht, während seines ganzen Lebens seinen Manitus (Schutzgeistern) zu mißfallen. . . .“*

Fortsetzung folgt.

Willst du froh zum Himmel wandern.

Willst du froh zum Himmel wandern
Sorg für gute Reiseschuh,
Nimm den stärksten Stab zur Stütze
Und das beste Brot dazu.

Reiseschuhe schafft der Glaube
Dir für deinen Pilgerfuß,
Weil der Zweifler auf dem Wege
Wund und lahm erliegen muß.

Christi Kreuz ist starke Stütze
Auf dem steilen Weg allein.
Alle andren Pilgerstäbe
Sind zu schwach und sind zu klein.

Elend müßtest du verschmachten,
Hättest du in deiner Not
Nicht auf deiner weiten Reise
Auch ein stärkend Stücklein Brot.

Hol es dir beim Tabernakel,
Wo es liegt in goldner Truh.
Du bekommst dort mit dem Brote
Christi Blut als Trank dazu.

Und dann magst du fröhlich wandern,
Ohne matt und müd zu sein,
Über Stein und Dorn und Distel
Bis ins Himmelreich hinein.

Pius IX. und der Gefangene.

Eines Tages im Jahre 1824 wurde zu Rom ein junger Mann von siebenzehn Jahren, Namens Gaetano, der Verschwörung angeklagt, zum Tode geführt. Ein junger Priester, welcher vorüberging, ward von den sanften Zügen und namentlich von der Jugend und der Ergebung des Verbrechers gerührt; er bat die, welche ihn führten, ihre Schritte zu verlangsamen, eilte nach dem Vatikan und bat den Papst so inständig für den Unglücklichen, daß dieser das Todesurteil in lebenslängliches Gefängnis umwandelte. Mit dem Befehl des päpstlichen Herrschers ausgerüstet, eilte der Priester dem traurigen Zuge nach und Gaetano wurde nach den Gefängnissen der Engelsburg gebracht. Dieser junge Geistliche war der Abbate Mastai. Zweiundzwanzig Jahre später wurde der Abbate Papst unter dem Namen Pius IX. Er hatte Gaetano nicht vergessen; er beschloß nun, sich selbst zu überzeugen, ob er seine Güte verdiene; zu gleicher Zeit wollte er sehen, wie man die Gefangenen in Rom behandle. Er ließ zuerst die Mutter Gaetanos aufsuchen und teilte ihr seinen Plan mit, dann kleidete er sich als einfacher Priester und machte sich Abends ganz allein auf den Weg nach der Engelsburg. Hier schmachtete der unglückliche Gaetano seit zweiundzwanzig Jahren wegen eines Verbrechens, das er sicher längst

* Reisen im Felsengebirge.

tief bereut und das er in einem Alter begangen, wo er kaum begriff, was er tat. Sein Leben war im höchsten Grade jammernswürdig und elend. Der Schließer war ein brutaler Mensch. Als er den Papst kommen sah, den er für einen einfachen Geistlichen hielt, wollte er ihn fortschicken; aber Pius IX. war mit einem Befehle versehen, welcher dem Schließer auftrug, ihn eine Stunde lang bei Gaetano zu lassen; er öffnete ihm brummend die Türe des Gefängnisses und Pius IX. trat ein. Bei seinem Anblick zitterte der Gefangene; er ahnte nicht, daß er der Papst und daß der Papst der Abbate Mastai war, der ihm das Leben gerettet. „Was wollen Sie?" fragte er mit schwacher Stimme. — „Ich bringe Nachrichten von Ihrer Mutter." Bei diesem süßen Namen rief der Gefangene: „Meine Mutter! Sie lebt also noch? Gott sei gedankt!" — „Sie lebt und schickt mich zu Ihnen, um Ihnen die Hoffnung einer besseren Zukunft zu bringen. Der Gefangene wirft sich überglücklich in die Arme des Priesters, der ihn liebevoll an sein Herz drückt. „Gott erbarmt sich also meiner, indem er mir einen Engel des Trostes schickt." Nachdem die ersten Augenblicke dieser rührenden Szene vorüber waren, erzählte ihm der unglückliche junge Mann die Geschichte seiner zweiundzwanzig Leidensjahre. „Sie hätten sollen an den Papst schreiben," sagt ihm der Geistliche, „und seine Gnade anrufen. Ein Verbrechen, im siebenzehnten Jahre begangen, war hinlänglich gesühnt" — „Ich schrieb, aber meine Briefe blieben ohne Antwort." — „Schreiben Sie noch einmal." — „Mein Brief würde aufgefangen, ehe er zu Gregor XVI. käme." „Gregor XVI. lebt nicht mehr, schreiben Sie an Pius IX." —„Wer wird ihm den Brief übergeben?" — Ich; schreiben Sie; hier ist Papier und Bleistift."— Der Gefangene schrieb einen Brief ohne Bitterkeit und voll edler Gefühle. „So; noch vor Abend soll der Papst den Brief haben. Leben Sie wohl, mein Freund, vertrauen Sie auf Gott, bitten Sie ihn für Pius IX. und hoffen Sie." Der Schließer kehrte zurück, er war wütend. „Zum Teufel!" sagte er, „Herr Abbate, Sie haben sich schwer vergangen, Sie sollten nur eine Stunde hier bleiben, und jetzt sind es schon zwei Minuten drüber; machen Sie, daß Sie fortkommen."

„Ihr vergehet euch durch das Fluchen; wenn der Papst das wüßte!" Der Schließer zuckte die Achseln. „Wenn er's auch wüßte? Der Papst kümmert sich so wenig um mich, so wenig als ich mich um ihn." — „Ihr kennt den Papst nicht, sonst wüßtet Ihr, daß er von keinem verächtlich denkt. Wie heißt Ihr?" — „Das geht euch nichts an; schert euch zum Kukuk!"

Der Papst begab sich sogleich zum Gouverneur der Engelsburg. Dieser aber war nicht minder schlechter Laune: „Noch ein Lästiger rief er; rasch, Herr Abbate, was wollen Sie?" — „Ich fordere die Freiheit für Ihren Gefangenen Gaetano."— „Sie scherzen, nur der Papst kann begnadigen." —„Ich komme auch im Namen des Papstes, mich an Sie zu wenden."—„Der Beweis?"—„Hier!" Pius IX. nahm eine Feder und schrieb die Begnadigung:

„Ich befehle dem Gouveneur der Engelsburg, Gaetano sogleich freizulassen und seinen Schließer fortzujagen.

Unterzeichnet: Pius, Papst."

Der Gouverneur stürzte dem Papst zu Füßen und flehte um Gnade wegen seines barschen Benehmens. Gaetano in Freiheit gesetzt, eilte, seine Mutter zu umarmen. Und der Schließer? Nach Verlauf von zwei Monaten erhielt er wieder einen kleinen Posten, nachdem er versprochen, nicht mehr zu fluchen und nicht mehr brutal zu sein. Er hielt Wort.

Gute Meinung.

Alle Lasten, die ich trage,
Alle Worte, die ich sage,
Alle Werke, die ich tue,
Alle Stunden, die ich ruhe,
Alle Worte, die ich schreibe,
Jedes Glied an meinem Leibe,
Jede Regung meiner Hände,
Tages-Anfang, Mitte, Ende,
Alles, alles Gott zu Ehren,
Hier und dort sein Lob zu mehren.

seiner Wirkung beinahe unempfindlich werden könnte gegen die grellen Mißklänge des heutigen Weltkrieges? — Ja, die Sünde, die Welt, der Teufel säen und nähren Neid, Eifersucht, Habsucht, Hader, Haß, Krieg, Unglückseligkeit; Gott aber spendet Liebe, Eintracht, Frieden, Glückseligkeit; zauberhafter als der genialste Meister der Tonkunst, weiß er die grellsten Mißklänge aufzulösen in den wunderschönsten Einklang.

P. Sigisbert Zarn, O. S. B.

Missionseifer im Schützengraben.

Von Frater Thomas Ohm O.S.B., Frankreich.

Um das Interesse unserer Leser für die Missionen in Heidenländern zu erwecken, haben wir in unserer Septembernummer bereits etwas von dem Missionseifer der deutschen Soldaten im Kriege mitgeteilt. Hier folgt nun ein Seitenstück zu dem damals Mitgeteilten. Es ist ein Bruchstück eines Briefes, der von einem lieben Mitbruder an die „Missionsblätter von St. Ottilien„ gerichtet wurde. Frater Thomas schreibt:

Vielleicht freut es die Missionsblätterleser, etwas über den Missionssinn meiner Kameraden zu hören. Im ganzen haben sie bis jetzt durch Sammlung 39 Mark 10 Pfennig gestiftet. Es ist merkwürdig, wie ich zu manchem Geldstück gekommen bin. An einem stürmischen Abend im Schützengraben ging es an, ohne jede Anregung von meiner „fachmännischen" Seite: „Wir kaufen ein Heidenkind". Es wurde gesammelt, und das Kompagnieheidenkind wurde auch gleich getauft — „Bastl" (Sebastian) — ehe es noch losgekauft war. Alle von meinem Zuge hatten beigesteuert. An unseren Feldwebel habe ich mich anfangs nicht recht herangewagt. Aber schließlich fand ich doch noch einen Anlaß, weniger ihm ein paar Pfennige für einen guten Zweck abzunötigen, als vielmehr ihm Gelegenheit zur Übung der Nächstenliebe und Guttätigkeit zu geben.

Es war im Schützengraben. Der Franzose gegenüber hatte es mit seiner Revolverkanone besonders auf meine Schießscharte abgesehen. Mein Nebenmann und ich lachten ihn aber bloß aus. Auf einmal rollte ein unversehrtes amerikanisches Geschoß neben mir in den Graben. Halt, dachte ich, das rührst du nicht gleich an, das ist gefährlich; du könntest dir die Finger daran verbrennen. Da nimmt es schon mein Nebenmann, trägt es zum Feldwebel und erhält fünf Mark dafür. Später meinte der Feldwebel zu mir, ich wäre schön ungeschickt gewesen, weil ich mir diese Gelegenheit, ein Stück Geld zu verdienen, hätte entgehen lassen. „Leid tut es mir schon", bekannte ich wehmütig. „So? Warum? Was hättest du denn mit dem Gelde angefangen?" Halt, dachte ich, jetzt habe ich dich. „Ich hätte es heimgeschickt." „Wozu?" „Für Missionen."

Und nun erzählte ich ihm begeistert von unserem Heidenkindplan, und daß alle Offiziere und Kameraden vom ersten Zug mit dabei wären. Und ich hatte den Mut hinzuzufügen: „Wenn Sie als Zugführer jetzt dem Ganzen die Krone aufsetzen würden, so wäre es noch eine besondere Freude für mich." Er schaute mich an. Dann zog er seinen Beutel und erleichterte ihn um ein paar Mark. Die Kameraden im Unterstande nebenan lachten leise: „Den hat er auch schon." Ich aber freute mich weniger über das Missionsalmosen, als über den Opfergeist und den Missionseifer meines Zuges.

Unter dem Schutze des Eucharistischen Heilandes.

„Eine wunderbare Fügung Gottes" nennt der hochw. Pfarrer der von den deutschen Franziskanern pastorierten St. Augustinusgemeinde in Chicago, P. Matthäus Schmitz die folgende Begebenheit:

Dreißig Kinder seiner Gemeinde beabsichtigten, die geplante Vergnügungsfahrt auf dem Unglücksschiff "Eastland" mitzumachen. Sie begaben sich zusammen auf den Weg.

„Laßt uns alle in die St. Augustinuskirche gehen zur Viertel-vor-sieben-Uhr-Messe," schlug ein Mädchen vor, „wir kommen dann noch früh genug." Der Vorschlag fand den Beifall der Kinder und alle gingen in die Kirche. Nach der heiligen Messe eilten sie an den Fluß und kamen an, als das Unglück eben geschehen war.

Wunderbare Führung einer kleinen Türkin.

Der Geist von oben weht, wo er will, und kein Mensch vermag zu sagen, woher sein Wehen kommt. Bald heimlich leise, bald mächtig wie Sturmesbrausen zieht er die Menschenherzen hin zu Gott.

Von diesem geheimnisvollen Wehen des Geistes Gottes wurde auch vor einigen Jahren die kleine, zehnjährige Nali (die Teuere), ein unwissendes mohammedanisches Mädchen erfaßt. Im Hause seiner mohammedanischen Eltern aufgewachsen und von allem Verkehre mit der Welt abgeschlossen, hatte das arme Kind nie etwas von der Schönheit des Christentums gesehen und nie etwas anderes als verächtliche Urteile darüber gehört. Das Heimatsdorf der kleinen Nali liegt in Syrien am Ausläufer des stolzen Libanongebirges, weitab vom Lärme der Welt, dort zwischen Bergen und zerrissenen Felsen, wo nie der Pfiff einer Lokomotive und die schauerliche Musik der stampfenden Hämmer und sausenden Maschinenräder die armen Bewohner aus der Ruhe aufschreckten. Dieses einsame Gebirgsdorf liegt gegen drei Stunden von der Missionsstation der Karmelitenpatres, Kobbayat genannt, entfernt. Auf merkwürdige Weise traf die kleine Mohammedanerin eines Tages mit einem Christenmädchen von Kobbayat zusammen, von dem sie das Ave Maria beten hörte, und ohne Ahnung stammelte sie dasselbe nach. Der englische Gruß, obwohl sie dessen Sinn nicht faßte, wurde von jenem Tage an ihr Lieblingsgebet, und zu gleicher Zeit fühlte sie sich mit unwiderstehlicher Liebe zu jenem Christenmädchen hingezogen, von dem sie noch mehr so schöne Dinge über Jesus und Maria zu hören wünschte. Wie gerne wäre die kleine Nali in die Missionsschule gegangen, wie freudig würde sie den langen, beschwerlichen Weg zurückgelegt haben, nur um ihre liebe christliche Freundin wieder einmal zu sehen! Doch ihre mohammedanischen Eltern wehrten sich dagegen, und zudem waren die Beziehungen zwischen den Bewohnern beider Dörfer so gespannte, daß menschlicherweise keine Hoffnung für Nali bestand, jemals mit dem Christenmädchen auf derselben Schulbank sitzen zu dürfen.

Unterdessen verflossen viele Tage und Wochen; aber Nali hatte ihr Ave Maria nicht vergessen: sie murmelte es so oft sie konnte, früh morgens und abends, wenn sie sich zur Ruhe legte. Und so oft sie den Englischen Gruß betete, fühlte sie, wie ihre Liebe und Hinneigung zum Christentume in ihrer Seele sich steigerte. Dazu trug freilich auch ein merkwürdiges Traumgesicht bei, das sie mehrmals im Schlafe hatte und dessen Sinn sie sich unmöglich erklären konnte. Sie sah des öfteren ein holdseliges, lichtverklärtes Kindlein in einer Krippe, das ihr sein blutendes Händchen entgegenstreckte mit der Bitte, ihm den Nagel aus demselben zu ziehen. So gerne sie nun dem reizendschönen Kinde diesen Liebesdienst erwiesen hätte, so konnte sie doch den Nagel nie aus der Hand bringen. Dieses Traumbild, um dessen Erklärung sie umsonst den Kopf zerbrach, brachte sie nun auf den Gedanken, heimlich nach der Missionsstation Kabbayat zu entfliehen und dort bei den Missionsvätern, von denen sie schon manches gehört hatte, um Rat und Aufnahme zu bitten. Gedacht, getan. Eines Tages klopfte die kleine Mohammedanerin an die Türe der Missionäre und bat flehentlich um Schutz und Aufnahme in die Schule. Ich muß Christin werden, rief sie mit lauter Stimme, ich will bei euch bleiben, o stoßet mich nicht zurück! Dann fing sie an, mit gefalteten Händen den Englischen Gruß zu beten und ihren Traum über das Kindlein mit dem durchbohrten Händchen zu erzählen. Die Patres, welche sofort eine höhere Führung Gottes in dieser Angelegenheit erkannten, konnten dem Flehen dieses Kindes nicht widerstehen und übergaben sie den Terziarschwestern zur Obhut. Das Glück der kleinen Nali war unbeschreiblich; nun war sie wenigstens auf dem Wege nach ihrem heißersehnten Ziele. Doch die kurze Entfernung ihrer Heimat von der Mis-

sion sowie der blinde Fanatismus ihrer mohammedanischen Eltern und Verwandten geboten Klugheit und Vorsicht. Darum schien es das beste, sie unverzüglich nach dem christlichen Dorfe Bscherri auf dem Libanon zu bringen, wo sie ohne Gefahr in der christlichen Religion unterrichtet werden konnte. Im Umgange mit den christlichen Mädchen und unter der Leitung unserer Terziarschwestern machte die unschuldige Mohammedanerin so rasche Fortschritte in der christlichen Lehre und Tugend, daß sie schon nach wenigen Monaten getauft werden konnte. Ihrem Wunsche gemäß erhielt sie den Namen Maria Theresia, dem sie von nun an alle Ehre macht.

Schon in der ersten Nacht nach dem Empfange der heiligen Taufe erschien ihr das holdselige Kind wieder im Traume, aber diesesmal nicht mehr mit dem blutenden Händchen und dem spitzen Nagel in demselben, sondern mit lächelndem Antlitze und ausgebreiteten Ärmchen. Nun verstand sie den Sinn des Traumbildes, nun wußte sie, was jener scharfe Nagel in der Hand des lichtumflossenen Kindes bedeutete.

Maria Theresia wurde in kurzer Zeit ein Muster für alle christlichen Mädchen und bildete den Sonnenschein der Schwestern und der ganzen Schule. Und als sie gar nach ein paar Wochen schon zur heiligen Kommunion zugelassen wurde, da kannte ihre Freude und ihr seelisches Glück keine Grenzen mehr.

Um endlich die kleine, glückliche Christin aller Gefahr und Verfolgung vonseiten der wutentbrannten Mohammedaner zu entziehen, schickten sie die guten Missionäre und Schwestern, wenn auch ungern, nach Haifa bei Nazareth, wo sie nun seit sechs Jahren bei den französischen Krankenschwestern des heiligen Vinzenz von Paul in treuer Liebe Gott in den Kranken dient und mit Sehnsucht den Tag erwartet, wo auch sie einmal mit dem Ordenskleide geschmückt wird. Um Jesu willen hat dieses begnadigte Kind voll Großmut und Opferliebe Vater, Mutter, Heimat und alles verlassen und wird sicher seinen hundertfachen Lohn schon hier empfangen und überdies nach einem gottesfürchtigen, beharrlichen Wandel das ewige Leben besitzen.

Gott ist das Licht, und wer das Licht liebt, wird vom Geiste Gottes zum Lichte geführt.

P. Korbinian, O. Carm. D.

Martin Marty, O. S. B.,

Erster Abt von St. Meinrad, erster Apostolischer Vikar des Territoriums Dakota, Bischof von Sioux Falls und St. Cloud, Apostel der Sioux-Indianer. [11]

VIII.

Eine Büffeljagd in Standing Rock.*

Pte, der Büffel, weidete auf den grasreichen Ebenen der großen Sioux-Reservation, die unter der Gerichtsbarkeit der Agentur Standing Rock steht. Die Indianer der Agentur wußten es; sie wußten es instinktmäßig, obgleich schon seit vielen Jahren der Büffel die Jagdgründe jenes Teiles der Reservation nicht mehr besucht hatte. Sie glaubten, daß Pte, die ihm vonseiten der weißen Raubjäger drohende Vernichtung voraussehend, die Reservation aufgesucht habe, um zum guten Ende noch seinen Beruf zu erfüllen, indem er sterbend noch Wände für das Zelt, Häute für die Lagerstatt, Sehnen für den Bogen und Fleisch für die Vorratskammer den Kindern der Lakodia darbiete. Denn Pte trug unter seiner zottigen Decke alles, was zur Befriedigung der bescheidenen Ansprüche seines Bruders, des Sioux, notwendig war. So kam denn auf den Flügeln des Windes die Kunde, Pte sei gekommen, um den Sioux ein Fest zu veranstalten und solches Fleisch zu geben, wie es von dem ehrlich-

* Die hier in so lebenswahren Farben geschilderte Büffeljagd fand im Sommer 1882 statt, nachdem es dem Hochw'sten Bischof Marty durch einen zweiten Besuch bei Sitting Bull gelungen war, diesen zur Rückkehr auf seine Reservation zu bewegen. Dem Leser wird hier ein Stück echt indianischen Lebens vorgeführt, auch macht er die Bekanntschaft einer Reihe von Sioux-Häuptlingen, die bald begeisterte Katholiken, treue Freunde ihres geliebten Oberhirten und Stützen der Kirche unter den Sioux werden sollten. — Wir folgen in der Darstellung dem Buche: "*My Friend The Indian*" by James McLaughlin, United States Indian Inspector, formerly Agent to the Sioux at Devil's Lake and Standing Rock Agencies, North Dakota.—Boston and New York.— Jedem, der sich mit unsern Sioux-Indianern näher bekannt zu machen wünscht, möchten wir dieses hochinteressante Buch bestens empfehlen.

sten und freigebigsten Fleischkontraktor noch nie geliefert worden sei.

Bei der Aussicht auf eine so reiche Ernte saftigen Fleisches, die einen fröhlichen Sommer versprach, und auf die Vergnügen einer solchen Jagd, die die Herzen dieser gebornen Jäger vor Wonne aufhüpfen machte, war es einfach unmöglich, die Indianer im Zaume zu halten. Ich beschloß daher, ihren Bitten zuvorzukommen und machte den Häuptlingen bekannt, daß eine große Büffeljagd veranstaltet werden solle. Ich bin in meinem Verkehre mit dem Indianer immer ziemlich erfolgreich gewesen, weil ich ihn als Mensch en behandelt habe, aber ich bin fest überzeugt, daß die Veranstaltung der Jagd unter den obwaltenden Umständen mehr als irgend etwas anderes zur Herstellung eines guten Einvernehmens zwischen mir und diesem Volke, das ich so viele Jahre hindurch leiten sollte, beigetragen hat.

Als ich die Fürsorge für die Indianer auf der Standing Rock Reservation übernahm, bildeten diese eine verbitterte Rotte voll Mißtrauens gegen jede von der Regierung und ihren vollziehenden Beamten getroffene Maßregel. An dem Tage, an dem ich ankam, um die Agentur zu übernehmen, wurde Sitting Bull nebst einhundert und vierzig seiner unruhigsten Parteigänger den Missourifluß hinabgebracht, um in Fort Randall gefangen gesetzt zu werden. Die Umstände waren nicht günstig. Ich brachte meine Familie und meine Hauseinrichtung von Bismarck nach Fort Yates, dem Militärposten, der südlich an die Agentur angrenzt. Ich hatte die Reise auf dem Dampfer „General Sherman" gemacht. Als der Dampfer sich seinem Landungsplatze in Fort Yates näherte, bot sich mir ein Anblick, der nicht gerade geeignet war, das Herz eines Mannes, der sein Amt mit der aufrichtigen Absicht übernommen hatte, einen Haufen von Wilden allein durch moralische Beeinflußung und feste Leitung, ohne Anwendung von Gewaltmaßregeln in gesittete, menschenwürdige Wesen umzugestalten, mit großer Zuversicht zu erfüllen.

Auf der Böschung des Flußufers standen die Tipis (Zelthütten) Sitting Bulls und seiner Schar. Ein Kreis von Soldaten umgab das Lager. In weiterer Umgebung dieser Böschung, auf der das Lager der bösesten und erbittertsten Kerle unter den Hunkpapa-Indianern stand, bilden die Hügel eine Art Amphitheater, und hier hatte sich das Volk der Reservation gelagert. Die Entfaltung der militärischen Macht genügte, um irgend eine Neigung, sich der Entfernung Sitting Bulls zu widersetzen, wenn eine solche bei den Indianern bestanden hätte, was jedoch nicht der Fall war, im Keime zu ersticken. Die Intelligenteren unter den Sioux hatten Sitting Bull schon längst für einen hohlen Prahler gehalten und erkannt, daß all sein Einfluß als Führer auf Betrug beruhe. Sein ganzer Einfluß auf die Sioux Nation war dahin, sobald Gall, Krähenkönig und andere zuverlässige Führer sich von ihm abgewandt hatten.

Einige Stunden nach meiner Ankunft wurde Sitting Bull und seine hundertsechsundvierzig Anhänger flußabwärts nach Fort Randall gebracht, und ich befand mich allein, um meine Tätigkeit zu beginnen unter nahezu sechstausend Indianern, von denen die meisten Jahre lang unter der Führung Sitting Bulls mit den Weißen in offener Fehde gelegen hatten. Jetzt waren sie zurückgekehrt, weil ihnen in den Gegenden, in denen sie nach dem Kriege von 1876 eine Zuflucht gesucht, mit dem Verschwinden des Büffels der Lebensunterhalt ausgegangen war, und sie sich genötigt sahen, sich den militärischen Behörden der verschiedenen Grenzposten, von deren Besatzungen sie seit der Schlacht am Little Big Horn unablässig bedrängt worden waren, zu ergeben.

Auf der Reservation Standing Rock und besonders in der unmittelbaren Nachbarschaft der Agentur, — die damals, wie heute sechzig Meilen südlich von Bismarck, Nord-Dakota, auf dem westlichen Ufer des Missouriflusses gelegen war — hatten sich Hunkpapas, Yanktonnais, Schwarzfüße, Minnikonjus, Ohne-Bogen, Ogalallas, Brulés und einige kleinere Gruppen in buntem Gemisch zusammengefunden. Viele von diesen

hatten bisher ein wahres Vagabundenleben geführt, und nicht wenige waren von so feindlichen Gesinnungen erfüllt, wie nur je Indianer gegen Weiße empfunden haben. Es war kein günstiges Material und dazu noch äußerst roh, allein ich war weit davon entfernt, die Hoffnung aufzugeben, doch noch etwas aus ihnen zu machen.

Im folgenden Frühling, der nach einem sehr strengen Winter einsetzte, kam mir der Gedanke, die Leute auf die Büffeljagd zu schicken. Dies mußte sie überzeugen, daß ich Vertrauen in sie setzte, und ihnen außerdem die gesunde Bewegung und die naturentsprechende Nahrung gewähren, wonach sie sich so sehr sehnten.

Die besten Beziehungen bestanden zwischen mir und den Häuptlingen, die verständig genug waren einzusehen, daß der Weg des Weißen Mannes der Pfad des Indianers sein müsse. Die zuverlässigsten aus diesen hatte ich zu Polizisten gemacht. Jene Häuptlinge, die sich eines besonderen Einflusses und Ansehens bei ihren Stammesgenossen erfreuten, wurden von mir mit der größten Rücksicht behandelt. Ich zählte zu meinen treuesten Freunden Männer wie Gall, Krähenkönig, welche beide Leutnants Sitting Bulls gewesen waren und ihn nach der Niederlage Custers auf der Flucht nach Kanada begleitet hatten; Regen-im-Gesicht und John Gras, dieser letztere ein hervorragender Redner und sehr angesehener Mann, ferner Feuerherz, Adlertöter, Närrisch-Gehend — dieser ist jetzt Richter des Indiangerichts der Agentur Standing Rock, — Stier-mit-geflecktem Horn, Grauer Adler, Sturmdonner und viele andere, die ursprünglich keine Häuptlinge waren, aber befördert wurden, weil ich sie als einflußreich und verständig kennen gelernt hatte. Durch diese Männer machte ich nun meinen Wunsch bekannt, das Volk möge eine Jagd organisieren.

Die Stämme hatten sich alle um die Agentur gelagert, und während der Tage, welche dem Beginne der Jagd unmittelbar vorhergingen, herrschte eine Aufregung, wie sie seit vielen Monaten nicht gesehen worden war.

Männer, Frauen und Kinder beteiligten sich an den Vorbereitungen. Waffen wurden herbeigebracht und geputzt und Munition wurde verteilt. Dies war eine etwas bedenkliche Sache. Seit langer Zeit hatte ich schon im Stillen darauf hingearbeitet, die Indianer zu entwaffnen, und es war keinem möglich, Patronen zu bekommen, außer auf meinen Befehl. Dieser Befehl wurde nun für Einzelne und für eine beschränkte Zahl Patronen gegeben. Dabei wollte ich aber doch den Eindruck verhüten, als fürchte ich, sie mit einem zu großen Vorrat zu versehen.

Die Ponies, welche während des Winters harte Zeiten hatten durchmachen müssen, waren jetzt über die sorgfältige Behandlung, die sie erfuhren ohne Zweifel aufs höchste erstaunt. Die schönsten Kleider und Schmuckstücke wurden hervorgesucht, und die Weiber wetteiferten miteinander, um ihre Familienglieder, die als Jäger mit ins Feld ziehen sollten, aufs prächtigste herauszuputzen. Es dürfte kaum möglich sein, eine glänzendere Schar von Indianern zusammenzubringen, und die Ebenen Dakotas hatten seit vielen Jahren keine in solcher Pracht strahlende Versammlung gesehen, als die war, welche mit Tagesanbruch des 10. Juni 1882 Standing Rock verließ; und viele Stunden vergingen, ehe die letzten Nachzügler des Zuges hinter der sanften Landwelle westlich von der Agentur den Blicken entschwanden.

Nach eingelaufenen Nachrichten hielt sich die Büffelherde hundert Meilen westlich von Standing Rock, in einem Gebiete auf, das jetzt außerhalb der Reservation liegt, damals aber noch zu derselben gehörte. Die Hauptmasse des Zuges bewegte sich langsam vorwärts, und wir waren übereingekommen, daß die Indianer einige Tage früher aufbrechen sollten, als ich und die kleine Schar meiner Begleiter. Am Morgen des 15. Juni verließ ich die Agentur. In meiner Begleitung befanden sich mein Sohn Harry, damals ein Junge von vierzehn Jahren, der sich auf dieser Jagd durch Erlegung von sieben Büffelkälbern auszeichnete, Steve Burk, James Sitzel, Thomas Miller und John Adlermann, letzterer

ein Indianerpolizist. Unser Vorratswagen war vorausgeschickt worden. Wir holten den Haupttrupp der Indianer noch am Abend desselben Tages am Cedar Creek, fünfzig Meilen westlich von der Agentur, ein, wo ein Lager aufgeschlagen worden war und das wichtige Geschäft der Wahl und Entsendung der Kundschafter vor sich ging, welche den Aufenthalt der Herde erspähen sollten.

Das Lager war aufgeschlagen gemäß dem Brauche des Stammes, und dem von alters her überlieferten Aberglauben wurde alle Ehre erwiesen. Dem heruntergekommenen Indianer der Agentur sieht man es nicht an, daß er und sein Volk alles nach festbestimmten Systemen tun; daß er und sein Volk ganz vom Herkommen abhängig sind, und doch hat der Sioux die höchste Achtung vor der Überlieferung seines Volkes. Er hängt mit ganzer Seele an seinen Zeremonien, und wo immer ihm Gelegenheit dazu geboten wird, da erfüllt er sie mit der größten Genauigkeit. Er ist nach unsern Begriffen *überkonservativ*, weil er nichts unternimmt, wofür der Brauch keine Schablone vorgezeichnet hat. Die Büffeljagd war unbestritten für unsere Sioux das größte Ereignis des Jahres, und bei dieser Gelegenheit mußte natürlich ein sehr kompliziertes Zeremoniell beobachtet werden, das zum Teil aus sehr vernünftigen Vorschriften, meistens aber aus abergläubischem Zeug bestand.

Als ich die Indianer am Cedar Creek (dem südlichen Arme des Cannon Ball-Flusses) einholte, befand sich das Lager in der Nähe des Ortes, wo die Bismarck- und Black Hills-Fähre diesen Fluß kreuzt. In dem Kreise der Zelte war eine Lücke freigelassen, und durch diese wurde ich hineingeführt. Abgesehen von ein paar alten Männern und Frauen war das Lager nahezu verlassen. Die Indianer hatten sich zu einer großen Versammlung begeben, die einige Meilen westlich vom Lager stattfand, und zu diesem Versammlungsplatze begab ich mich jetzt ebenfalls. Hier möchte ich bemerken, daß ich ungeachtet meines zehnjährigen Aufenthaltes unter den Sisseton- und Wahpeton-Stämmen doch mit den Gepflogenheiten der Teton-Stämme nur wenig vertraut war; darum war das Zeremoniell ihrer Büffeljagd mir neu.

Die zweitausend Indianer hatten sich so auf der Prärie niedergelassen, daß sie einen Halbkreis oder Halbmond bildeten. Die Hörner dieses Halbmondes öffneten sich nach Westen hin. Am Südende saßen die Männer, die sich um die Veranstaltung der Jagd besonders verdient gemacht hatten. Laufende Antilope, der Anführer der Jagd und ein großer Redner, saß am äußersten Ende. Ihm zunächst Langer Soldat und Rotes Pferd, die sich mit Laufender Antilope in die Leitung der Jagd teilten. Weiterhin im Halbkreise hatten die Indianer, je nach ihrer Würde und Rangstufe, ihre Plätze näher oder entfernter von den Ehrenplätzen auf dem südlichen Flügel eingenommen. Die Männer saßen in den vordersten Reihen. Die Entfernung zwischen den Spitzen betrug hundert Yards. Vor dem Platze, den Laufende Antilope innehatte, befand sich ein ungefähr zehn Zoll hoher bemalter Stein, der als Altar diente. Um diesen Altar sammelten sich acht junge Männer, die gewählt worden waren, um als Späher den Büffel auszukundschaften. An ihrer Spitze stand Närrisch Gehend. Alle waren sorgfältig ausgewählt worden, nicht allein mit Rücksicht auf ihre Tüchtigkeit als Jäger, sondern besonders, weil sie als wahrheitsliebend und unbescholten bekannt waren. Sie bildeten eine so prächtige Schar junger Männer, wie sie in der ganzen Sioux-Nation nur zu finden war, und viele von ihnen brachten es später zu angesehenen Stellungen. Närrisch Gehend ist jetzt, wie bereits bemerkt, Richter der Indianer auf der Agentur Standing Rock.

Nachdem die Kundschafter sich gesetzt hatten, hielt Laufende Antilope ihnen eine Rede über die Wichtigkeit ihrer Sendung. Er betonte, wie notwendig es sei, daß ihre Beobachtungen vorsichtig ausgeführt und wahrheitsgetreu berichtet würden; er wies hin auf die große Bedeutung des vorliegenden Unternehmens und die Notwendigkeit der größten Vorsicht und schloß, indem er jedem den feierlichen Eid abnahm wodurch sie sich verpflich-

teten, alles, was sie auf den Jagdgründen sehen würden, der strengen Wahrheit gemäß zu berichten. Der Eid wurde unter lautlosem Schweigen der Menge geleistet. Die Zuschauer legten sogar ihre Pfeifen beiseite, während Laufende Antilope die Friedenspfeife füllte. Er tat dies mit großer Umständlichkeit. Dann nahm er ein hölzernes, löffelförmiges Gerät, das nur bei feierlichen Gelegenheiten benützt wird, zog damit eine Kohle aus der Glut, legte sie auf den Tabak, senkte die Pfeife bis zur Erde, um sie den Geistern darzubringen, die den Boden fruchtbar machen, hob sie dann zum Himmel empor, um den Segen des Großen Geistes zu erflehen. Nachdem er dann mit jenem eigentümlichen zischenden Ton, der dem indianischen Raucher eigen ist, einen Zug aus der Pfeife getan, überreichte er dieselbe Närrisch Gehend, welcher seine Hand mit dem Pfeifenkopf auf den bemalten Stein stützend, einen Zug aus der Pfeife tat. Und nun ging die Pfeife von Mund zu Mund, indem jeder Kundschafter diese Zeremonie wiederholte.

Ich war kaum gefaßt auf die plötzliche Veränderung, welche die Menge überkam, sobald die Feierlichkeit beendet war. Im Nu war jeder, der ein Pferd hatte, auf den Beinen. Mit vielem Geschrei und lebhaftem Gebärdespiel beglückwünschte man die Kundschafter zu ihrer Wahl, worauf die Pferde herbeigebracht wurden. John Adlermann, mein Polizist, erklärte mir, daß nun die Kundschafter eine Strecke Weges begleitet werden müßten. Dann müsse die Begleitung im Wettlauf umkehren und in den Halbkreis zurückreiten. Hier finden sich auf einer Linie, die sich in einer Entfernung von nur wenigen Fuß vor der ersten Reihe der Indianer hinzieht, drei aufrecht in den Boden befestigte, frisch gehauene grüne Baumäste. Wenn es dem Sieger im Wettrennen nicht gelingt, im Vorbeireiten einen von diesen Ästen umzurennen, so mag die Jagd nur als aussichtslos aufgegeben werden; wirft er nur einen um, so bedeutet das einen nur geringen Erfolg, werden zwei umgeritten, so wird die Jagd ziemlich ergiebig ausfallen; wenn aber durch einen glücklichen Zufall alle drei Äste zufalle gebracht werden, dann wird eine große Menge Wild erlegt, und das Volk wird über alle Maßen reich und glücklich werden.

Meine Erfahrung unter den Indianern hatte mich bereits belehrt, daß nichts ihnen einen größeren Respeckt einflößt, als der Ruf, man habe Glück oder man bringe Glück. Ich ritt ein ausgezeichnetes Pferd, ein Geschenk von Krähenkönig. Das Tier war in den letzten Wochen mit Körnerfutter gefüttert worden und war gut eingeritten; auf seine Schnelligkeit konnte ich mich verlassen. So entschloß ich mich denn, den Versuch zu machen, mir den Namen eines glückverheißenden Propheten zu erwerben, indem ich die Zweige umrannte.

Ein jubelnder, schreiender, heulender Haufe von ungefähr dreihundert Mann gab den Kundschaftern das Geleite. Bei Gelegenheiten wie diese wirft der Indianer seine erkünstelte Gleichgültigkeit und seinen erzwungenen Stoizismus ab und sprudelt in lärmenden Freudenbezeugungen förmlich über; und so bestand der Trupp, der an jenem Abend singend und die Rosse tummelnd das Lager verließ, aus den leichtherzigsten, fröhlichsten Burschen, die ich je gesehen habe. Im wilden Galopp umkreisten sie die Kundschafter, berührten sie mit glückbringenden Amuletten, riefen ihnen Ermunterungen und gute Ratschläge zu und neckten sie mit ihren Liebesangelegenheiten.

Dieses Gefolge begleitete die Kundschafter ungefähr zwei Meilen weit zum Lager hinaus. Dann erscholl ein Signalruf, der von Hunderten von Reitern wiederholt wurde, und mit einem Abschiedsruf an die Kundschafter schwenkte man um und sprengte zum Lager zurück. Ich war auf diesen plötzlichen Beginn des Rennens nicht vorbereitet, sammelte mich aber noch früh genug, um unter den ersten zu bleiben. Ich hatte den Indianern gegenüber einen kleinen Vorteil, indem ich beim Herreiten das Gelände genau angesehen und bemerkt hatte, daß eine rauhe Stelle und einige steinige Unebenheiten, welche für ein im schnellsten Laufe dahinfliegendes Pferd sehr unbequem sein mußten, sich durch eine geringe Abweichung von dem geraden Wege leicht vermeiden

ließen. Auch war mein Pferd nicht durch die Reiterstückchen, wie sie beim Ausmarsch von den Indianern zur Schau gestellt worden, erschöpft, darum beschloß ich, seine Kräfte für den Schluß des Rennens aufzusparen. Die Einzelheiten jenes tollen Rittes inmitten eines Schwarmes jauchzender Indianer habe ich größtenteils vergessen. Ich weiß nur noch, daß nur ein Indianer mir noch um einige Yards voraus war, als wir uns den Hörnern des Halbmondes näherten. Es gelang mir, den Indianer um einige Nasenlängen zu überholen, und nun galoppierte ich auf die Reihen von Männern und Frauen zu, die auf ihren Plätzen geblieben waren, um Zeugen des Ausganges zu sein und sich über die erhoffte günstige Vorbedeutung zu freuen. Sie wichen keinen Zoll vom Platze, und ich warf noch im letzten Augenblick mein Pferd herum, hielt direkt auf die Zweige los und — ritt alle drei nieder.

Auf den ungeheuren Tumult, den diese Heldentat auslöste, war ich, nach den voraufgehenden Kundgebungen gefaßt, aber ich hatte keine Ahnung von der Wichtigkeit die meinem Erfolge beigemessen wurde. —

Als die Indianer sich in ihren Ehrenbezeugungen erschöpft hatten, und ich wieder zur Ruhe kam, da war es mir klar, daß ich „g u t e M e d i z i n“* hatte.

Am nächsten Morgen folgten wir den Spuren der Kundschafter. Die Richtung war genau westlich, und wir marschierten in einer musterhaften Ordnung, da Laufende Antilope und die übrigen Führer Verhaltungsmaßregeln vorschrieben, die niemand zu übertreten wagte. Hundert Mann wurden zu Soldaten ausgewählt und eingesetzt, ihre Gesichter wurden bemalt, damit sie als solche kenntlich seien. Ihr Amt war es, auf dem Marsche Ordnung zu halten. Mein Sohn Harry, der gut beritten war, wurde auch zum Soldaten gemacht.

An der Spitze des Zuges marschierten zwölf Mann als Schrittmacher. Sie schritten langsam und bedächtig dahin, in der Absicht, das Ungestüm der besser Berittenen zu dämpfen. Ihr Gang war so zögernd, daß auch der langsamste alte Mann im Zuge bequem folgen konnte. So oft man eine Strecke von ungefähr drei Meilen zurückgelegt hatte, machten die Schrittmacher Halt und setzten sich, um zu ruhen und zu rauchen. Während diesen Ruhepausen erzählten die alten Männer und großen Jäger von ihren Heldentaten auf den Jagdgründen.

Die Indianer marschierten in zwei Abteilungen oder Kolonnen mit einem Zwischenraum von einigen Hundert Yards; die Hunkpapas und Schwarzfüße rechts, die Yanktonnais links. Bis zum Beginne der eigentlichen Jagd ritt ich bei den Hunkpapas. Dann erhoben die Yanktonnais Einsprache und machten ihr Recht geltend, in Gesellschaft der g u t e n M e d i z i n zu marschieren, die ich besaß. Wir legten nicht mehr als zehn Meilen den Tag zurück, darum war der Marsch ziemlich langweilig; dagegen brachte der Abend mit seinen Festlichkeiten, Tänzen und Erzählungen Zeitvertreib genug. Die besten Redner und Krieger der Sioux-Nation nahmen mit uns teil an diesem Jagdzug: Gall, den ich immer

* In Briefen und Büchern, die sich mit den religiösen Begriffen, Übungen und Gebräuchen der nordamerikanischen Indianer beschäftigen, begegnet man oft dem Worte „Medizin.“ Wir müssen diesen Ausdruck etwas näher erklären.

Durch den Ausdruck ,,wakan“, der im Englischen gewöhnlich mit “medicine” deutsch M e d i z i n, wiedergegeben wird, bezeichnet der Indianer, was immer ihm wunderbar und unbegreiflich vorkommt, sei es in übernatürlicher, sei es in natürlicher Ordnung. Eine Uhr, eine Orgel, ein Dampfschiff, kurz alles, was sein Verständnis überstreigt, ist für ihn ,,wakan“, d. h. geheimnisvoll, geisterhaft, oder auch h e i l i g. Gott wird ,,Wakan tanka“ genannt „Der Große Unbegreifliche“. Das Wort ,,tanka“ bedeutet nämlich in der Sioux-Sprache g r o ß. Im Englischen hat man ,,Wakantanka“, wofür wir im Deutschen ganz passend „Großer Geist“ setzen, sehr unpassend durch “great medicine” große Medizin übersetzt, und so ist es gekommen, daß dieses Wort nun von englischen Schriftstellern auf die verschiedensten religiösen oder abergläubischen Zeremonien und Gegenstände angewendet wird. Man muß sich also hüten, dem Worte „Medizin,“ wenn von Gebräuchen der Indianer die Rede ist, allgemein den Sinn von „Heilmittel“ beizulegen. Allerdings fallen Heilmittel, wie sie von Indianern angewendet werden, auch unter den Begriff ,,wakan“, da ihre Anwendung fast immer mit allerhand abergläubischem Hokuspokus verbunden ist. (Nach mündlichen Mitteilungen.)

als einen der intelligentesten Männer seiner Rasse angesehen habe, ein Redner und geborner Anführer; John Gras, ein Mann, der es zu großem Einfluß unter seinem Volke brachte; Krähenkönig, Regen-im-Gesicht, Stier-mit-gefleckтem-Horn und andere Angehörige des Hunkpapa-Stammes, deren Namen in jenen Tagen, da die Sioux noch der verderblichen Ansicht huldigten, sie seien den Weisen ebenbürtig, in aller Munde waren. In solcher Gesellschaft gab es, da an Eß- und Rauchmaterial kein Mangel herrschte, Unterhaltung in Hülle und Fülle, so daß ich mich oft genötigt sah, die Leute aufzufordern, mich zu verlassen, da ich schläfrig sei und mich zurückziehen wolle.

John Gras (Peji), berühmter Häuptling und Redner, guter Katholik und treuer Freund des Bischofs Martin.

Unser Weg führte uns durch das beste Weideland unseres Kontinents. Es ist nicht eine ganz flache Ebene, sondern wird durch sanfte Erhebungen und niedere Hügel unterbrochen. Hier und da ragt eine majestätische Felsengruppe in die Horizontlinie hinein. Eine hinreichende Anzahl von Wasserläufen bietet den Tieren Trinkwasser zur Genüge, und die Ponies waren in der besten Verfassung.

Der Marsch dauerte vier Tage. Gegen Ende des vierten Tages überschritten wir die jetzige Grenze der Agentur Standing Rock. In jener Zeit war der 103. Grad westlicher Länge die Grenze, doch wurde im Jahre 1889 ein Grad davon abgeschnitten. Am Morgen dieses Tages hatte unser Vortrab die Kundschafter erspäht, die noch zehn Meilen entfernt waren. Ihre Gestalten hoben sich scharf gegen den Horizont ab, und selbst auf diese Entfernung lasen unsere Leute ihre Signale.

Die Büffelherde weidete in einer Entfernung von einigen Meilen von den Kundschaftern. Das Nachtlager wurde unter dem Winde aufge-

schlagen, und jede Vorsicht angewendet, die Herde nicht zu beunruhigen. Als ich am Morgen erwachte, war das Lager der Schauplatz aufgeregter und emsiger Tätigkeit. Ein halbes Duzend Schleifsteine war mitgebracht worden, und jeder Schleifstein war umringt von einer Gruppe schwatzender Indianer, welche warteten, bis die Reihe des Messerschleifens an sie kam. Dieses Geschäft durfte nicht früher verrichtet werden; denn sonst wäre die gute Medizin beeinträchtigt worden. Während sie ihre Messer wetzten, machte Rasierter Kopf, ein Indianerpolizist, ihnen die Mitteilung, daß „der Vater" ein lebendes Büffelkalb zu haben wünsche.

Dann wurde aufgesessen. Ich konnte nicht bemerken, daß die Jäger, seit das Wild in Sicht gekommen war, einem allgemeinen Kommando gehorchten, dennoch ging alles in schönster Ordnung, da die von der Vorväter Zeiten her überlieferten Regeln der Büffeljagd strengstens beobachtet wurden.

Etwa zweihundert berittene Indianer nahmen an der Jagd teil. Sie ritten, wo es möglich war, in zwei breiten Kolonnen, benutzten aber dabei die Höhenzüge und Hohlwege zur Deckung, um das Wild nicht zu verscheuchen, ehe die Indianer mitten unter den Bisons waren. Ich ritt ziemlich an der Spitze meiner Kolonne, als wir eine Anhöhe erreichten und den nächsten Bison einige hundert Yards entfernt vor uns sahen.

Es war ein Augenblick höchster Spannung in Erwartung dessen, was sich jetzt zutragen sollte. Dort Tausende und aber Tausende von Büffeln ruhig und friedlich grasend; hier die büffelhungrigen Indianer, die im nächsten Augenblick über sie herfallen sollten. Der Gedanke: Die dort sich bewegenden Gestalten sind Büffel, das größte Edelwild der Welt, machte meine Aufregung noch größer. — Ein richtiges Jagdfieber hatte mich erfaßt. Der Büffel hatte seinen braunen Winterpelz abgestreift und sah nun aus, wie eine Herde schwarzen Rindviehs.

Die Jäger machten Halt, ehe sie sich auf ihre Beute stürzten. Dies waren die Indianer der Agentur nicht mehr. Jeder hatte sich aller überflüssigen Kleider entledigt und war nur mit einem Lendentuche bekleidet. Die Bewaffnung der meisten bestand in Repetiergewehren, nur einige alte Männer und Knaben mußten sich mit Bogen und Pfeilen begnügen, und jeder hatte sein Jagdmesser.

Es wurde nicht geschrieen, als der Angriff auf die Herde erfolgte, und wir waren an den Büffeln, die von zwei Seiten angegriffen wurden, bevor diese es nur eigentlich merkten. Einige Tiere schauten auf und windeten mit erhobener Schnauze, andere liefen eine Strecke weit fort, aber es entstand keine wilde Flucht. Eine solche wäre auch bei der Stärke der Herde — sie wurde auf fünfzigtausend Köpfe geschätzt — und bei dem großen Raum, über den sie zerstreut war, gar nicht möglich gewesen. Als der erste Schuß fiel, begannen einige Tiere zu rennen, aber die Jäger waren ihnen auf den Fersen, und die Jagd wurde schneller zu einem allgemeinen Schlachten, als es hier erzählt werden kann.

Von dem Gemetzel sind mir nicht viele Einzelheiten in der Erinnerung geblieben. Der Jäger ritt auf bequeme Schußweite an das Tier heran, zielte so sorgfältig wie möglich und brachte es in den meisten Fällen mit dem ersten Schuß zur Strecke. Ein besonders zäher Bulle, oder ein ungewöhnlich lebhaftes zweijähriges Rind mochte sich hie und da stellen und den Jäger angreifen, allein, so viel ich sehen konnte — ich war selbst ziemlich in Anspruch genommen — pflegte der Jäger nur einen Schuß abzugeben, dem zappelnden Tiere den Gnadenstoß zu versetzen und weiter zu stürmen zum Angriff auf das nächste Beutestück.

An Ruhe war an diesem Tage nicht zu denken. Die Indianer hörten nicht auf zu schlachten, bis sie entweder aus dem Sattel geworfen oder völlig erschöpft waren. Nicht wenige Pferde wurden getötet.

Am späten Nachmittag fand ich einen alten Kerl besinnungslos am Boden liegen, dessen Pferd mit ihm gestürzt war, das Pferd eines andern lag mit aufgerissenem Bauche tot im Grase,

während der wütende Büffel dem Reiter das Bein vom Knöchel bis zum Knie aufgeschlitzt hatte. Einem dritten wurden drei Finger von dem platzenden Gewehr abgerissen.

Die Jäger kümmerten sich nicht im geringsten um die Verwundeten. Sogar die Verwandten, die sonst einen so großen Lärm schlagen, sobald einer der Ihrigen krank wird, sprengten an ihnen vorüber, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Wir verbanden ihre Wunden und machten es ihnen so bequem wie möglich, bis sie ins Lager zurückgebracht werden konnten.

Es fehlte auch nicht an interessanten Vorkommnissen. Wolfshalsband, ein etwa sechzigjähriger Mann, mußte infolge seiner Armut und des Umstandes, daß eine väterliche Regierung der Ansicht war, er sei keiner Flinte benötigt, sich des Bogens und der Pfeile bedienen. Ich fand ihn, wie er auf Schußweite neben einem alten Büffel dahinritt, dessen Fell er bereits mit einer Anzahl Pfeile gespickt hatte, ohne das Tier zu Falle zu bringen. Als jemand sich anbot, den Büffel zu töten, rief der Indianer: „Nein; die Pfeile werden sich hineinarbeiten und den Büffel töten!“ Damit ritt der Alte ruhig seines Weges und schoß von Zeit zu Zeit einen Pfeil in den Bullen, bis dieser fiel. Ein anderer Indianer, Peter Skunk (Stinkkatze) mit Namen, hatte einen mächtigen Bullen mit einem Revolver angeschossen, war dann von dem Tiere aus dem Sattel gehoben und in die Luft geschleudert worden. Glücklicher Weise fand seine Luftreise ihr Ziel in der Nähe eines großen Granitblocks, hinter dem Skunk mit möglichst wenig Zeitverlust Deckung nahm. Hier fanden wir ihn, wie er von dem Bullen um den Stein gejagt wurde, ohne zum Schuß kommen zu können. Auf unsere Frage, ob wir den Büffel für ihn töten sollten, schrie er in höchster Wut: „Nein, nein, nein!“ — Fünf Minuten lang nahm diese seltsame Jagd ihren Fortgang, bis der Büffel ermüdet, einen Augenblick stillstand. Diese Pause benützte Skunk und schoß dem Tier eine Kugel hinter dem Ohre in den Kopf, und rettete so seinen Ruhm als Büffeljäger.

Was mich selbst betrifft, so war das Jagdglück mir günstig. Auf Adlermanns Rat hatte ich mich an dem ersten Angriff, bei dem es zu stürmisch herging, nicht beteiligt. Auch jetzt wich dieser treuer Begleiter nicht von meiner Seite, damit ich bei meiner ersten Büffeljagd nicht zu Schaden komme. Der Lohn für meine Folgsamkeit blieb nicht aus. Ein kleiner Trupp Büffel hatte sich von der großen Herde getrennt und kam nun in unsere Nähe. Wir sprengten an die Tiere heran, und ich nahm mir eine schöne dreijährige Kuh auf Korn und schoß sie auf kurze Entfernung in die Flanke. Ich wußte, daß die Judianischen Jäger den fliehenden Büffel in die Flanke zu schießen pflegen, in der Erwartung, daß die Kugel sich „hineinarbeiten“ und das Tier zu Falle bringen werde. In diesem Falle zielte ich ein wenig hoch. Die Kuh drehte sich um, und mein Pony, der mehr von der Büffeljagd verstand als ich, machte plötzlich Kehrt, um nicht aufgespießt zu werden. In jenem Augenblicke hätte nicht viel gefehlt, so wäre meine Büffeljagd zu Ende gewesen; denn die unvermutete Wendung meines Pony warf mich beinahe aus dem Sattel und schleuderte meine Winchester-Büchse zwanzig Fuß weit weg. Die Kuh wendete sich, um der Herde zu folgen, und ich hob meine Büchse auf und ritt ihr nach; allein noch ehe ich wieder zum Schuße kommen konnte, machte das Tier einen neuen Angriff. Ich schoß sie zwischen die Augen, was keine andere Wirkung hatte, als daß sie den Kopf schüttelte und sich wieder der Herde zuwendete. Hierbei bot sie mir Gelegenheit, ihr den tötlichen Schuß aufs Blatt zu geben. So bekam ich meinen ersten Büffel. Hierauf erlegte ich noch vier andere; da ich aber nicht wußte, was ich mit all dem Fleisch machen sollte, so hörte ich auf und kehrte ins Lager zurück.

Als die Indianer ins Lager zurückkamen, war die Sonne längst untergegangen. In dieser Nacht waren sie zu müde, um Geschichten zu erzählen, doch stellten sie eine ungefähre Berechnung der Jagdbeute an und fanden, daß bei zweitausend Büffel zur Strecke gebracht worden waren, was sich auch am nächsten Tage als richtig her-

ausstellte, da zweitausend Kadaver ausgeschlachtet wurden. An diesem ersten Tage wurde mit dem Ausschlachten nicht mehr begonnen.

Es war schon heller Tag, als ich am nächsten Tage aufwachte, und als ich aufstand, fand ich, daß die Indianer ihr Lager abgebrochen und näher an die jetzigen Jagdgründe befördert hatten. Mein Zelt stand allein noch da und rund um dasselbe herum waren an Pflöcken zweiundzwanzig lebendige Büffelkälber angebunden. Das war die Antwort auf meine Bitte um ein einziges Kalb.

Als ich auf dem Jagdrevier anlangte, fand ich die Männer mit dem Abhäuten und Zerlegen der erlegten Tiere beschäftigt, und dieser ganze Tag wurde mit dieser Arbeit zugebracht. Am darauf folgenden Tage aber folgten sie der Herde und nahmen die Jagd wieder auf, die noch ergiebiger ausfiel als am ersten Tage.

Die Büffel, die sich nicht sehr weit entfernt hatten, wurden wie früher, von zwei Seiten angegriffen, und die Jäger töteten diesesmal nur die besseren Tiere; bis sie so viel Fleisch hatten, wie sie wegschaffen, und so viel Felle, wie sie verwenden konnten — zu Pelzwerk eignen sich die Felle zur Zeit des Haarwechsels nicht —. Es war ein schreckliches Gemetzel, aber kein mutwilliges Hinschlachten; und ich muß gestehen; daß der Indianer auf der Jagd mehr Selbstbeherrschung an den Tag legt, als der Weiße, obschon die Freude am Jagen sein ganzes Blut in Wallung versetzt. Es ist mir nie bekannt geworden, daß ein Indianer ein Wild getötet hätte, das ihm für seine Bedürfnisse nicht nötig gewesen wäre, während ich nur wenige weiße Jäger gekannt habe, die aufgehört hätten, solange noch Wild übrig war. Unsre Jagd fand ein Ende, als fünftausend Büffel erlegt waren.

Nachdem die Höcker und andere zarte Leckerbissen beiseite gelegt worden, wurden die Körper zerlegt und auf Wagen und Hürden ins Lager gebracht, wo das Fleisch zum Dörren in dünne Streifen geschnitten und zu Pemmikan verarbeit wurde.*

* Pemmikan ist ein Gemisch von zerkleinertem Dörrfleisch, Mark und Früchten, das, in Säcke gepreßt, lange Zeit aufbewahrt werden kann.

Am Abend dieses Tages gab es ein Fest, wie es in Standing Rock seit langen Jahren nicht gefeiert worden war. Große Jäger setzten sich mit großem Hunger zum Mahle nieder und aßen, daß ich nur staunen konnte über die Fassungskraft ihrer Verdauungswerkzeuge für feste Nahrung. Dabei erzählten sie Jagdgeschichten, die, wenn nicht wahr, doch gut erfunden waren.

Närrisch Gehend, den ich in Erinnerung an diesen Tag später zum Polizeihauptmann beförderte, Stehender Soldat, Henry Agarn und Frank Gates, die letzteren zwei Halbindianer, hatten je sechsundzwanzig Büffel erlegt. Büffelkopf, der acht Jahre später bei der Gefangennahme Sitting Bulls ums Leben kam, hatte reiche Beute gemacht. Rasierter Kopf, der als Soldat am Vorabend der Jagd einen der Jäger wegen eines Vergehens gegen die Disziplin, dessen er in der Tat nicht schuldig war, strenge bestraft hatte, hatte ebenfalls Vorrat für viele Tage gesammelt. Schwarzer Stier, der jetzt, wenn ich diese Geschichte erzähle, als grinsender Greis zuhorcht, war unter den Helden jenes Tages. Doch wenn ich die großen Jäger alle nennen wollte, so müßte ich sämtliche Häuptlinge der Sioux-Nation aufzählen. Sie alle waren an jener Jagd beteiligt und lagerten in jener Nacht friedlich an den Ufern der Hidden Wood Creek. Viele Jahre später, in den schlimmen Tagen des Messiaswahnes, als Sitting Bull sein Volk gegen die Weißen aufzuwiegeln suchte, da herrschte bittere, tödliche Feindschaft. In jener Nacht jedoch waren die Hunkpapas, die Schwarzfüße, die untern und obern Yanktonais mit den Weißen in herzlicher Freundschaft vereint, wie sie es auch jetzt sind, und ich besuche nie mein altes Heim in Standing Rock, ohne daß einige von ihnen sich vor meiner Türe versammeln und sich unterhalten von der großen Büffeljagd des Jahres 1882.

Fortsetzung folgt.

Willst du stetige Freuden im Wechsel der Tage genießen,
Siehe der andern Glück stets als das deinige an.

die sie ahnte, und für welche sie Gott ihre Gesundheit und ihr Leben zum Opfer brachte.

Moritz sank wieder in die Kniee, überwältigt von Schmerz und Dankbarkeit gegen den Engel, der sich für sein Seelenheil ganz zum Opfer angeboten hatte.

Es ist nicht möglich, die tausend Gedanken Empfindungen zu beschreiben, welche jetzt auf Geist und Herz des jungen Mannes einstürmten. Aber edle und große Entschlüsse tauchten auf in Moritzens Seele. . . .

*

Die aufgehende Sonne hatte den Pic du Jer vergoldet als Eliane erwachte. Sie war sehr erstaunt, als sie ihren Mann in einem Lehnstuhl neben ihrem Bette sitzen sah. Er hatte den Kopf in die Hände gestützt und schlief. Sie merkte, daß seine Augen gerötet und angeschwollen waren. „Was mag wohl vorgekommen sein?" dachte Eliane. Moritz war nicht zu Bett gegangen, das merkte sie ihm an, und er mußte viel geweint haben. Sie dachte an seine nervöse Aufgeregtheit von gestern abend, an seinen späten Ausgang, um frische Luft zu schöpfen, und eine freudige Ahnung erfüllte ihre Seele.

Dann sagte sie laut: „Moritz, wir wollen zur Grotte gehen!" Moritz erwachte. Auf den Zügen seiner bewunderungswürdigen Frau merkte er eine glückliche Zufriedenheit und entgegnete: „O ja, ja, wir wollen zur Grotte, und ich will mit dir die heilige Kommunion empfangen!" Und Moritz dachte in seinem Herzen, während er an der Seite seiner Gattin ging, die auf ihrer Tragbahre zur Grotte getragen wurde: „Du bist eine Heilige, du bist mein guter Engel; jetzt wirst du einen süßen Lohn für deine liebevollen Opfergesinnungen haben, du freiwillige Märtyrin, die du geholfen hast, mich zu retten vom ewigen Verderben. Wir empfangen zusammen die heilige Kommunion, und du hilfst mir die Majestät des großen Gottes tragen und ihm danken für mein Glück."

An der Grotte empfing Eliane auf ihrer Tragbahre die heilige Kommunion, und dann Moritz, der neben ihr kniete. . . .

*

Eliane wurde nicht geheilt, aber mit einem unbeschreiblichen Glück im Herzen ging sie von Lourdes weg. Einige Monate später war sie tot. Ihre Aufgabe auf Erden war erfüllt. Maria wollte sie bei sich im Himmel haben.

Und drei Jahre später, an Elianes Sterbetag, ging Moritz in das große Kartäuserkloster bei Grenobel.

Lourdes-Rosen.

Warum ein protestantischer Pastor an das Fegfeuer glaubte.

Professor Dr. Rebbert in Paderborn erzählt folgende schöne Erinnerung aus seinem Leben: Der gläubige protestantische Pastor Volkhardt kam einmal mit dem katholischen Dechant Ekel und dem Erzähler und mehreren protestantischen Geistlichen in Bochum zusammen. Die Gespräche bewegten sich natürlich um religiöse Dinge, und bald kam man auch auf das Fegfeuer zu sprechen. Ein Prediger bekämpfte heftig diese Lehre, der katholische Priester verteidigte sie. Nachdem längere Zeit scharf herüber und hinüber gesprochen worden war, ergriff Pastor Volkhardt, ein ehrwürdiger Greis, das Wort und sagte ungefähr folgendes:

„Meine Herren! Ich stimme unserem katholischen Herrn Bruder bei. Ich finde die Lehre von der Läuterung abgeschiedener Seelen so vernunftmäßig, daß ich ihr deshalb schon zustimmen muß. Sie haben, meine Herren Kollegen, meine jüngst verstorbene Frau alle gut gekannt. Sie war ein Muster von Frömmigkeit und Tugend, ich möchte sagen, sie war ein Engel. Daß sie bei ihrem Tode einen gnädigen Urteilsspruch gefunden habe und nicht verloren gegangen sei, möchte ich im Hinblick auf ihren Glauben und ihren Wandel zu meinem Troste zuversichtlich annehmen. Daß sie aber bei ihrem Hinscheiden so vollständig rein gewesen, um sogleich zur Anschauung des allheiligen Gottes zu gelangen, das, meine Herren wage ich im Hinblick auf Gottes Heiligkeit und

Gerechtigkeit nicht zu behaupten. Das führt mich von selbst zur Annahme eines dritten Ortes, eines Reinigungsortes, wie ihn die katholische Kirche lehrt, worin die noch nicht ganz reinen Seelen gereinigt und geläutert werden, bis sie fähig sind, in den Himmel eingelassen zu werden." — Die Prädikanten verstummten.

Leo.

Ein Dankbrief aus Japan.

Biwasaki, den 1. Sept. 1915.

Hochwürdiger Herr!

Pax et Charitas Christi.
(Friede und Liebe Christi).

Ein längeres heftiges Unwohlsein ist die Ursache, daß wir nicht geschrieben haben und gedankt für Ihre Güte und für die nun schon dreimal nacheinander eingegangenen reichen Gaben, die uns durch den hochwürdigen Pater Kosmas richtig zukamen. Ein tausendfaches herzliches „Vergelt's Gott!" Gott der Herr lohne es Ihnen, Hochwürden, und segne es unsern guten und edelmütigen Wohltätern. Jedem einzelnen möchten wir für die kleinste Gabe ein inniges „Vergelt's Gott tausendfach" sagen, und Er segne es reichlichst einem jeden von ihnen und an ihren Familien. Täglich beten wir inständig vor dem ausgesetzten Allerheiligsten nach der Meinung der einzelnen Wohltäter und empfehlen dem lieben göttlichen Heilande alle ihre Anliegen und Bedürfnisse. Durch die Unterstützung unserer Werke sind sie Mitarbeiter im Missionswesen geworden und haben dadurch Anteil an allen Verdiensten, Opfern und Leiden des Missionslebens. Außerdem werden täglich, von allen Bewohnern von Biwasaki die drei Rosenkränze gebetet für die Wohltäter, ebenso auch die Allerheiligen-Litanei und seit Beginn des Krieges auch die Litanei vom Heiligsten Herzen. Jeden Tag wird für dieselben auch eine Anbetungsstunde gehalten und von bestimmten Schwestern die heilige Kommunion aufgeopfert. Für die Verstorbenen aus den Familien der Wohltäter betet man täglich das De profundis sowie am Abende des 1. November das Totenoffizium.

Da wir seit Beginn des unseligen Krieges in Europa, begreiflicher Weise jeder Hilfe von dort entbehren mußten, sind wir der göttlichen Vorsehung für diese unerwartete Hilfe doppelt dankbar und beten, wenn möglich, noch inniger und eifriger für die Wohltäter. Ohne diese Hilfe wären wir gezwungen, nicht nur Neuaufnahmen zu unterlassen, was ja leider schon seit einiger Zeit der Fall war, sondern welche von unsern alten Pfleglingen zu entlassen. Das wäre doppelt traurig, da diese Armen dann an Leib und Seele zu Grunde gehen müßten.* Es war uns das eine bange Sorge, doch Gott sei Dank, wir hoffen nun wieder weiter zu kommen. Gott gebe es! —

Nochmals im Namen unserer Armen ein herzliches Vergelt's Gott Ihnen, hochwürdiger Herr, und jedem einzelnen Wohltäter.

Für uns alle noch demütigst den heiligen Segen und Gebetseinschluß erbittend, in Jesus, Maria, Joseph und dem heiligen Vater Franziskus

Hochwürdiger Herr,
ehrfurchtsvollst und in tiefster religiöser Ergebenheit
Maria Columba von Jesus, F. M. M.

Gott hat gerade deshalb manche Menschen mit Schäden oder Mängeln am Leib heimgesucht, damit die Großzahl der anderen Menschen es an Verkrüppelten, Lahmen, Blinden, Taubstummen, Kranken aller Art klar sehen und einsehen, was sie selbst für überaus große Güter besitzen und wie gütig Gott gegen sie ist.

Alban Stolz, „Misericordia".

Bei den Menschen ist der Reichtum geachtet, bei Gott aber eine demütige Seele.

Bischof Isaak von Ninive, „Über das Tugendleben" V.

---

* Die Schwestern unterhalten ein Hospital für Aussätzige.

Martin Marty, O. S. B.,

Erster Abt von St. Meinrad, erster Apostolischer Vikar des Territoriums Dakota, Bischof von Sioux Falls und St. Cloud, Apostel der Sioux-Indianer.

12)

Hier mögen noch einige bezeichnende Stellen über die Lebensweise und die Gewohnheiten der Sioux-Indianer aus den Briefen des hochw. P. De Smet Platz finden.

„Die Gestalt der Wohnungen der Wilden verdient besondere Aufmerksamkeit. Jeder Stamm hat seine besondere Art, die leicht zu erkennen ist. Das Äußere der Wohnungen bei den Sioux ist recht lebendig. Sie sind rot wellenförmig angestrichen und mit Figuren von Pferden, Hirschen, Büffeln, Sonne, Mond und Sternen u. s. w. bemalt.

Unter den Sioux sind die Krieger, die sich zu einem Kriegszug anschicken, einem sehr strengen Fasten von mehreren Tagen unterworfen. Sie haben zu diesem Zwecke ein eigenes Zelt, worin sie eine Büffelhaut ausbreiten und einen rotgefärbten Pfahl aufstellen. An der oberen Decke des Raumes ist ein Kalbfell angebracht, das alle Arten von „Medizin" und zauberischen Symbolen enthält. Dort durchbohren sie das Fleisch ihrer Brust, ziehen ein Haarseil durch die Wunden, binden sich damit an den Pfahl fest und machen dann nach dem Takte der Trommel solange die Runde um den Pfahl, bis das Fleisch ausreißt, und sie so auf diese Weise frei werden. Dabei schwingen sie ihre Keulen über dem Kopfe. Andere machen tiefe Einschnitte in die Rückenmuskeln, stecken Spieße von Holz durch die Wunden, an denen sie dann große, schwere Büffelköpfe eine Anhöhe hinanschleppen, die ungefähr eine Meile vom Dorfe entfernt ist. Dort tanzen sie so lange, bis sie durch das Ausreißen des Fleisches von ihrer schmerzlichen Last befreit werden, was oft stundenlang dauert. Ein letztes Opfer vor ihrer Abreise besteht darin, daß sie an verschiedenen Stellen des Körpers Stücke Fleisch ausschneiden, die sie der Sonne, der Erde und den vier Himmelsgegenden opfern, um sich die Manitus oder Schutzgeister der verschiedenen Elemente geneigt zu machen.

Der Sioux, der im Zank oder im Zustande der Trunkenheit stirbt, als Opfer der Rache irgend eines Kameraden umkommt, erhält nicht die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen des Begräbnisses. Man scharrt ihn ohne alle äußere Zeremonie und auch ohne die für die Reise ins Seelenland notwendigen Vorräte ein. Im Kampfe gegen die Feinde des Stammes fallen ist der rühmlichste Tod. Der Leichnam wird in eine Büffelhaut eingenäht und auf einem Hügel nahe bei ihrem Lager, oder an der Hauptstraße auf einem aus Baumästen gebildeten Gerüst befestigt.

Totengerüst der Sioux.

Nach mehreren Unterredungen, die ich mit den Häuptlingen der verschiedenen Stämme der Sioux über die Religion hatte, bin ich zu der festen Überzeugung gekommen, daß eine Mission unter ihnen die herrlichsten Früchte bringen würde."

So schrieb P. De Smet im Jahre 1840.

Diese Hoffnung des großen Missionärs sollten weit herrlicher in Erfüllung gehen, als er es damals ahnen konnte.

IX.
An der Arbeit im Weinberge des Herrn.

Aus dem im vorigen Kapitel Gesagten hat der Leser ersehen, daß das geistige Ackerfeld, das unserm Indianerapostel und seinen treuen Mitarbeitern zur Urbarmachung und Bebauung anvertraut war, nicht allein wild und wüst, sondern auch mit einem Dickicht von Unkraut Disteln und Dorngestrüpp überwuchert war. Der böse Säemann des Unkrautes, der Geist der Finsternis, hatte hier seit Generationen und Generationen sozusagen freie Hand gehabt, um seinen bösen Samen nicht allein auszusäen, sondern auch mit Hilfe seiner Handlanger und Helfershelfer, den Zauberern und Medizinmännern, zu hegen und zu pflegen.

Nun war, wie einst an den Propheten Jeremias (1. 10.) an Bischof Marty das Wort des Herrn ergangen: „Siehe, ich habe dich gesetzt über die Völker und Reiche, auf daß du entwurzelst und niederreißest und zerstörest und zerstreuest und aufbauest und pflanzest." — Der schwarze Aberglaube, der Teufelsdienst, der sich hier seit vielleicht Jahrtausenden ungehindert breit gemacht hatte, sollte nun entwurzelt und niedergerissen, das Reich Satans zerstört und dessen Grundfesten zerstreut werden, und an seiner statt sollte das Reich Gottes aufgebaut, der Weinberg des Herrn gepflanzt werden. — Fürwahr, eine große und schwere Aufgabe! so groß und schwer, daß einem Manne von weniger Gottvertrauen, Seeleneifer, Opfersinn und Selbstverleugnung wohl der Mut hätte vergehen können. Nicht so Bischof Marty, dessen Mut und Gottvertrauen im Gegenteil nur um so mehr angefeuert und gestählt wurden, je größer die sich entgegentürmenden Hindernisse und Schwierigkeiten waren. Er sah unter der verwilderten Oberfläche den guten fruchtbaren Untergrund, der sich noch überall vorfand, wo der Irrglaube des Sektenwesens und das verderbliche Beispiel weißer Abenteurer und Glücksjäger den von Natur edlen Sinn des roten Mannes noch nicht ganz entsittlicht hatten.

Dieser gute Untergrund mußte nun gehoben, gereinigt, bebaut und fruchtbar gemacht werden.

Zu diesem Zwecke unternahm Bischof Marty nun zunächst ausgedehnte Forschungs- und Missionsreisen in alle Teile seines ungeheuren Hirtensprengels. Diese unsäglich beschwerlichen Reisen unternahm er von Yankton, Süd Dak., aus, wo er seinen ständigen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Keine Stadt, kein Dorf, keine Ansiedlung der Weißen wurde übergangen; kein Indianerlager, das nicht Gelegenheit gehabt hätte, den eifrigen Missionärbischof zu begrüßen. Gewissenhaft und buchstäblich befolgte er die Mahnung des Apostels Paulus an Timotheus (11. 4., 2. und 5.): „Predige das Wort, halte an damit, es sei gelegen oder ungelegen, unterweise, bitte, strafe in aller Geduld und Lehrweisheit.... Du aber sei wachsam, e r t r a g e a l l e M ü h s e h l i g k e i t e n, tue das Werk eines Evangelisten, erfülle dein Amt, sei nüchtern."

Hier mögen nun einige Mitteilungen folgen, welche mir von seiten einiger seiner Mitarbeiter gütigst zur Verfügung gestellt wurden, und welche beweisen, wie, man darf wohl sagen, b l u t i g e r n s t der gute Bischof die Weisung des Apostels nahm.

„Er besuchte die Sioux-Reservationen und alle Indianer in Nord- und Süddakota regelmäßig wenigstens alle zwei Jahre — Standing Rock meistens einmal im Jahre. — Dasselbe gilt von beinahe jeder Gemeinde und Mission im damaligen Territorium Dakota, wo jetzt vier Bischöfe das Hirtenamt unter den immer noch sehr zerstreuten Katholiken versehen. Er war gewohnt, sich ohne Unterschied im Sommer oder im Winter einzufinden „gelegen und ungelegen". Er reiste in allen Arten von Fuhrwerken, vom schwerfälligen Landschlitten im Winter bis zum leichten Reisewägelchen im Sommer; oder er benutzte ohne Umstände einen gewichtigen Last- oder Ackerwagen oder auch Lazarettwagen der Soldaten. Ei-

nen ganzen Winter (1882—83) brachte er in Fort Yates zu, wo die feindlichen Indianer unter Sitting Bull ihr Hauptquartier hatten, mit der Absicht, deren Charakter, Sitten und Sprache noch besser kennen zu lernen."—

Der treue Begleiter des hochwürdigsten Bischofs auf vielen dieser unglaublich beschwerlichen Reisen war Herr Joseph Helmig, ehemals ein lieber Mitnovize des Verfassers dieses Lebensbildes, der aber bei der Übersiedelung des Bischofs nach Dakota sich diesem anschloß. Ich freue mich, von ihm die Beschreibung einer solchen Missionsreise erhalten zu haben und hier mitteilen zu können:

„Es war in der letzten Woche des Monats September 1882, als Bischof Marty mir sagte, er wolle eine Reise machen, um alle Indianer im südwestlichen SüdDakota und NordDakota zu besuchen. Er frug mich, ob ich diese Reise nicht mit ihm machen wolle, denn er wolle dieselbe zu Wagen durch die Prärie von einem Platz zum andern machen und da hätte er einen Mann nötig; und da ich von Yankton fort wollte, und der Winter bald kam, wo ich doch nicht viel verdienen konnte, so sagte ich ja dazu. Er sagte, er wolle dann zuletzt nach Standing Rock und dort über Winter bleiben, wo er ein Haus habe bauen lassen, wo er drin wohnen, und ich das Kochen und das sonstige Hauswesen versehen sollte. Ich antwortete ihm darauf, daß ich das nicht könne; denn ich hätte nicht die geringste Kenntnis von der Kochkunst, worauf er sagte: „Das lehre ich dich." Und er tat es.

Er kaufte für die Reise in Pierre zwei leichte Pferde, einen Wagen, ein Zelt, einige Decken, einen Kaffeekessel, zwei Zinnbecher zum Trinken, etwas getrocknetes Brot und Crackers und etwas Speck und gemahlenen Kaffee, einen Sack Korn für die Pferde — und hinaus gings in die endlose Prärie, der Agentur Rosebud zu. Wir mußten schon am ersten Tage zu unserm größten Leidwesen erfahren, daß die Pferde bockig waren, was uns an gefährlichen Stellen oft in Lebensgefahr brachte. Davon hier ein Beispiel:

Wir hatten in einem Tale übernachtet, weil wir hier Holz und Wasser fanden, was man nicht überall haben konnte — wir mußten oft Wasser aus Pfützen brauchen, wo die Präriewölfe und sonstige wilde Tiere darin gebadet hatten, und das unsere Pferde nicht einmal saufen wollten.— Der Bischof war diesen Morgen wieder sehr leidend; wie fast immer, hatte er wieder schlimmes Kopfweh. Er konnte nicht essen, und die heiße Prärieluft machte die Sache noch schlimmer. Ich war immer bange, er stirbt mir auf der Reise; denn er sah oft aus wie eine Leiche. Als wir nun des Morgens auf dem wenig befahrenen Wege aus diesem Tale hinausfahren wollten, fanden wir den Weg sehr ausgewaschen und er führte einen hohen Hügel hinan, wo an einer Seite ein tiefer Abgrund war (ich hatte mir den Weg zuerst angesehen). Ich ließ den hochwürdigsten Bischof fahren mit der Weisung, nur ja nicht zu halten, sondern fest darauf zu schlagen, daß es in einem Zuge hinauf ginge; denn ich wußte schon, daß, wenn die Pferde einmal Halt gemacht, sie nicht wieder anziehen würden. Ich hatte einen Büffelschädel in der Hand, den ich im Tale aufgehoben hatte, und ging hinter den Wagen her, um, im Falle, daß die Pferde wieder bocken sollten, denselben hinter das Rad zu werfen.

Was ich befürchtet hatte, geschah, und gerade an dem gefährlichsten Platz. Ich warf meinen Büffelkopf hinter das Rad, aber die Pferde schoben den Wagen darüber hinaus, und ich mußte alle meine Kräfte aufbieten, um den Wagen von dem Abgrund wegzuziehen; denn, wenn der Wagen da hinunter gefallen wäre, wäre der Bischof gewiß umgekommen, das war mir sicher vor Augen, und Pferde und Wagen, alles wäre verloren gewesen. Ich rief den Bischof zu, nur geschwind abzuspringen, was er auch tat, und die Pferde vom Wagen loszumachen, während ich mit aller Gewalt den Wagen hielt, bis der Bischof alle Räder mit Steinen festgelegt hatte. Dann wurde alles abgeladen, und wir trugen alles den Hügel hinauf, wobei der Bischof vollständig erschöpft wurde und so elend aussah, daß ich befürchtete, er stirbt mir hier mitten in der Prärie. Den

Wagen schob ich wieder den Hügel hinab, und als der Bischof sich etwas erholt hatte, spannten wir wieder an und fuhren etwas herum und dann fuhr ich den Hügel hinauf. Diesmal trug der Bischof den Büffelkopf nach, um ihn im Notfall hinter das Rad zu werfen. Aber es ging in einem Zuge hinauf, wobei der Bischof nochmals so elend wurde, daß wir nicht weiter konnten. Wir übernachteten hier auf diesem Hügel; denn ich mußte von hier wohl drei Meilen zurück, um Wasser zu holen und die Pferde zu tränken. Dies war die dritte Nacht, die wir in der Prärie zubrachten, und hier passierte uns wieder etwas Aufregendes.

Der Bischof schlief im Wagen, von dem wir den Sitz und einen Koffer entfernt hatten. Auf dem Boden des Wagens befand sich etwas Heu, worauf der Bischof schlief, eine Decke unter sich. Ich schlief auf der Erde mit einer Büffelhaut und einer Decke. Der Bischof war an diesem Morgen wie immer der erste, der auf war, und stand neben meiner, von Vater Adam geerbten Bettstelle. Als ich meine Füße aus der Decke herausziehen wollte, hielt mich etwas fest. Ich schob die Decke zurück, und fand, daß eine große schwarze Schlange meine nackten Füße fest umschlungen hatte; als ihre Beute, oder nur um sich warm zu halten, ich weiß es nicht. Ich zog ihr einen Fuß weg und schmiß sie dann vom andern herunter, während der Bischof mit erhobener Hand neben mir stand. Die Schlange schien sehr aufgeregt über die ihr widerfahrene Behandlung, aber ich denke, der Bischof und ich waren noch mehr aufgeregt. Die Schlange aber ließen wir in Frieden ziehen, weil sie so brav gewesen war. Da sagte der Bischof: „Du schläfst mir nicht mehr auf dem Boden", und so schliefen wir von jetzt an beide im Wagen. Wir konnten nicht auf dem Rücken liegen; der Raum war zu eng. So mußten wir beide auf der Seite liegen. Es konnte sich keiner für sich allein umdrehen; wir lagen zu fest im Wagenbett. Das Umdrehen mußte auf Kommando geschehen, und der Bischof sagte: „Du bist ein alter Soldat, du kannst das Kommando übernehmen." Schlafen taten wir wohl etwas, aber ausruhen konnten wir nicht, und der Bischof wurde hierbei immer elender. Keinen ordentlichen Schlaf und keine Ruhe, tagsüber heiß und die Nächte schon empfindlich kalt. Dazu konnte er nicht essen; wir hatten ja auch nichts, als schwarzen Kaffee und Crackers und gebratenen Speck. Am Abend des vierten Tages wollten wir unser größes Zelt aufschlagen. Er wollte am andern Morgen die heilige Messe lesen. Wir hatten den ganzen Nachmittag zu unserer Rechten Rauch gesehen. Nun hatten wir unsere Sachen abgeladen und waren eben daran, das Zelt aufzuschlagen, als auf einmal der Wind sich drehte und das Feuer auf uns zutrieb. Wir mußten nur geschwind wieder aufladen und ausspannen. Der Bischof fuhr eine kleine Strecke weg, und ich machte Feuer auf der andern Seite des Weges und brannte einen Platz frei, wo wir mit unserm Wagen darauf fuhren, um vor dem Feuer sicher zu sein, und wir brachten es mit knapper Not fertig, bis das Prärieseuer uns erreichte. Nun hatten wir aber unsere liebe Not mit unsern Pferden, die vor dem kommenden Rauch und dem Heulen und der Hitze des Feuers ganz wild wurden, so daß wir sie am Wagen festbinden mußten.

Nun war aber weit und breit alles Futter für die Pferde weggebrannt, und wir mußten wieder eine Strecke weit zurückfahren, bis zu einer Stelle, wo zwischen zwei Wegen das Feuer nicht alles genommen hatte.

Am andern Morgen war es sehr kalt, und bei Tagesanbruch hatten wir ein Schneegestöber, das zwei bis drei Zoll Schnee auf der abgebrannten Prärie zurückließ. Da der Boden nicht gefroren war, ballte sich der Schnee so unter den Hufen der Pferde, daß sie nicht weiter konnten, und wir wieder ausspannen mußten, bevor wir eine Meile zurückgelegt hatten. Es blieb uns nichts übrig, als zu warten, bis die Sonne den Schnee wegschmolz.

An demselben Tage trafen wir Indianer, die von den Black Hills kamen, und die uns sagten, daß wir nicht auf dem rechten Wege zur Rosebud-Agentur seien. Wir fuhren mit ihnen zurück,

bis wir an den Weg kamen, den wir hätten einschlagen sollen. Am sechsten Tage kamen wir dann auch glücklich in der Agentur Rosebud an, wo wir fünf Tage blieben, und wo der Bischof Unterredungen hatte mit dem Agenten und für die Indianer Gottesdienst und Unterricht hielt.

Der Agent und alle, die mit dem Klima besser bekannt waren, sagten dem Bischof, daß er die beabsichtigte Reise nach den Black Hills nicht mehr antreten dürfe; denn es könnten Schneestürme kommen, in denen wir sicher umkommen würden. So fuhren wir den zu einer kleinen Bahnstation in Nebraska Namens Valentine Der Bischof ging nach Omaha, und mich schickte er nach Standing Rock, wo er ein Haus hatte bauen lassen, welches nach seiner Meinung fertig war, und wo wir, wie gesagt, den Winter zubringen wollten. Als ich aber hinkam, war das Haus noch nicht fertig, nicht einmal gepflästert. Obschon des Pflästerns unkundig, pflästerte ich doch, so gut ich konnte, drei Zimmer von den fünf des Hauses; eins für den Bischof, eins für mich und eins für die Küche. Ich war noch nicht fertig mit der Arbeit, als der Bischof kam, und er machte doch gleich Anstalt zum Einziehen. Jetzt ging die Kocherei los, und der Bischof war der Hauptkoch. Er lehrte mich das Bisquit backen für die Indianer, von denen wir alle Tage das ganze Haus voll hatten. Kaffee kochen und Bisquit backen von morgens bis abends. Der Bischof hatte das größte Zimmer im Hause, und es war immer gepfropft voll von Indianern. Sie lagen auf dem Boden, auf des Bischofs Bett und saßen auf den Stühlen, und der arme gutherzige Bischof saß auf einer Holzkiste und belehrte sie.

Der Bischof hatte oft keine Zeit zum Mittagessen. Er las an Werktagen jeden Morgen die heilige Messe in seinem Zimmer, welches neben der Küche lag. Wenn er die Meßgewänder anhatte, öffnete er die Türe und sagte: „Wenn du fertig bist, kannst du kommen" — ich war nämlich sein Meßdiener.

Der Bischof war den ganzen Winter kränklich. Das Haus war auch nicht warm genug für ihn. Wir hatten in zwei Öfen Feuer, aber das Wasser im Kessel auf dem Küchenofen war des Morgens oft gefroren. Es war das der Winter von 1882 auf 1883; es war ein sehr kalter Winter. Und ein anderes war für den Bischof dieses: er hatte nicht die rechten Speisen. Manche Tage aß er garnicht. Er war auch zu beschäftigt mit den Indianern. Er war des Abends gewöhnlich ganz erschöpft und krank, und seine Füße waren ihm immer kalt. Er konnte des Nacht nicht warm werden, und hatte immer furchtbare Kopfschmerzen. Ich legte ihm dann heiße Ziegelsteine unter die Füße und ein Tuch mit Essig um den Kopf. Er gab seine Gesundheit und sein Leben für die Indianer hin. Es war dieser Winter auch außerdem für den armen Bischof sehr leidenvoll. Es trug sich nämlich zu dieser Zeit etwas in Yankton zu, was ihn im Innersten seines edlen, reinen Herzens zum Tode schmerzte, und ihm innerhalb einer Woche graue Haare machte." —

Folgende Aufzeichnungen, die sich ebenfalls auf die apostolischen Reisen des Bischofs Marty beziehen, verdanken wir der Güte des hochwürdigsten Monsignore H. Mensing von Sioux Falls.

„Immer und überall bekundete sich in Bischof Marty der Ordensmann, der sich in alle Verhältnisse zu fügen weiß und lieber Unangenehmes ertragen als von der gewohnten Ordnung abgehen, oder einem gegebenen Versprechen nicht nachkommen will.

Am Tage vor seiner Ordination reiste Vater Mensing mit dem Bischof von Yankton nach Pierre. Als sie nach Wooley kamen und die N. W. Eisenbahnlinie zur Weiterfahrt benutzen wollten, fand es sich, daß ihr Zug bereits abgefahren, und keine Gelegenheit mehr vorhanden war, bis zum Abend des nächsten Tages. Der Bischof beriet sich mit Vater Mensing, ob sie nicht lieber einen Frachtzug nehmen und versuchen sollten, vorwärts zu kommen, um unter allen Umständen am bestimmten Tage einzutreffen. Vater Mensing war natürlich gleich bereit, und so fuhren sie die ganze Nacht auf den Bänken liegend, in Decken gehüllt, die ihnen von dem Zugführer gegeben wurden, und langten am andern Morgen

in Pierre an, wo Vater Mensing die heiligen Weihen empfing. Der irische Stationsvorsteher wunderte sich sehr, daß ein Bischof so reise und noch sein eigenes Gepäck trage, worauf der Bischof lächelnd bemerkte: „Wenn ich mein eigenes Gepäck nicht zu besorgen wüßte, dürfte ich in Dakota gar nicht auf Reisen gehen."

In Pierre war damals Vater Bunning stationiert, aber da man den Bischof nicht mit dem Frachtzuge erwartete, konnte ihm auch kein geziemender Empfang bereit werden.

Ein anderesmal war unser Bischof auf dem Wege nach Milbank. Das war sein letzter Besuch dort. Zwei Schwestern, die auch dorthin reisten, waren im gleichen Zuge. Wiederum war niemand auf der Bahnstation, als der Zug Halt machte; somit übergab der Bischof den großen Handkoffer, welcher die kirchlichen Gewänder enthielt, den Schwestern zur Besorgung und ging zu Fuß zum Priesterhaus, welches außerhalb der Stadt lag, besuchte aber zuerst die Kirche, wo man eben mit Reinigen beschäftigt war. Jedermann war erstaunt, als man den Bischof eintreten sah, da man ihn mit einem andern Zuge erwartet hatte.

Im Turtle-Gebirge, wo sich viele Indianer befinden, war der Bischof gewohnt, jedesmal Beicht zu hören, bis der letzte Indianer Gelegenheit dazu gehabt. Als wieder einmal das Gerücht verbreitet wurde, der Bischof werde an dem und dem Tage ankommen, versammelten sich die Indianer und wollten, wie gewöhnlich, beichten. Diesmal waren sie sehr enttäuscht. Es war nämlich Bischof Shanley's erster Besuch nach der Teilung Dakotas, wobei Nord Dakota unter die Jurisdiktion dieses Bischofs kam. Derselbe konnte sich mit den Indianern nicht einlassen, und so gingen diese unverichteter Sache nach Hause.

W. Broody, ein glaubwürdiger Mann von Devil's Lake erzählte, als guter Freund des Bischofs Marty habe er diesen an einem Sonntage in einem Wagen viele Meilen weit von einem Orte zum andern gefahren, wo er an dem ersten die heilige Firmung erteilte und am andern die heilige Messe las. Nachmittags um drei Uhr habe der Bischof erst sein Früstück zu sich nehmen können, um dann weiter zu fahren bis tief in die Nacht hinein. In der Dunkelheit sei der Wagen in eine Grube geraten und in die größte Gefahr gekommen, umzustürzen. Der Bischof habe ihm gesagt, er solle nicht fürchten und habe dann angefangen zu beten, als plötzlich ein Licht sich gezeigt habe, bei dessen Scheine es ihnen ermöglicht worden sei, wieder auf den rechten Weg zu kommen. Das wunderbare Licht habe sie eine Meile weit begleitet, worauf es ebenso plötzlich, wie es erschienen, auch wieder verschwunden sei. Mr. Broody fügte bei, Bischof Marty sei einer solchen Begünstigung würdig gewesen."

Fortsetzung folgt.

Weihwasser für die Armen Seelen.

Die heilige Theresia machte es ihren Karmelitinnen zur Übung, Weihwasser bei allen Versuchungen mit Akten des Vertrauens und der Reue zu gebrauchen und den Armen Seelen zu schenken. Dies hat oft eine größere Wirkung, als ein langes Gebet, das vielleicht lau und zerstreut ist. Aber anders verhält es sich mit dem Gebete der heiligen katholischen Kirche, das an das Weihwasser geknüpft ist. Dieses Gebet gefällt dem göttlichen Heilande jeden Augenblick, und an jedem Orte und überall, wann und von wem immer es im Namen der heiligen Kirche es ihm dargebracht wird.

Es ist eine leichte Mühe, beim Verlassen oder Betreten des Zimmers ein Tröpfchen Weihwasser zu nehmen und einen guten Gedanken damit zu verbinden. O welche Freude verursachst du dadurch im Fegfeuer, und welchen Nutzen verschaffst du durch diesen Liebesdienst dir selbst und den Deinigen; denn die Armen Seelen sind nicht undankbar. Im nämlichen Augenblicke, wo wir ihnen etwas zugute kommen lassen, heben sie ihre Hände zum Himmel und beten mit einer solchen Inbrunst für ihre Wohltäter, wie es selbst den heiligsten Personen auf Erden nicht möglich ist.

auf Christus, den König der Könige, übergehend, sagte der Prediger, die ersten Fronleichnamsprozessionen seien damals gefeiert worden, als der göttliche Heiland in sichtbarer Gestalt auf Erden die Straßen Jerusalems und des heiligen Landes durchzog. Und wer gab ihm das Ehrengeleite? Es waren die Kranken, die Blinden, die wunden und siechen Menschen, jene, die, auf Krücken gestützt, ihm folgten und auf Bahren ihm nachgetragen wurden; dies waren seine Lieblinge. Heute nun komme der Heiland, um wiederum mit einem gleichen Ehrengeleite Fronleichnam zu halten mit seinen jetzigen Lieblingen, den kranken verwundeten Soldaten. Er komme, um ihnen seine Liebe zu erweisen; — sie sollten stolz sein, ihm das Ehrengeleite im Glauben und Vertrauen geben zu dürfen. Der Heiland sei auf Erden gewandelt als barmherziger Samaritan und sie, die verwundeten Soldaten, gäben ihm das Geleite, gestützt und geführt von jenen, die dem Heiland auf seinem Samariterwegen als Engel der Nächstenliebe nachfolgten.

Die schönste Fronleichnamsfeier, die man sich denken könne! Wohl fehle dieser Prozession manch äußerer Prunk; die Salven und Salutschüsse, die sonst die Fronleichnamsfeier begleiteten, die dröhnten heute in blutigem Ernste an des Reiches Grenzen in Ost und Süd. „Wir hören den Donner der Geschütze nicht, er aber in der Monstranz, er hört ihn und lenkt ihn. Möge er ihn heute lenken zu herrlichem Siege am Feste seines heiligen Fronleichnam!"

(Gleich nach Schluß der Prozession traf die frohe Nachricht von der Eroberung Przemysls ein.)

Nach Beendigung der heiligen Messe ordnete sich die Prozession. Voran ein Kreuzträger mit Ministranten und Fahnen, nach diesen 85 verwundete Soldaten — ein rührender Anblick: Männer auf Krücken, auf Stöcke gestützt, die Arme in Schlingen oder das Haupt verbunden! Unter dem sich anschließenden Sängerchor verwundeten Soldaten, Schwestern, Pflegerinnen, Damen des Hofstaates, ein verwundeter Offizier auf einem Rollwagen, das Liederbuch in der Hand, tapfer sekundierend. Den Mittelpunkt bildete das Allerheiligste unter dem Traghimmel; ihm folgten die vier hohen Frauen des Kaiserhauses und der kleine Erzherzog Otto an der Hand unserer künftigen Kaiserin, die verwundeten Soldaten mit dem Hofstaat und den übrigen Zugehörigen und Bediensteten der Hofhaltung im ganzen an die 200 Personen.

Vor den mit herrlichen Pflanzen geschmückten vier Altären wurden die Evangelium gesungen und der Segen erteilt. Geschichtlich interessant ist es, daß der erste Altar aufgeschlagen war auf der Terrasse des sogenannten „Joseph-Stöckel" (ein von Kaiser Franz Joseph II. erbautes Sommerhaus), das seiner Zeit Christi Stellvertreter, Papst Pius VI. durch seine Gegenwart denkwürdig machte, wie dies eine in den Steinstufen eingelassene Inschrift verewigt. Vor dem letzten Altare, um welchen die Schwerverwundeten in ihren Betten gruppiert waren, erneute der Zelebrant die Weihe des Hauses Habsburg ans göttliche Herz Jesu, die der Kaiser am 8. Dezember 1914 zu Schönbrunn vor dem Allerheiligsten gesprochen.

Während dieses letzten Aktes zog eine kleine Szene die Aufmerksamkeit und Rührung aller Teilnehmer auf sich. Auf einmal macht sich der kleine Erzherzog Otto von der Hand seiner Mutter los, kniet im freien Raum vor dem Altar nieder, faltet fromm die kleinen Händchen und schaut andächtig zum allerheiligsten Sakrament empor. Mit welchem Wohlgefallen mag der eucharistische Heiland auf diesen jungen Habsburger geblickt und den gesegnet haben, der wohl einmal berufen ist, die Krone Rudolfs von Habsburg zu tragen!

Nur da ist ein Festtag, wo selbst der Ruhe eine höhere Idee gegeben, die Feier mit einem Inhalte erfüllt wird, der den Geist des Menschen zugleich erhebt und seine Seele erquickt, während der Leib von der Arbeit ruht.

Dr. Franz Hettinger, „Aus Welt und Kirche" I, 199 (6. Auflage).

Eine Kriegskommunion.

Ein verwundeter Krieger erzählte das Folgende. Eines Tages kam ich mit einem katholischen Kameraden nach einem schrecklichen Gefechte in eine ganz zerschossene Kirche. Wir traten ein und arbeiteten uns über Schutt und Gebälk bis zum Chore durch. Da sahen wir zu unserer Trauer, daß auch der Altar zerstört war. Selbst der Tabernakel war durch ein Geschoß gesprengt. Den Speisekelch fanden wir zerbrochen am Boden liegen, die heiligen Hostien lagen im Schutte zerstreut. Was war nun zu tun? fragte der Erzähler. Der Soldat neben ihm fiel sogleich ein: „In einem solchen Falle muß man die heiligen Hostien in Wasser legen. Dann wird die Brotsgestalt durch das Wasser aufgelöst und zugleich hört auch Christus auf, zugegen zu sein."

Aber die beiden Soldaten handelten doch anders.

Sie sahen zunächst nach, ob in dem Schutte sich nicht auch Leuchter und Kerzen befänden. Als sie diese entdeckt hatten, steckten sie die Kerzen auf die Leuchter und zündeten dieselben zu Ehren des allerheiligsten Sakramentes an. Dann knieten sie im Schutte vor den heiligen Hostien nieder und machten ihre Anbetung. Hierauf sammelten sie sorgfältig wie möglich die heiligen Hostien und erweckten aus ganzem Herzen einen Akt des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe und der Reue. So vorbereitet empfingen sie alle heiligen Hostien. Sie gedachten, auf diese Weise, den lieben Heiland vor aller Verunehrung zu bewahren. Nachdem sie noch ihre Danksagung gehalten hatten, kehrten sie zur Truppe zurück.

Ist das nicht rührend, mein lieber Leser? Ja, traurig war es, die zerschossene Kirche zu sehen. Schwer lastet die strafende Hand Gottes auf jenen Gegenden, wo die Not dazu zwingt, eins der herrlichen Gotteshäuser zu zerstören; aber diesen trauernden, zerstörten Altar verklärt ein strahlendes Licht. Matt war der Schein der Kerzen, die die deutschen Soldaten zu Ehren des eucharistischen Heilandes angezündet hatten; aber herrlich strahlte ihr Glaube, der sie belehrte, dafür zu sorgen, daß ihr Heiland vor weiterer Verunehrung geschützt wurde.

Stelle dir vor, wie innig die Soldaten vor diesen heiligen Hostien gebetet haben mögen! Mit welcher Andacht werden sie die heilige Kommunion empfangen haben! Wie steht es mit uns in dieser Beziehung? Sollen wir uns von diesen Soldaten beschämen lassen? — —

Eine Marienstatue 13,150 Fuß über dem Meere.

Vor dem gewaltigen Gebirgskoloß des Montblanc liegt die Spitze „Riesenzahn" genannt, noch auf italienischem Gebiete. Gehört eine Erklimmung dieser schröffen Felspyramide schon unter normalen Umständen zu den schwersten Aufgaben des Alpensports, die der Italiener Jelle vor mehreren Jahren glücklich vollbracht, so war es eine überaus schwere und große Aufgabe für das kleine Häuflein von Führern aus Courmayeur, eine über 6 Fuß hohe Statue der Madonna auf den 13,150 Fuß hohen Gipfel des Berges zu transportieren. Bis zum Schutzhause „Torina" waren die Schwierigkeiten nicht so bedeutend, aber dann mußten die mutigen Führer über steile Abhänge und vereiste Felskamine das Standbild an starken Stricken gebunden, unter unsäglichen Mühseligkeiten hinaufschleppen, wozu sie fast 6 Stunden benötigten. Oben angelangt, befestigten sie das aus Alumnium gegossene Marienbild mittelst großer Nägel an den Felsen, und dann las der Vikar Vesan, der die Führer wacker begleitet hatte, inmitten der überwältigend großen Bergwelt eine heilige Messe. Nach mehrstündigem Aufenthalte wurde der Rückweg angetreten, der trotz ungünstiger Witterung ohne Unfall erfolgte. Und die Führer von Courmayeur sind nicht wenig stolz darauf, daß sie die Statue der allerseligsten Jungfrau auf einem so erhabenen Standpunkt geschafft und aufgestellt haben. Es ist wohl das höchste Heiligenbild der Welt.

„Treue Liebe bis zum Grabe . . .“

Erzählung von Georg H. Daub.

Durch die blitzblanken Fenster der Schulstube im kleinen Dörfchen Adelsborn, über all' den blühenden Fuchsien, Geranien und Petunien hinweg, die auf den Fensterbrettern farbenprächtig blüten, schien die warme Augustsonne.

Lehrer Klemens Reinhardt saß hinter dem Pult und blickte gedankenvoll über die sechs Dutzend Buben und Mädel, die rechts- und links, nach Zöpfen und Schöpfen getrennt, in den Bänken saßen und ihre Köpfe gerade über die aufgeschlagenen Bücher beugten.

Seltsame Gedanken waren es, die durch die Seele des noch jungen Schulmannes zogen. Sechs Jahre nun saß er hier an seinem Platz und in dieser Zeit hatte er in die jungen Seelen eine reiche Saat fruchtbringenden Wissens ausgestreut. Er hatte versucht, die Köpfe hell und die Herzen warm zu machen und sie zu begeistern für alles Hehre, Große und Schöne, für alles Edle und Hohe. Und nun? Was war geschehen? Ein düsterer Schatten war heraufgezogen über das friedliche Vaterland und selbst in sein weltfernes Dörfchen mitten im waldreichen Thüringerland. Das Gespenst, das schon seit Jahren durch die Lande ging, es stand plötzlich in schreckhafter Gestalt mitten im Herzen Deutschlands und schwang dräuend die lodernde Fackel, die alle Länder, alle Völker in Glut und Flammen setzen sollte.

Der große Weltenbrand loderte; der Völkerkrieg war ausgebrochen.

Und auch er, der verträumte, hehren Idealen nachsinnende Lehrer, — er, der eben im Begriffe stand, sich eine eigene Häuslichkeit zu gründen, sich die geliebte Braut ins trauliche Lehrerhaus zu holen, — er mußte nun weg aus seinem Wirkungskreis; — er sollte all' diese blond- und braunköpfigen Buben und Mädel sich überlassen; — er sollte die Feder und den schwanken Rohrstab, dessen bloßes Aufzeigen genügte, um den widerborstigsten Trotzkopf zum Gehorsam zu bringen, vertauschen mit dem schweren Gewehr und dem scharfgeschliffenen Bajonett! —

Drei Briefe lagen vor ihm: Die Einberufungsordre, die ihm das Bezirkskommando gesandt hatte, — der Brief seiner Vorgesetzten Behörde, der ihm auftrug, für die Zeit seines Kriegsdienstes, dem greisen Lehreremeritus Schollmann die Schlüssel und Amtsbücher einzuhändigen, und ein drittes kleines Brieflein von seiner Braut. Er hatte alle drei sorgfältig gelesen, und sie dann noch einmal Wort für Wort sich eingeprägt, — und nun saß er da und sann . . .

Plötzlich drang der Ton der Mittagsglocke an sein Ohr und durch die Reihen der Buben und Mädel ging eine Welle von Unruhe . . .

Da raffte sich Klemens Reinhardt zusammen. Langsam stieg er vom Katheder herab und es lag ein so feierlicher Ernst auf seinem Gesicht, daß sechs Dutzend Augenpaare erwartungsvoll auf seinen Zügen ruhten, als er jetzt zu sprechen begann.

„Liebe Kinder! Ihr wißt, daß ein großer Krieg ausgebrochen ist. Wir haben ja jeden Tag davon gesprochen, — und Ihr wißt, daß Eure Väter und Brüder zu den Waffen eilen. Und nun ruft der Kaiser auch mich! Auch Euer Lehrer hat das Glück, mitkämpfen zu dürfen, um das Vaterland von seinen Feinden zu befreien. Ich gehe und Ihr bleibt hier, um inzwischen vom alten Lehrer Schollmann weiter unterrichtet zu werden. Seid brav und gehorcht ihm, wie Ihr mir gehorcht habt. Wollt Ihr mir das versprechen?“

Ein leises, hie und da energisches „Ja!“ war die Antwort. Aber in den Zügen der Kinder zuckte es und in vielen der sonst so klaren Augen stieg es feucht empor. Klemens Reinhardt sah es, und auch in ihm wallte es heiß auf. Aber — er war Pädagoge und er wußte, was die Stunde von ihm forderte. Und so fuhr er fort:

„Wir müssen nun Abschied nehmen, — vielleicht für lange Zeit, — vielleicht — für immer. Auf alle Fälle: vergeßt mich nicht. Komme ich wieder, so hoffe ich, daß Ihr mir Ehre gemacht

und fleißig gelernt habt. Trifft mich aber eine feindliche Kugel, so betet für mich, wenn Ihr es hört. Wollt Ihr . . .?"

Ein lautes Schluchzen rang sich aus sechs Dutzend Kinderkehlen; nur ein paar der Buben machten sich stark und sagten leise: „Ja, ja, Herr Lehrer!"

„Und nun," fuhr der junge Schulmann fort, „wollen wir zum Abschied ein Vaterlandslied singen. Ihr selbst sollt es auswählen. Welches Lied meint Ihr wohl . . .?"

Verlegenes Schweigen malte sich auf den Gesichtern. Einige der Mädchen weinten. Nur der Klassenoberste, ein zartes, blasses Knabengesicht mit großen, klugen Augen, in die der Lehrer Reinhardt so oft in froher Hoffnung geblickt, richtete sich empor.

„Nun, Franz? . . ."

„Treue Liebe . . ., Herr Lehrer," sagte der Knabe mit zuckenden Lippen.

„Schön. Also . . ." Und der Lehrer griff zur Geige, die ihm zur Hand stand, und mit weichem Bogenstrich intonierte er die Weise, die jetzt, erst zaghaft und schwach, dann aber kräftig durch das helle Schulzimmer klang:

„Treue Liebe — bis zum Grabe
Schwör' ich Dir — mit Herz und Hand . . ."

Und weiter sangen die Buben und Mädel:

„Nicht in Worten nur, in Liedern
Sei mein Herz zum Dank bereit, —
Mit dem Tod will ich's erwidern:
Dir in Not und Kampf und Streit . . ."

Und dann klappte der Geigenkasten wieder zu und all' die Kinder, Jungen und Mädchen, traten in Reihen vor dem Pulte an und gaben ihm zum Abschied die Hand. Tapfer hielt er sich und biß fest die Zähne aufeinander, wenn ihn die Rührung übermannen wollte. Jedem Kinde, das da mit nassem Auge hinausging, sagte er ein liebes Wort.

Zuletzt war er ganz allein in dem sonnigen Raum. Noch einmal umfing ein zärtlicher Blick all' die bilderbehangenen Wände, die Wandkarte und die schwarze Schultafel, auf der das Wort: „Völkerkrieg" ihm wie höhnend entgegengrinste . . . Dann machte er sich stark und ging hinaus, während ihm im Ohr noch immer die Worte klangen:

„Nicht in Worten nur, in Liedern
Sei mein Herz zum Dank bereit . . ."

Ja, ja, — jetzt war die Stunde der Tat gekommen; sie sollte den jungen Lehrer bereit finden zum Kampf für die teure, geliebte Heimat, — für das große, herrliche Vaterland.

2.

Seit jenem Mobilmachungstage, der auch aus dem einsamen Walddörfen Adelsborn die tapferen Männer und Jünglinge zu blutigem Kampf auf ferner Walstatt gerufen hatte, waren Wochen und Monaten verflossen.

Hinter dem hohen Pult, vor dem aufmerksam lauschenden Dutzend Buben und Mädel, saß ein gebeugter, häufig hüstelnder Greis, von dem die Not des Vaterlandes forderte, daß er aus dem friedvollen Ruheasyl noch einmal zu langgewohnter Tätigkeit zurückkehrte.

Nicht ungern saß er da. Die alte Luft an seinem Beruf erwachte allmählich wieder in der Seele des greisen Emeritus, wenn er sah, mit welch' fiebernden Interesse die Jugend auf den Pulsschlag dieser großen, heiligen Zeit lauschte. Wie blitzten da die Augen der Knaben, wenn er von den schweren Kämpfen im Osten und Westen erzählte, in denen unsere Truppen immer wieder den Sieg an die deutschen Fahnen hefteten, und von all' den schweren Treffen, die sowohl hoch in der Luft, wie draußen auf stürmischen Meeren zu Ehren des deutschen Vaterlandes ausgefochten wurden.

Hin und wieder gab es wahre Festtage in dem weißgetünchten, hellerleuchteten Schulzimmer. Das war jedesmal der Fall, wenn Lehrer Reinhardt seinen „lieben Kindern" durch den alten Herrn Grüße sandte, und die Bitte ihr Versprechen nicht zu vergessen und im Gebete an ihn zu denken. Da ließen sie nicht locker, bis der greise Lehrer ihnen den Inhalt jedes Briefes mit all' den Erlebnissen „ihres" Lehrers haarklein berichtet hatte. Und das gab dann wieder Anlaß, die

ganze Kriegslage vor den lauschenden Schülern auseianderzusetzen; die Einnahme von Lüttich, die Eroberung Brüssels, den Fall von Namur und Antwerpen, die Kämpfe in den Vogesen und um Paris, die Siege von Tannenburg und die Befreiung Ostpreußens von dem Joch der wilden Kosaken, — all' das und vieles andere mußte der Lehrergreis immer wieder so ausführlich wie möglich beschreiben.

Dann hörten die Buben und Mädel die Kanonen der Schlachtfelder dröhnen, besonders die dicke Brummerkanone, die die stärksten Festungsmauern in Stücke schoß. Sie sahen im Geiste die Infanterie mit blitzenden Bajonetten im Sturmangriff — sie hörten den Donner auffahrender und abprotzender Geschütze — der Boden erzitterte unter den Hufen der dahinbrausenden Kavallerieschwadronen und hoch aus den Lüften, wo die kühnen Flieger und die todesmutigen Luftschiffer ihre Bahnen zogen, sausten die feurigen Bomben herab, um Tod und Verderben in die Reihen der Feinde zu säen . . .

Welch eine Lust war es, jetzt den Kindern Geschichte und Geographie vorzutragen. Die glorreichen Monate des Krieges von 1870 und 1871, die zur Wiedererrichtung des deutschen Kaiserreiches führten, prägten sich in diesen Unterrichtsstunden mit doppelter Schärfe in das Gedächtnis der Wißbegierigen ein; und die Landkarten, besonders in jenen Gebieten, in denen sich das blutige Ringen der Völker Europas abspielte, wurden mit einem Eifer studiert, wie nie zuvor. Die Zeit machte aus dem kleinsten Buben einen Moltke und selbst in die Bänke der Mädchen, wo wochenlang mit fleißigen Stricknadeln für warme Hand- und Fußbekleidung der Krieger gewirkt wurde, zog die Bismarcksche Diplomatenkunst ein. Gab es doch nicht wenige unter den Flachskopfköpfchen, die sich — angeregt durch die Gespräche daheim und in der Schule — allen Ernstes um die neuen Grenzen des deutschen Reiches Sorge machten. Da sollte ein Teil von Französisch-Lothringen, das ganze Königreich Belgien mit all' seinen Kolonien, das alte Polen und Livland, sogar die ganze Kapkolonie, soweit sie sich zwischen Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Südwestafrika ausdehnte, den Deutschen als Siegespreis gehören. Und keine dieser Diplomatenstimmen schreckte vor dem Gedanken zurück, daß das Gebiet der Geographie durch all' diese kühnen Erwerbungen vergrößert und der Lernstoff für ihr kleines Gedächtnis vermehrt werden müßte, wenn es tatsächlich so käme, wie sie sich das im Geiste so ausmalten . . .

So stand Klemens Reinhardt, der da draußen in Frankreichs Gefilden all' die Strapazen des furchtbaren Krieges mit durchkostete, — all' die männermordenden Schlachten, Hunger und Durst, Kälte und Hitze, die Anstrengungen tagelanger Gewaltmärsche und die Gefahren einsamer Patrouillen im feindlichen Land, — doch noch durch seine flüchtigen Briefe und Karten in geistigem Verkehr mit seinen lieben Kindern in der trauten Heimat, die so weit entfernt lag von all' den Greueln und Siegestaten.

Dann aber blieben lange, lange Zeit die Nachrichten aus und der alte Schollmann hatte Mühe, die sechs Dutzend ungeduldiger Kinderherzen zu beruhigen. Eines Tages aber drangen die ersten dunklen Gerüchte ins Dorf. Das Regiment, in dem die Väter und Brüder der Adelsborner Schuljugend kämpften, hatte schwere Opfer bringen müssen. Schon standen in den Verlustlisten der Zeitungen heimatliche Namen. Wie ein Alp legte es sich da auf manches bisher so sorglose Kindergemüt. Und wenn hin und wieder eins der Mädel oder der vollwangigen Buben mit blassen Gesichtern und rotgeweinten Augen in die Schule kam, so wußten alle seinen Schmerz um den toten oder verwundeten Angehörigen zu ehren.

— — — — — — — — — — — — — —

Wieder war ein lerneifriger Schulvormittag zu Ende gegangen und wieder saßen die Kinder über ihre Bücher gebeugt, während der Hüter ihres Fleißes in trüben Sinnen hinter dem Katheder saß und heimlich nach einem Briefe griff, den er leise in seiner Brusttasche knistern fühlte. Ach, es war so hart für ihn, den alten, väterlichen Schulmann, das schmerzvolle zu offenbaren,

das ihm dieser Brief mitgeilt hatte. Wie sollte er die rechten Worte finden, das Furchtbare zu berichten, — und andere, die weichen Seelen zu trösten . . .

Die Glocke läutete und die Köpfe flogen unruhig empor. Und langsam stieg der Greis vom Pulte herab.

„Kinder!" begann er.

Jetzt schauten die Knaben und Mädel auf. Und als sie die schmerzbewegten Züge des Lehrers sahen, da ging es wie ein ahnendes Verstehen, wie ein schmerzliches Erschrecken durch ihre Reihen. Besonders Franz, der Klassenoberste, sah zu dem greisen Schulmann mit starrem, angsterfüllten Blick empor, daß der erschrack und stammelnd nach Worte suchte. Dann zog er hilflos den Brief aus der Tasche und begann noch einmal:

„Ich muß euch betrüben, liebe Kinder. . ."

Weiter kam er nicht. Ein einziger Aufschrei ging durch die Klasse und schluchzend riefen die Mädchen: „Unser Lehrer ist tot . . ."

„Ja, ja, — er ist tot, — er ist gefallen als Held", bestätigte Lehrer Schollmann.

Eine Weile war es ganz unmöglich für ihn, weiter zu sprechen. Erst mußten sich die Schüler und Schülerinnen beruhigen. Endlich aber faßten sie sich und trockneten die brennenden Augen.

Und der Greis begann von einem großen Siege zu sprechen, der die Reihen des Feindes durchbrach und die Flut unserer glorreich vorstürmenden Kolonnen lavinengleich vorangehen ließ. Unter den Opfern aber, die mit ihrem Blute dem Vaterlande diesen Ehrentag erkauften, sei auch der liebe Lehrer Reinhardt gewesen . . .

Lange noch sprach der weißhäuptige Emeritus und das anfängliche Erschrecken wich, um einem leidvollen Verstehen zu weichen. . . Das also war der Krieg: das Liebste und Teuerste, das man auf Erden besaß, riß er einem hinweg. Die einen, die Helden da draußen, die geben freudig und kühn ihr rotes Herzblut hin; die anderen aber daheim, die mußten dem Vatelande den Schmerz opfern, das Leid um die geliebten Toten, die rinnenden Tränen . . .

Der Greis schwieg. Und langsam schlich sich eins der Kinder nach dem anderen hinaus . . .

Nur Franz Rudhardt, der Klassenoberste, saß noch da, den Kopf auf den Arm gebeugt und schluchzte manchmal leise und stöhnend auf. Und während er, der Liebling und Vertraute seines Lehrers, machtlos dem ersten, tiefen Schmerz um seinen Tod nachgab, kam ihm auch jene Abschiedsstunde ins Gedächtnis zurück, — und jenes Lied, das er selbst vorgeschlagen hatte. Durch seine Erinnerung wehte es dahin mit dem vertrauten Klang und Wort:

„Nicht in Worten nur, in Liedern
Sei mein Herz zum Dank bereit . . ."

Das also war der Tod, — sich selbst mit Blut und Leben darzubringen! Alles hinzugeben, alles zu opfern, den liebgewordenen Beruf, die hoffnungsfrohe Schar der Jugend . . . alles, um das Vaterland zu retten : . .

Still saß der Knabe da und achtete des alten Mannes nicht, der, nachdem er ihn vergebens zu trösten versucht hatte, selbst hinausging, um den harten Gang zu machen: die Braut des Gefallenen zu trösten und die Eltern, die noch ahnungslos waren, vorzubereiten auf den Heldentod ihres einzigen Sohnes, der hinausgezogen war in heißer Vaterlandsliebe, — einer treuen Liebe bis zum Grabe in fremdem, blutgetränktem Feindesland . . . Die brennenden Augen ins Weite gerichtet, sah der Knabe im Geiste die edle Gestalt Klemens Reinhardts vor sich, — er sah ihn mit durchschossener Brust, mit brechendem Auge . . . Ein tiefes Erschauern ging durch den zarten Körper des Knaben.

Dann aber sprang er auf, seine Augen gewannen den alten Glanz zurück und seine schmächtige Gestalt dehnte sich. Von seinen Lippen aber kam es leise, wie ein Schwur: „Nie, niemals werde ich Deiner vergessen, — ich werde Dir nachfolgen, — in Deinem Beruf, in deiner Gesinnung! Schade, daß ich noch nicht groß genug bin, Deinen Tod zu rächen. Aber . . . das gelobe ich: Kommt auch für mich die Stunde, so soll es auch mein Wort sein: Treue Liebe bis zum Grabe — schwör' ich Dir, mein Vaterland . . ."

Martin Marty, O. S. B.,

Erster Abt von St. Meinrad, erster Apostolischer Vikar des Territoriums Dakota, Bischof von Sioux Falls und St. Cloud, Apostel der Sioux-Indianer.

13)

Zu welch heroischen Opfern die apostolische Liebe zu seinen wilden Pfleglingen unsern Indianermissionär befähigte, geht auch aus folgenden Zeilen hervor, die wir einem, nach dem Tode des Bischofs geschriebenen Briefe des hochwürdigen Pater Pius Böhm, O. S. B., seines langjährigen Mitarbeiters in den Indianermissionen, entnehmen:

„Bischof Martin", so schreibt Pater Pius, „war der beste Freund, den die Indianer je gehabt haben und je haben werden. Wenn ihm die Wahl frei stand zwischen einem Blaßgesicht und einem Indianer, so ging er ohne Fehl zu dem Indianer und überließ das Blaßgesicht sich selbst. Dies war der Fall nicht allein so lange er Bischof von Sioux Falls war, sondern auch später noch, nachdem er dem jetzigen Inhaber des Bischofssitzes den Platz eingeräumt hatte. Jedes Jahr ohne Ausnahme feierte er das heilige Fronleichnamsfest bei uns mit allem nur möglichen Glanze, und als ich ihm einst im Scherze sagte, daß viele sich fern hielten, sagte er: „Die werden sich nächstes Jahr einstellen". Und er war kein schlechter Prophet. Einst wollte ein erzürnter Indianer ihn schlagen; Professor Giese wollte den Indianer angreifen und an Gewaltätigkeiten verhindern, allein der Bischof sagte ganz ruhig: „Lassen Sie ihn, ich werde schon mit ihm fertig werden." Und in der Tat beruhigte sich der Indianer bei seinen milden, herablassenden Worten vollständig.

Als es von der Regierung verboten war, die Reservation zu betreten, machte er seinen Weg von Niobrara über den Fluß über Eis und Schnee. Einen Kaffekessel um den Hals gehängt, einige Lebensmittel in der Satteltasche, brachte er einst drei Tage und Nächte auf einer Reise nach Standing Rock zu, wobei er auf dem Schnee schlief und sich sein spärliches Mahl selbst bereitete. Die Tränen, die die Kälte ihm auspreßte, gefroren auf seinen Wangen zu Eis, dabei hatte er zu seinem Schutze nur eine wollene Decke. Dies war das einzigemal, daß er zu mir von seinen Beschwernissen sprach. Niemals war er müßig. Kaum hatte er sein „Buggy" verlassen, so holte er sein Schreibzeug herbei und besorgte seinen ausgedehnten Briefwechsel. Mehr als einmal spendete er sechs Kranken die heiligen Sakramente an einem Tage. Da er selbst von brennendem Eifer für die Indianermission erfüllt war, konnte ihm niemand eine größere Freude machen, als wenn er sagte, er wünsche Indianermissionär zu werden. Mit dem Tode des Bischofs Martin verloren die Indianer ihren besten Freund und ihre größte und festeste Stütze."

*

Sobald der strenge Winter von 1882 auf 1883 einer milderen Jahreszeit weichen mußte, und es wieder möglich wurde, ohne Lebensgefahr die Prärie zu bereisen, hielt es den seeleneifrigen Bischof nicht länger in seinem ärmlichen Winterquartier. Er verließ seine lieben Indianer in Standing Rock, um seine große Rundreise durch sein Apostolisches Vikariat fortzusetzen und zu vollenden. Im Herbste des Jahres 1883 brachte er diese mühsame Aufgabe zu einem glücklichen Ende. Die Frucht dieser Visitationsreise war ein herrlicher Hirtenbrief, den er noch im selben Jahre an die weiße Bevölkerung seines Vikariats richtete und in welchem er tröstet und zum Anschluß an das Leben der Kirche, das nichts anderes ist, als das fortgesetzte Leben Christi, ermahnt und zur Erziehlung dieses Zweckes, in Ermangelung eines feierlichen liturgischen Gottesdienstes, den die Verhältnisse noch nicht erlaubten, den heiligen Rosenkranz empfiehlt. — Wir lassen den Hirtenbrief hier folgen, doch müssen wir zum vollen Verständnis desselben einige Bemerkungen vorausschicken.

Im Jahre 1880 gab es in Dakota geordnete katholische Gemeinden unter der Leitung von Weltpriestern, die unter der Jurisdiktion des Bischofs von St. Paul standen, nur in Yankton, Jefferson, Sioux Falls, Bon Homme, Fargo,

Jamestown, Bismarck und vielleicht noch eine oder andere mehr. Gegen das Ende der siebziger Jahre hatte die Regierung fast alle östlich vom Missourifluß gelegenen Ländereien der weißen Einwanderung geöffnet. Die Indianer in der südlichen Hälfte des Territoriums wurden den Reservationen Yankton, Crow Bird und Sisseton zugeteilt. Ansiedler kamen in großer Anzahl aus den östlichen Staaten und errichteten ihre Heimstäten, indem sie darauf sahen, sich nicht allzu weit von den wenigen Eisenbahnen zu entfernen, welche die Verbindung mit den Märkten herstellten. Unter unsäglichen Mühseligkeiten und Entbehrungen begannen sie das Land urbar zu machen, mit Frucht zu bestellen, und mit Bäumen zu bepflanzen. Mehrere Jahre brachten vollständige Mißernten, in denen die Feldfrüchte durch anhaltende Dürre ganz vernichtet wurden. Als man dann eben anfing, mit einigem Erfolge gegen die Armut zu kämpfen, kam eine andere Geißel. Heuschrecken erschienen in solcher Menge, daß sie in ihrem Fluge die Sonne verfinsterten. Was grün war an den jungen Bäumen und auf den Feldern, wurde von diesen gefräßigen Unholden mit Stumpf und Stiel verzehrt. Hunderte von Ansiedlern sahen sich gezwungen, die Gegend zu verlassen und nach dem Osten zurückzukehren, um nicht Hungers zu sterben. Als Bischof Marty diesen seinen Hirtenbrief schrieb, war die größte Not bereits überstanden und die Ansiedler fingen an, sich eines bescheidenen Wohlstandes zu erfreuen. Mit Berücksichtigung dieser Umstände schreibt der Hochwürdigste Herr Bischof wie folgt:

An die Gläubigen des Apostolischen Vikariats von Dakota Heil und Segen.

Leo XIII. hat in den ersten Jahren seines Pontifikates vor mehr als vier Jahren das Vikariat des Territoriums Dakota geschaffen. Seither habe ich als Stellvertreter Seiner Heiligkeit fast alle eure Ansiedelungen besucht und eure persönliche Bekanntschaft gemacht. Mein Herz fühlt mit euch, meine inniggeliebten Brüder, denn ihr habt im Osten bessere und bequemere Heimstätten, und die meisten von euch auch bessere Gelegenheit und Anregung zur Ausübung eurer heiligen Religion, verlassen. Allein ihr ertraget gerne alle diese Beschwerden im Hinblick auf die Gewinne und Vorteile, die euch für eure gegenwärtigen Entbehrungen und Mühen reichlich entschädigen werden. Euch zu lehren, wie diese Hoffnungen sicher verwirklicht werden können, nicht allein in zeitlichen, sondern auch in geistigen Dingen, das ist der Zweck dieses Briefes.

Heute in drei Wochen werden wir in ein neues Kirchenjahr eintreten, in eine neue Reihenfolge jener Fast- und Festtage, jener heiligen Tage und Zeiten, welche die jährliche Erneuerung des Lebens unseres göttlichen Erlösers, seiner gebenedeiten Mutter in der Gemeinschaft der Heiligen darstellen. Von Jesus, dem Haupte der Kirche ergießt sich ein göttliches und zugleich menschliches, ein ewiges und zeitliches Leben über alle Mitglieder der triumphierenden Kirche im Himmel, der leidenden Kirche im Fegfeuer und der streitenden Kirche auf Erden. Die lebendigen Wasser dieser Quelle reinigen, erquicken und beseligen die unsterblichen Seelen, die Blätter dieses Lebensbaumes heilen und seine Früchte nähren die Völker der Erde (Geheime Offenbarung Kap. 22.). Wir haben ein Anrecht auf diese Gnaden und Segnungen; wir alle wünschen, dieses übernatürliche Leben und seine Früchte an uns zu erfahren und zu genießen. Zu diesem Ende haben wir bereits zweiundachtzig Kirchen gebaut und unterhalten fünfundvierzig Priester, um in unserer Mitte die heiligen Geheimnisse zu feiern, und die vom Geiste Gottes angeordneten heiligen Gebräuche und Zeremonien zu vollziehen. Aber es leben in Dakota noch viele Katholiken, die nur sehr selten Gelegenheit finden, das Haus Gottes zu besuchen, und in den meisten dieser Gotteshäuser können nur die allerwesentlichsten Teile der heiligen Liturgie verrichtet werden. Und selbst dort, wo überflüssige Mittel zu Gebote stehen, dürfen wir keine bessere Lage der Dinge erwarten, so lange wir keine katholischen Schulen haben für die liturgische Erziehung eines katholischen Volkes. Bis dahin ist es um so notwendiger, daß

die heiligen Zeiten und Feste des Kirchenjahres in unsern eigenen Häusern gefeiert und daß seine Belehrungen und Gnaden an unserm eigenen Familienherd uns dargeboten werden. Nur wenn Christi Name und sein Lob alle Tage ertönt, wenn seine Worte und Beispiele im häuslichen Verkehre wiederholt werden, wenn Gott angebetet wird und seine heilige Mutter und seine Heiligen in unsern Häusern angerufen werden, wenn Eltern und Kinder sich als Mitglieder der großen Familie unsers himmlischen Vaters fühlen, wird das innere Leben des Volkes im Einklang stehen mit den geistigen Jahreszeiten der unsichtbaren Welt, in ähnlicher Weise, wie das äußerliche Leben in Übereinstimmung mit den Jahreszeiten der sichtbaren Welt geregelt werden muß.

Alsdann wird der volle Einfluß der Sonne der Gerechtigkeit, dieser Quelle des übernatürlichen Lebens in jeder einzelnen Seele sich offenbaren und in der gesetzmäßigen Folge der Zeiten und Lebensalter jene Blüten und Früchte guter Eigenschaften und Werke sprossen und reifen lassen, welche uns erst zu wahren Christen machen.

Unter den verschiedenen Mitteln, die unsere heilige Mutter die Kirche empfiehlt und anwendet, gibt es eins, das ganz besonders geeignet ist den Einfluß der heiligen Liturgie zu entwickeln und zu stärken und dort, wo diese bedauernswerter Weise nicht besteht, für ihre Abwesenheit Ersatz zu bieten. Leo XIII. hat dasselbe dieses Jahr durch ein Rundschreiben allen Bischöfen und durch diese allen Gläubigen der Welt anempfohlen. Eure Seelsorger haben euch dieses Rundschreiben bereits vor oder am Rosenkranzsonntag vorgelesen und erklärt; sie haben euch so gut sie konnten, geholfen, für euch selbst und für eure verstorbenen Angehörigen und Freunde die Gnaden zu gewinnen, die der Heilige Vater für jenes Fest und für den ganzen Monat Oktober bewilligt hat. Ich möchte nun, meine innig geliebten Brüder, eure Aufmerksamkeit auf die Schlußsätze jenes Schreibens lenken, in welchem unser unfehlbarer Lehrer und Führer den Rosenkranz empfiehlt, und zwar nicht allein als ein Schutz- und Hilfsmittel in zeitlichen und geistigen Nöten, sondern hauptsächlich als ein immerwährendes Heilmittel gegen die Übel unserer Natur, als eine nie versiegende Quelle eines wahren christlichen Lebens, als eine bei aller Einfachheit höchst wirksame Weise, unser Vertrauen auf unsere gebenedeite Mutter und ihren göttlichen Sohn zu stärken und unsere vollkommene Vereinigung mit ihnen vorzubereiten. Leo XIII. erinnert uns an die Tatsache, daß unsere Vorfahren den Rosenkranz aus den Händen Mariens empfangen und im Gehorsam gegen ihren Wunsch allabendlich im Familienkreise gebetet haben, und in unseren Tagen haben wir wiederum den Rosenkranz in ihrer Hand gesehen, als sie den Kindern zu La Salette, zu Lourdes und anderen Orten erschien. Wir müssen zu dieser frommen Gewohnheit zurückkehren, wir müssen dieses unterscheidende Merkmal katholischer Frömmigkeit wieder annehmen und in jeder Familie den Gebrauch einführen, während der Wintermonate jeden Abend fünf Gesetzlein und während der Sommerzeit wenigstens ein Gesetzlein zu beten. An Sonntagen wird der Rosenkranz in der Kirche vor dem Hochamte oder vor der Vesper gebetet werden, und wer dabei nicht zugegen sein kann, soll ihn zu Hause beten. So wird dieses Gebet, wenn es so oft in allen christlichen Häusern auf den Prärien Dakotas ertönt, die bösen Geister der Zwietracht und Gottlosigkeit vertreiben und die Engel der Barmherzigkeit und des Friedens einladen. Der Gruß des Engels, den wir so oft und an so vielen Orten an die Mutter des Fleisch gewordenen Sohnes Gottes richten, wird uns ihrer mütterlichen Fürsorge und ihres Schutzes würdiger machen, er wird uns würdiger machen der Verheißungen Christi, indem er die Früchte des Lebens und Leidens und der Auferstehung Christi in uns vermehrt. Diese Früchte werden uns in noch reichlicherem Maße zuteil werden, wenn wir nach der Vorschrift der Kirche den Rosenkranz in der Weise beten, daß wir die fünfzehn Geheimnisse unserer Erlösung betrachten und so weiße, rote und goldene Rosen aus den heiligsten Herzen Jesu und Mariä in den frucht-

baren Boden unsers eigenen Herzens verpflanzen. Während der Advents- und Weihnachtszeit betrachten wir täglich, während wir die fünf Gesetzlein der „Gegrüßet seist du Maria" beten, die fünf freudenreichen Geheimnisse, welche während dieser Zeit die Gedanken und Gefühle eines jeden wahren Katholiken erfüllen und alle seine Gebete und Handlungen beherrschen. Diese Geheimnisse sind: die Verkündigung, die Heimsuchung, die Geburt zu Bethlehem, die Opferung und Wiederfindung Jesu im Tempel. — Vom Sonntag Septuagesima bis Karsamstag, während der ganzen Fasten- und Passionszeit vertiefen wir uns in die fünf schmerzhaften Geheimnisse, nämlich die Todesangst und den blutigen Schweiß im Garten Gethsemani, die Geißelung, die Dornenkrönung, die Kreuztragung und die Kreuzigung. Von Ostern bis zum Dreifaltigkeitssonntag freuen wir uns der fünf glorreichen Geheimnisse: der Auferstehung und der Himmelfahrt Christi, der Sendung des Heiligen Geistes, der Aufnahme Mariens in den Himmel und der Krönung Marieus als Königin des Himmels. Während der übrigen Zeit des Jahres wiederholen wir die freudenreichen Geheimnisse am Montag und Donnerstag, die schmerzhaften am Dienstag und Freitag und die glorreichen am Mittwoch, Samstag und Sonntag, wenn nicht besondere Feiertage, die uns mehr an das verborgene Leben oder das Leiden oder die Herrlichkeit Jesu und seiner heiligen Mutter erinnern, uns bestimmen, lieber die betreffenden Geheimnisse des Rosenkranzes zu wählen. Mit dem klaren Auge eines von Gott erleuchteten Glaubens sehen wir die drei göttlichen Personen und Maria, die Tochter des Vaters, die Mutter des Sohnes und die Braut des Heiligen Geistes, die Erlösung, die Bekehrung und die Heiligung des Menschengeschlechtes ins Werk setzen; wir machen uns vertraut mit den Szenen von Nazareth und Hebron, von Bethlehem und Jerusalem, unser Geist wird erweitert und belehrt, unser Herz erwärmt und gebessert, auf das Gute hingewendet und gestärkt, und während wir den Weg, den diese Geheimnisse uns weisen, betreten und wandeln, erlangen wir, was sie uns in Aussicht stellen.

Ihr wisset wohl, meine innig geliebten Brüder, wie vollkommen diese drei Arten von Betrachtung mit den drei Teilen des Lebens und Wirkens Christi, wie es in den drei großen Festkreisen des Kirchenjahres entfaltet und fortgesetzt wird, übereinstimmen, und wie während des übrigen Teiles des Jahres die häufige Abwechselung uns befähigt, so durch die Güter dieser Zeitlichkeit hindurch zu gehen, daß wir die ewigen nicht verlieren. Ihr sehet, wie die richtige Übung dieser Andacht einem jeden von uns die Segnungen des Kirchenjahres vermittelt und uns einführt in das volle Verständnis der Werke Gottes; ihr sehet, wie das Rosenkranzgebet bewirkt, daß wir beharrlich mitarbeiten an dem Versöhnungswerke, wodurch Gott fort und fort die Welt mit sich selbst in Christus versöhnt, indem er das Menschengeschlecht von dem Verderben der Sünde heilt und es umgestaltet nach dem vollkommenen Bilde seines eingebornen Sohnes, des Erstgebornen unter vielen Brüdern. Und möge nur niemand fürchten, es fehle ihm an Talent, aus dieser Übung Nutzen zu ziehen, da doch unser Heiland im Gebete zu seinem Vater sprach: „Vater, ich danke dir, daß du dies vor den Gelehrten und Weisen verborgen und den Kleinen geoffenbart hast." Alles, was nötig ist, um die Wissenschaft der Heiligen zu erlernen, ist ein guter Wille. Denen, welche dieses Talent zu erwerben wünschen, möchte ich besonders jene tägliche Vereinigung mit den heiligsten Herzen Jesu und Mariä empfehlen, welche das Gebetsapostolat genannt wird. Sie besteht darin, daß man täglich alle seine Werke nach den Meinungen des heiligsten Herzens Jesu aufopfert, indem man jeden Morgen die allen Christen gemeinschaftlichen Gebete des Vaterunsers und des apostolischen Glaubensbekenntnisses verrichtet und das Schußgebetlein beifügt: „O süßestes Herz Jesu, gib, daß ich stets mehr und mehr dich lieb!"

Auf diese Weise werden wir alle unsere täglichen Werke verdienstlich machen für die Ewigkeit und unsern Teil dazu beitragen, daß der Name Gottes geheiligt werde und sein Reich zu uns

komme in Dakota und anderswo. Jene, welche Gott mit Erfolg gesegnet hat, seit sie hierher gekommen sind, wollen sich an den Wunsch unsers Heiligen Vaters erinnern, den er in seinem, das Jubiläum von 1880 ankündigenden Rundschreiben ausdrückte. Damals wurde der Verein der Glaubensverbreitung für die Erwachsenen und der Kindheit Jesu-Verein für die Kinder in jeder Gemeinde eingeführt. Die hochw. Pfarrer der Gemeinden werden jedes Jahr am Feste des heiligen Franz Xaver eine heilige Messe für die Mitglieder des Vereins der Glaubensverbreitung aufopfern und an demselben Tage oder dem darauffolgenden Sonntag die Listen dieses Vereins nachsehen und das Almosen von 55 Cents von jedem Mitgliede in Empfang nehmen. An einem geeignetem Tage während der Weihnachtsoktav werden sie eine heilige Messe aufopfern für die Kinder, die zum Kindheit Jesu-Verein gehören und deren jährliches Almosen von 15 Cents einsammeln. Ich vertraue, daß nicht allein die, welche bis jetzt bei diesen guten Werken beharrt haben, denselben treu bleiben, sondern daß auch viele, welche nicht zugegen oder nicht fähig waren, jetzt sich und ihre Kinder einschreiben lassen werden. Ich kenne Gemeinden, wo die Eltern ihre Kinder an dem Tage, an dem diese getauft werden, auch in den Kindheit Jesu-Verein einschreiben lassen und sie so unter den besonderen Schutz des Jesukindes stellen.

Nachdem ich nun, meine teuren Brüder, euch diese zwei Wünsche des Heiligen Vaters Leo XIII. erklärt habe, erlaubet mir, nun auch meine eigene Bitte hinzuzufügen. Ich habe 9 Studenten, die sich in dem Provinzialseminar und an anderen Orten auf den heiligen Priesterstand vorbereiten. Bisher habe ich die Kosten für diese aus den Almosen bestritten, welche von der Gesellschaft der Verbreitung des Glaubens für dieses Vikariat bewilligt wurden. Allein diese Gelder sind für die Bekehrung der Heiden bestimmt und müssen fortan dazu verwendet werden, Lehrer und Missionäre für die 30,000 Indianer zu beschaffen, die in diesem Vikariat leben und unablässig um Unterricht im katholischen Glauben flehen. In den Diözesen, aus denen ihr kommt, wurde jährlich die Kollekte für das Seminar aufgenommen, und ich kenne unter euch viele Familienhäupter und nicht wenige alleinstehende Personen, die sehr gut imstande sind, jährlich einen Dollar zu diesem Zwecke beizusteuern. Die hochw. Herren Pfarrer werden daher die Namen und die Gaben für diesen Zweck am ersten und zweiten Sonntag des neuen Jahres entgegen nehmen und an meinem Generalvikar Very Rev. George Willard zu Yankton weiterbefördern.

Daß durch diese und andere gute Werke das neue Kirchenjahr für alle ein Jahr des Heiles, ein Jahr reich an Gütern für Zeit und Ewigkeit werde möge, das ist das tägliche Gebet

Eures treuen Dieners

✠ Martin Marty,
Ap. Vik. von Dakota.

Fort Totten, den 11. Nov. 1883.

Dieser schöne und lehrreiche Hirtenbrief zeigt uns, wie Bischof Marty sich bestrebte, allen alles zu sein; den Weißen ein treuer Führer, Lehrer und Mahner auf dem bereits eingeschlagenem Wege des Heiles, den Indianern die Stimme des Rufenden in der Wüste und der gute Hirt, der dem armen verlorenen Schäflein nachgeht, bis er es findet. In gleicher Liebe umschloß sein großes Herz die Weißen und die Indianer, und wenn er je einen Unterschied machte, so war es gewiß zugunsten des Indianers, weil dieser als der ärmere und verlassenere seiner Hilfe am meisten bedurfte. Forts. folgt.

Wer gute Lesung verbreiten hilft, ist ein Apostel. P. Roh, S. J.

O flücht'ge Dauer aller Menschengunst,
Oft mehr begehrt als Gottes Gnade selber!
Wer seine Hoffnung in die Lüfte baut,
Auf ihren Huldblick, dessen Leben gleicht
Dem trunkenen Matrosen auf dem Mast:
Bei jeder Schwankung ist er in Gefahr,
Hinabzustürzen in der Tiefe Schoß.

Shakespeare, „König Richard III." III, 4.

Das Altarssakrament im Weltkrieg.

Folgende Zeilen sind einem Briefe des Feldgeistlichen Dr. Lorenz Krapp entnommen. Sie sind zwar in der Frauenzeitung „Monika" veröffentlicht worden, wenn wir sie aber hier abdrucken, so geschieht es hauptsächlich zum besten unserer Männer, für welche sie gar wichtige Lehren enthalten und denen wir sie aufs dringendste zur Lesung und Beherzigung empfehlen möchten.

Das Altarssakrament im Weltkrieg! Das ist ein Thema, unerschöpflich, wenn man darüber sprechen will. Nur ein paar schlichte Gedanken sollen es hier sein, wie sie mir auf jenem Wege von der Bergkapelle herab kamen.

Dieser Weltkrieg fordert ungeheure Opfer von jedem einzelnen Soldaten. Oft übermenschliche Opfer. Denken wir an die unermeßlichen Leistungen unserer Heere im Bewegungskrieg in Rußland! Wie eine Woge brausten unsere Heere dahin. Mit Sack und Pack, oft in wütender Kälte, auf grundlosen, aufgeweichten, zerwühlten Straßen, brusttief im Schnee, so marschierten sie 40, ja 64 Kilometer im Tage. Manchem erfroren die Füße, mancher stürzte zusammen und wurde hinter die Front gebracht, — aber die übrigen brausten weiter. Ihr Nachtlager? Ein zerschossenes Gehöft, oder Gottes freier Himmel, unter dem man sich in die Zeltbahn wickelte. Und doch: sie hielten aus. Sie schlugen die ungeheuren Schlachten: — die Winterschlacht in den Masuren, in den Karpathen, am Dunklapaß, am Dunajec, sie nahmen Przemysl wieder und erstürmten Warschau. Keine Strapazen, kein Bild des Grauens hemmte ihren Siegesmarsch.

Oder drüben in Frankreich im Stellungskriege! Da starrt eine eiserne Mauer menschlicher Leiber seit Monaten. Sie sind verschanzt in kalten Schützengräben, über den Köpfen hin und her trommert und heult ihnen Tag und Nacht das Feuer der Kanonen und Haubitzen, der Minenwerfer und Luftbomben, und unter ihnen hindurch gräbt der Feind Stollen, sie in die Luft zu schleudern. Weiß einer, was es heißt: mehr als 100,000 Geschosse an einem Tag verschleuderten die Franzosen bei ihrem mißlungenen Durchbruchsversuch bei Arras auf ein paar Reihen Schützengräben. Das ist eine Hölle auf Erden — und doch: unsere Soldaten hielten aus. Freilich: in ihren Augen sieht man noch oft die Nachwehen solcher grausiger Tage; sie blicken wie Todgeweihte!

In vielen Städten Deutschlands und Österreichs hat man in den letzten Wochen hölzerne Statuen aufgestellt, die der Sorge für die Kriegsnot dienen. Wer 1 Mark, 10 Mark, 100 Mark für die Verwundeten spendet, darf einen eisernen, silbernen oder goldenen Nagel in jene Statuen schlagen, bis die Statuen völlig mit dem Metall der Nägel bedeckt sind. Wahrlich: mit Eisen wappnen, wie diese Statuen, dürfte man sich oft das Herz bei den Bildern schwerer Not, die dieser Weltkrieg bringt.

Und doch: die Truppen halten aus. Sie haben eine Kraft in sich, die stärker ist als die Wucht dieses Grauens. Woher kommt diese Kraft?

Sie kommt vom religiösen und tiefsittlichen Sinn unserer Truppen der vordersten Front. Sie kommt bei unseren katholischen Mannschaften — den Bayern, den Westfalen, Rheinländern, um nur wenige Stämme zu nennen — vor allem vom fleißigen Besuch der heiligen Messe und vom Sakrament des Altars, dessen Lob harte Kriegerfäuste so ergreifend an den Bogen unserer Feldkapelle schrieben. Den Gottesdienst versäumte bisher Sonntags noch keiner meiner Leute. Seht nur, wie sie sich drängen, kein Wort der Predigt zu verlieren,— wie sie daknieen, wenn das weiße, himmlische Brot, von der Priesterhand gehoben, wie ein Stern durch die grüne Wildnis des französischen Urwalds leuchtet, — wie sie vor allem daknieen am Tisch des Herrn. Sie brauchen Kraft, sie brauchen das „Mark der Männer"; und dies himmlische Brot gibt ihnen diese Kraft.

Eine Heldin des Leidens.

Im Allerseelenmonate des eben verflossenen Jahres hat in München eine stille Dulderin ihre Augen für diese Welt geschlossen, die mit Recht den Ehrentitel einer Heldin des Leidens verdient. Es ist die, auch den Lesern der Paradiesesfrüchte unter dem Namen „Tante Emmy" bekannte Frau Emmy Giehrl.

Zweiundfünfzig Jahre war sie an das Krankenbett gefesselt, sie starb im Alter von 78 Jahren. Und dies mehr als ein halbes Jahrhundert dauernde Krankenlager ist eine Quelle segensreicher Tätigkeit geworden. Sie selbst hat es uns oft gesagt in ihren Büchern und Liedern, und hat auch die geheimnisvolle Kraft genannt, die ihr den Mut und die Stärke verlieh, dies unaussprechliche Leid zu ertragen. Es war der Trost des Glaubens, die Ergebung in den Willen Gottes, der häufige Empfang der heiligen Kommunion.

Am 13 Mai 1913 konnte sie ein Jubiläum einzig in seiner Art begehen: Fünfzig Jahre Krankenlager!* Ein halbes Jahrhundert hat sie die Märtyrerkrone des Leidens und Schmerzes getragen in demütiger Ergebenheit. Königinnen, Fürsten, Hoch und Niedrig, Reich und Arm kamen an ihr Lager. Oftmals war sie schon totgesagt, und mehr als einmal wurde ihr die Sterbekerze angezündet. Vor vier Jahren bereits sprach der päpstliche Nuntius, der jetzige Kardinal Frühwirt über sie die Sterbegebete. Durch ihre vielen herrlichen Jugendschriften wurde sie besonders der Liebling der Kinderwelt. Die Ursache ihres Leidens und Todes war ein unheilbares Rückenmarksleiden, das sie im achten Jahre ihres glücklichen Ehelebens mit dem Bezirksamtsassessor, Rudolf Giehrl, befiel. Wie in einer Art Vorahnung hing sie am Abend ihres Hochzeitstages ihren Brautkranz an das Christusbild auf.

Diese arme Kranke hat einmal jemand, der sie fragte, ob sie nicht doch lieber gesund geblieben und tätig gewesen wäre, die allen Leidenden beherzigenswerte Antwort gegeben: „Jeder Mensch muß da seinen Platz ausfüllen, wohin Gott ihn stellt. Mich hat er ins Bett gelegt, und ich muß still liegen und leiden. So ist das mein Beruf, und in diesem Berufe muß ich mich heiligen."

O wenn doch alle es verstünden, was es Großes, Kostbares, Wertvolles in den Augen Gottes und aller wahrhaft weisen Menschen ist um das Leiden, um das mit Christus vereinigte Leiden! —

„Tante Emmy." †

Der Herbst ist da, die Blätter fallen nieder
Und die Natur hüllt sich in Nebelschleier,
Die Vöglein singen ihre Abschiedslieder,
Es naht der Tag der großen Totenfeier.

Da bringt man eine Dulderin zur Erde,
So groß — wie wenige es wohl gegeben,
Daß dem gequälten Leib die Ruhe werde
Von allem Leid, das er ertrug im Leben.

Wir schau'n bewundernd unsre wackern Helden,
Die ruhmvoll streiten für die höchsten Güter;
Die ihren Mut zum heil'gen Kampfe stählten,
Mag auch ihr Los gar herbe sein und bitter.

Und eine Heldin bist auch du gewesen,
An deren Bahre heut so viele weinen;
O könntest du aus diesen Tränen lesen,
Wie viele du einst zähltest zu den Deinen.

Wie stark und groß war deine Heldenseele;
Nun fand sie heim, vorbei ist alles Leiden;
Es mündete des Lebens dunkle Welle
Im Ozean der sel'gen Himmelsfreuden.

Und die durch Wort und Schrift du einst beglücket,
Steh'n wehmutsvoll an deinem Duldergrabe,
Auf das ihr Auge weinend niederblicket,
Und weih'n dir des Gebetes letzte Gabe.

Nun, „Tante Emmy," — ruh' in Gottes Frieden,
Nun juble auf — nach hartem Leidenswerke.
Der Heldin ward der Siegeskranz beschieden,
Den sie errang in Gottes Kraft und Stärke.

Maria Tischler (In „Notburga".)

Wenn Leiden kommen, kommen sie nicht einzeln, Kundschaften gleich, nein, gleich in hellen Haufen. Shakespeare, „Hamlet" IV, 5.

* In der Augustnummer des Jahres 1913 mögen unsere werten Leser und Leserinnen nachlesen, was wir damals über das Leben und Leiden Tante Emmy's gesagt haben.

Martin Marty, O. S. B.,

Erster Abt von St. Meinrad, erster Apostolischer Vikar des Territoriums Dakota, Bischof von Sioux Falls und St. Cloud, Apostel der Sioux-Indianer.

14)

X.

Missionäre und Missionsschulen.

Zur Zeit, als der berühmte Jesuit Pater De Smet, S. J. den Indianern das Evangelium verkündete, da führten diese meistens noch ein ganz unstätes Nomadenleben. Die Hauptquelle ihres Lebensunterhaltes war die Jagd und gelegentliche Raubzüge gegen feindliche Stämme. Diese Lebensweise bedingte eine fortwährende Veränderung des Wohnplatzes. Pater De Smet mußte sich diesem Wanderleben anbequemen. Er brachte den Winter in St. Louis zu. Mit dem Eintritt der besseren Jahreszeit trat er seine Fahrten zu den Indianern an. Er besuchte Stamm um Stamm, Lager um Lager, unterrichtete, taufte, spendete die heiligen Sakramente und blieb zwei, drei, vier bis sechs Wochen an einem Platze, dann zog er weiter und begann seine Arbeiten anderwärts. So taten auch andere Missionäre in jenen Zeiten.

Als aber unser Indianerapostel seine Arbeit unter den Indianern begann, da war bereits eine große Veränderung in der Lebensweise dieser Wilden eingetreten und machte sich mehr und mehr geltend. Der urwüchsige Sohn der Wildnis war seiner ungebundenen Freiheit, die ihn mit dem Glanze zauberhafter Romantik umgab, beraubt worden. Er mußte sich mit Widerstreben dem ungewohnten Joche der unwiderstehlich vorrückenden Zivilisation beugen. Der Hunger, dieser große Zwingherr, bezähmte auch ihn. Infolge der rasch vorschreitenden Vertilgung des Wildes, besonders des Büffels, lieferte ihm die Jagd nicht mehr das zum Unterhalte des Lebens unumgänglich Notwendige und er hatte es noch nicht gelernt, dem Boden seine Lebensbedürfnisse abzugewinnen. So kam er denn in die allergrößte Not. Um dieser abzuhelfen, oder wenigstens einigermaßen zu steuern, und die Indianer nach und nach an eine seßhafte Lebensweise zu gewöhnen, richtete die Regierung der Vereinigten Staaten die sogenannten Reservationen ein. Unter einer Indianerreservation versteht man eine größere oder kleinere festumschriebene Strecke Landes, die der ausschließlichen Benutzung der Indianer vorbehalten und gesetzlich gegen alle Übergriffe vonseiten der Regierung oder Privatpersonen geschützt ist. Viel Böses hat man den Reservationen nachgesagt, und es läßt sich nicht leugnen, daß viel Mißbrauch damit getrieben worden ist. Allein hierin teilen sie das gemeinsame Los aller menschlichen Einrichtungen.

Der Gedanke, die Indianer in Reservationen zu sammeln, war ohne Zweifel gut und vielverheißend. Unter der Verwaltung ehrlicher und fähiger Beamten hätten sie unsagbar viel Gutes für die armen Indianer bewirken können, wie an dem Beispiele ihrer berühmten Vorbilder, der sogenannten „Reduktionen" der Jesuiten in Paraguai und der „Missionen" der Franziskaner in Californien zu sehen ist. Aber auch unter der Verwaltung gewinnsüchtiger und gewissenloser Politiker barg dieses System immer noch manche Vorteile für die Indianer. Es lehrte diese unstäten Nomaden die ersten Grundsätze eines häuslichen Lebens; es zügelte ihre Neigung zu räuberischen Einfällen in fremdes Gebiet, indem es ihrer Tätigkeit einen festbegrenzten Bezirk vorschrieb; es unterdrückte die blutigen Stammeskämpfe durch die Furcht, welche die militärischen Besatzungen der Forts, die jeden Rufes gewärtig waren, einflößten; es schützte endlich, um andere Vorteile zu übergehen, den Indianer vor dem verderblichen Einflusse weißer Betrüger und Abenteurer.

Es liegt auf der Hand, daß die durch die Einrichtung der Reservationen gänzlich veränderte Lebensweise der Indianer auch eine veränderte Missionierung möglich und notwendig machte. Im Gegensatze zu Pater De Smet konnte Bischof Martin jetzt seinen ständigen Aufenthalt unter den Indianern oder wenigstens in deren unmit-

telbaren Nähe aufschlagen. Er machte es sich zur Aufgabe, unter dem, an feste Wohnsitze sich nach und nach gewöhnenden Volke möglichst viele feste Missionszentren mit Kirche und Schule zu schaffen, von wo aus die Missionäre die Seelsorge ihres Missionsbezirkes versehen konnten.

Unter den ersten Missionären, die vom hochwürdigsten Bischof Martin für diese Arbeit unter den Sioux gewonnen wurden, befindet sich der hochw. Pater Martin Kenel, O. S. B., der über sich selbst und die übrigen Pioniere des Glaubens im Territorium Dakota folgende dankenswerten Angaben macht:

„Im Juli 1884, als ich Assistent an der Marienkirche in Maryville, Mo., 16 Meilen westlich von Conception, und Kaplan am St. Gertrudenkloster war — von wo schon im Jahre 1881 Schwestern in die Indianermission zu Standing Rock gesendet worden waren — schickte mir Bischof Marty durch meinen Obern, den hochwürdigsten Abt Frowin, eine dringende Einladung, in Standing Rock Missionsarbeit zu übernehmen. Da ich aus verschiedenen Gründen dieser Einladung nicht sogleich folgen konnte, kam er selbst den langen Weg von Dakota nach Maryville, um mir persönlich den Ernst der Lage zu erklären und seine Bitte beim Herrn Abt Frowin zu wiederholen.

Im Oktober reisten der hochwürdige Pater Beda Marty, O.S.B., und ich nach Dakota ab. Am ersten November 1884 übernahmen wir die Obsorge über die Schule und Mission von St. Benedikt. Das Arbeitsfeld war ein beschwerliches; eine neue Sprache mußte gelernt werden. Es gab zwar viele getaufte, aber wenige pflichttreue Katholiken. Der Bischof übertrug mir die Mission mit den Worten: „Ich hoffe, daß Martin II. erfolgreich vollenden wird, was Martin I. begonnen hat."

Diese von den hochwürdigen Patres Martin und Beda übernommene Missionsschule hat sich aus jener primitiven Indianerschule entwickelt, über deren Anfänge der hochwürdige Pater Chrysostomus uns schon so interessante Aufschlüsse gegeben hat. In unserer Augustnummer haben wir derselben am Ende des III. Kapitels bereits vorübergehend Erwähnung getan. Die ehrwürdige Mutter Mathilda O. S. B., vom Herz Jesu-Hospital in Yankton schreibt über die weiteren Schicksale dieser Missionsschule wie folgt:

Die Patres aus St. Meinrad (Pater Heinrich Hug und Pater Klaudius Ebner) hatten in St. Benedikt eine Kirche gebaut und daneben ein Blockhaus. In diesem wurde die erste Schule gehalten. Als Lehrerinnen wirkten hier zwei von den vier Benediktinerinnen, welche der hochw'ste Bischof in Ferdinand angeworben hatte. Zwei derselben blieben jedoch in Fort Yates. Von Anfang an ruhte Gottes Segen auf dieser Schule, so daß sie trotz ihres kleinen, erbärmlichen Anfanges, sich bald so sehr erweiterte, daß noch mehr Lehrkräfte nötig wurden. Der hochwürdigste Herr Bischof sprach darum wieder in verschiedenen Klöstern vor. Von St. Joseph in Minnesota wurde ihm die Schwester Franziska Ohlinger geschickt und in Chicago opferte sich bereitwillig die Schwester Antonia Hermann für diesen edlen Zweck. Diese zwei Schwestern langten am 5. August 1880 auf der Indianermission Fort Yates an. Der praktische Blick der guten Schwester Antonia entdeckte sofort, daß beim Indianer, mehr noch als bei andern Menschen, der Weg zum Herzen durch den Magen führt, und sie fing darum alsbald an, Suppe und Brot an die Kinder auszuteilen, um so ihre Scheu vor der Schule zu überwinden.

Im Anfange des Jahres 1881 wandte sich der Apostolische Vikar an das Kloster in Maryville, Mo., um noch mehr Schwestern zu bekommen. Ende Juni desselben Jahres machte er daselbst bei Gelegenheit der Abtweihe des hochwürdigsten Abtes Frowin Conrad von Conception einen persönlichen Besuch und eroberte wieder drei Schwestern, nämlich Jodoka Villiger, Adela Eugster und Gertrud McDermott. Diese Schwestern wurden im Juli vom hochwürdigsten Abt Fintan Mundwiller von St. Meinrad an ihren Bestimmungsort geleitet. Die Jahre 1882 und 1883 brachten wiederum etwas Zuwachs.

Unterdessen war es den Bemühungen des hoch-

würdigsten Bischofs gelungen, die Regierung zu veranlassen, diese Schule als öffentliche Schule zu übernehmen und das Schulgebäude zu erstellen. Dieses geschah im Jahre 1883. Die Schwestern, die bisher hier gewirkt hatten, sollten auch fernerhin als Lehrerinnen an dieser Schule verbleiben. Aber sie waren von nun an Regierungsangestellte und mußten sich als solche viele Regeln und Verordnungen gefallen lassen, die auch — besonders im Anfange — oft störend auf den religiösen Unterricht in der Schule einwirkten. Anderseits wurde es der Leitung der Schule durch die obrigkeitlichen Verordnungen viel leichter gemacht, die Kinder in die Schule zu bringen. Aber auch so waren noch viele Schwierigkeiten zu überwinden, da der Polizist, der jeden Morgen mit einem Wagen herumfuhr, um die Kinder zur Schule zu holen, sie oft in allen möglichen Winkeln und unter Decken zusammensuchen mußte. Später wurde anstatt der Tagesschule eine Kostschule errichtet, was die Sache noch schlimmer machte; denn war es schon schwierig, die Kinder für einen Tag in die Schule zu bringen, so war es noch weit schwieriger, sie ganz dort zu behalten. Sie wußten die Wachsamkeit der Schwester durch allerlei listige Anschläge zu täuschen und sich einzeln oder zu zweien oder dreien aus der Schule wegzustehlen. Sie wurden aber immer wieder eingefangen und zurückgebracht, und als später strengere Gesetze zur Bestrafung der Ausreißer gemacht wurden, hörten diese Unregelmäßigkeiten allmählich ganz auf. Während des Winters des Jahres 1882—83 benützte der hochwürdigste Bischof seinen Aufenthalt in Standing Rock zu regelmäßigen Besuchen dieser Schule.

Als die hochwürdigen Patres, Martin und Beda, wie bereits mitgeteilt, im Oktober 1884 in der Indianermission ankamen, nahmen beide ihren Wohnsitz in St. Benedikt, wo sie sich in die Arbeit in der Weise teilten, daß der hochwürdige Pater Martin als der von Staats wegen angestellte „Superintendent" die Leitung der Schule übernahm, in welcher Eigenschaft er viele Jahre lang segensreich wirkte, während der hochwürdige Pater Beda in weitem Umkreise die Seelsorge für die Erwachsenen versah. Mit treuer Ausdauer verblieb der gute Pater bei dieser schweren Arbeit, bis seine Kräfte erschöpft waren, und er im St. Alexiushospital zu Bismarck, N. Dak., am 26. Mai 1913 nach 29 Jahren schwerer und beständiger Arbeit unter den Sioux von Standing Rock zur ewigen Ruhe abberufen wurde. R. I. P.

Unter der Oberaufsicht des Pater Martin war der Zuwachs in der Schule so groß, daß eine Verteilung der Knaben und Mädchen zwischen Fort Yates und St. Benedikt notwendig wurde. Die größeren Knaben, die auch in der Landwirtschaft unterrichtet wurden, verblieben in der St. Benediktsmission, wo ihnen mehr Land zu Gebote stand. Die Schule in Fort Yates wurde hauptsächlich von den größeren Mädchen besucht, die hier auch für den Haushalt herangebildet wurden.

Seitdem der hochwürdige Pater Martin Kenel im Jahre 1904 sich wegen Kränklichkeit von der Leitung der Schule zurückziehen mußte, wurden auch die Schwestern abberufen und an verschiedenen Orten angestellt. Die Schule in St. Benedikt wurde Lehrern aus dem Laienstande anvertraut.

Die hauptsächlichsten Mitarbeiter des hochw'sten Bischofs waren in jenen Tagen neben den Genannten die hochw. Patres Chrysostomus Foffa, O.S.B., Hieronymus Hunt, O. S. B., Klaudius Ebner, O. S. B., und Heinrich Hug, O. S. B. Der hochwürdige Pater Hieronymus widmet seine unermüdliche Arbeitskraft immer noch dem Wohle der Sioux in der Devil's Lake Reservation (Fort Totten), wo er nun, nach einem kurzen Aufenthalte in Standing Rock, fast 40 Jahre ohne Unterbrechung für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Indianern in Wort und Schrift gewirkt hat. In Wort und Schrift; denn dieser eifrige Seelenhirt begnügt sich nicht damit, seinen Schäflein mündlich die Worte des Lebens zu verkünden, sondern er stellt auch seine gewandte Feder in den Dienst des heiligen Evangeliums. Seine hauptsächlichsten literarischen Arbeiten zum Besten der Indianer sind: 1. Eine religiöse Monatsschrift mit dem Titel "Sina

Sapa Taeyanpaha'' (wörtlich: „Dem Schwarzrock sein Rufer") d. i. „Der katholische Herold." Diese Zeitschrift wird bereits seit neunzehn Jahren in der Dakota- und der englischen Sprache herausgegeben. — 2. Eine biblische Geschichte in der Dakotasprache, die er im Jahre 1897 veröffentlichte. Auch in protestantischen Indianerschulen benützt man diese biblische Geschichte. 3. Ein Katechismus der katholischen Lehre in der Siouxsprache. Diese ausgezeichneten Schriften verrichten unschätzbare Missionsarbeit in den Schulen und Familien der Sioux. Die übrigen drei Patres sind zu ihrem himmlischen Lohne eingegangen. Pater Chrysostomus Foffa starb in seinem Mutterkloster Einsiedeln in der Schweiz am 2. Juni 1899, Pater Klaudius Ebner starb als Pfarrer von Sabaria, einer vom Kloster St. Meinrad, abhängigen Gemeinde in Perry County, Ind., am 7. November 1904. Pater Heinrich Hug starb in der Abtei St. Meinrad am 24. April 1901. Von ihrem segensreichen Wirken legen die Pfarrregister von Nord- und Süd-Dakota beredtes Zeugnis ab. Ihr Andenken steht bei Indianern und Weißen in dankbarer Erinnerung.

Besonders lebhaft ist noch die Erinnerung an den hochwürdigen Pater Chrysostomus bei den weißen Ansiedlern entlang den Missourifluß von Bismarck in Norddakota bis Pierre, der Hauptstadt von Süddakota. Man spricht noch oft mit Bewunderung über seine hünenhafte Gestalt und Körperkraft, über seine volltönende Baßstimme und seinen glücklichen Humor verbunden mit seiner gewinnenden Freundlichkeit und Leutseligkeit. Von diesem liebenswürdigen Missionär liegt uns noch ein Brief vor, in welchem er seinem Obern, dem hochwürdigsten Herrn Abt Basilius Oberholzer in Einsiedeln, Bericht erstattet über eine Missionsreise, die er in der ersten Zeit seiner Missionstätigkeit unternahm, und der manche interessante Mitteilung enthält. Der Brief, der auch auf die Arbeiten der übrigen Missionäre einen Schluß gestatten dürfte, lautet:

Bismarck, den 9. Mai 1879.

Hochwürden und Gnaden,

Innigst geliebter, teuerster Herr und Vater!

Das heutige Datum erinnert mich an jenen schönen Tag, an welchem Ihre Gnaden durch bischöfliche Hände zum 51sten Abte unsers ehrwürStiftes benediziert wurden. Es ist zugleich auch mein 49ster Geburtstag und der Namenstag unseres lieben Paters Beat, welchen ich recht herzlich zu grüßen bitte. Auch nahet bald mit dem Feste des heiligen Basilius Ihr hohes Namensfest, welchem ich mich, obwohl sehr weit entfernt, mit innigster Freude entgegen sehne. Auf beide Anlässe bitte ich Ihre Gnaden meine herzlichsten Glückwünsche entgegenzunehmen.

Wo in der Welt ich Ihr Namensfest feiern werde, weiß nur der liebe Gott. Wenn ich an demselben das Glück haben werde, die heilige Messe zu lesen, so will ich dieselbe für Sie aufopfern. Heute mußten Sie die heilige Messe mit unserm lieben Bischof Kaspar Willi selig teilen.

An Ihrem Benediktionstage befinde ich mich also wieder zu Hause, und zwar zurückgekehrt von einer Missionsreise nach Fort Buford und Fort Stevenson, an welch ersterem Platze sich der Generalstab des 6ten U. S. Infanterie-Regimentes befindet, bei welchem sich sehr viele katholische Soldaten befinden. Ich wurde dort vom Oberstleutnant Houston, welcher in der Abwesenheit des Generals Hazen den Posten kommandiert, sehr artig empfangen. Auch der Feldkaplan der Truppen, welcher ein Presbyterianer ist, behandelte mich wie ein wahrer Gentleman. In religiöser Beziehung konnte ich diesesmal nicht viel ausrichten; dennoch heilte ich eine unerlaubte gemischte Ehe, nahm einen Protestanten in die katholische Kirche auf und bereitete einen anderen und die ganze Familie des ersteren zur Ablegung des Glaubensbekenntnisses bei Gelegenheit meines nächsten Besuches vor, kopulierte drei Paare, taufte 6 Kinder, hörte mehrere Beichten teilte 25 heilige Kommunionen aus. Hätte ich in Fort Buford über Sonntag sein können,

so wäre der Erfolg meiner Mission ein viel günstigerer gewesen. Allein der Dampfer Rose Bud hatte fast auf dem ganzen Wege mit Gegenwind und Aprilstürmen zu kämpfen, und so kamen wir in Fort Buford gerade um einen Tag zu spät an. Anstatt Samstag abends langte ich erst am Sonntag abend an Ort und Stelle an, und es war auch schon zu spät, um Anstalten für Abendgottesdienst zu treffen. Wenn man auf einem Militärposten nicht auf den Sonntag ankommt, so kann man in religiöser Beziehung fast nichts ausrichten. Dennoch macht schon das Erscheinen eines katholischen Priesters an einem solchen Orte mitten unter den Indianern einen sehr wohltätigen Eindruck. Dieses Frühjahr waren, wie ich in Fort Buford vernahm, die Indianer ziemlich bösartig. Sie haben oben in diesen Gegenden wohl etwa 12 weiße Männer ermordet und skalpiert. Der Besuch eines katholischen Priesters in einer Garnison mitten unter den Wilden ist für die armen Katholiken, welche in der Armee dienen müssen, ein sprechender Beweis, daß die katholische Kirche wirklich eine Mutter ist, welche dem Beispiele ihres göttlichen Meisters und Stifters folgend, die 99 in der Wüste dieser Welt verläßt und hingeht, um das 100ste verlorene Schäflein zu suchen. Der Missionär wird von den armen Katholiken in der Armee wie ein ihnen von Gott gesandter Engel empfangen und aufgenommen und selbst auf Protestanten macht sein Erscheinen einen tiefen Eindruck und disponiert sie zur Konversion zu der allein wahren Kirche, welche allein Priester hat, die sich solchen Strapazen und Entbehrungen unterziehen. Es geschieht daher hierzulande sehr häufig, daß Offiziere von höchstem Range die katholische Religion annehmen. Solche Beispiele unter meinen Augen in diesem Militärdepartemente von Dakota sind z. B. General Stanley, General Sturgis, Colonel Otis, Major Tilford, Captain Jackson, Colonel Gibson und andere, und fast alle immer mit ihren ganzen Familien.

Nebst dem was schon die Erscheinung des Priesters in solchen wilden und öden Gegenden tut, hat er denn doch im ungünstigsten Falle noch immer Gelegenheit, viel Gutes zu tun. Schon auf dem Schiffe kommt er in Berührung mit vielen, die Gott fast ganz vergessen haben. Es entgeht den armen Leuten nicht, daß der Priester zu bestimmten Stunden des Tages irgend einen entlegenen Winkel des Schiffes aufsucht und dort sein Brevier und seinen Rosenkranz betet, und während andere Leute z. B. Karten spielen oder singen und scherzen, sucht der Priester wiederum irgend ein Plätzchen auf und liest oder schreibt oder meditiert, und die Leute werden dadurch zu solcher Ehrfurcht gegen seinen heiligen Stand erfüllt, daß sie sich in Acht nehmen, z. B. in seiner Gegenwart nicht zu fluchen und überhaupt nicht zu stören. Zeigt sich dann der Priester in Stunden der Erholung diesen armen Leuten auch nur ein wenig leutselig und heiter, so wissen selbst die rohesten Menschen seine Menschenfreundlichkeit und Herablassung zu schätzen. Einzelne nehmen ihn beiseite, klagen ihm ihre Not, fragen ihn um Rat und tragen ihm ihre Zweifel vor und bieten dem Priester einen zur Aufnahme des göttlichen Samens empfänglichen Boden dar. Am meisten mußte ich mich in dieser Beziehung über die Neger verwundern, welche als Matrosen und Bedienstete angestellt waren. Einer kam zu mir und sagte mir, er sei auch katholisch und führte mich zu seiner Frau, die als Wäscherin auf dem Dampfer angestellt ist. Obwohl ich für meine Fahrt auf dem Schiffe keinen Cent bezahlte, bediente er mich doch wie einen Lord. Und so behandelten mich auch alle übrigen Neger mit einer Ehrfurcht und Dienstfertigkeit, daß sich alle darüber erstaunen mußten. Diese armen Leute waren früher Sklaven in den Südstaaten und die Kirche konnte deshalb nicht viel für sie tun. Nachdem sie aber durch den sogenannten Emanzipations- oder Unionskrieg frei geworden sind, fängt die Kirche an, sich ihrer anzunehmen, namentlich durch den Peter Claver-Verein, welcher sich nun in Amerika in der schönsten Blüte befindet. —

Sie fragen mich nun: „Gibt es auch noch Indianer in dieser Gegend zwischen Bismarck und

Buford?" Antwort: „Ja, und zwar in großer Menge, und es tat mir sehr leid, daß ich für diesesmal, und überhaupt jetzt noch, nur so wenig zu tun imstande war. Ich konnte mich ihnen nur vorstellen und erklären, wer ich sei. Ich gab dem einen und dem andern ein kleines Geschenk und suchte die Erinnerung an die Besuche von früheren Missionären bei ihnen aufzufrischen, um auf diese Weise in Zukunft besser mit ihnen anknüpfen zu können. Das war alles, was ich diesesmal zu tun imstande war.

In der Nähe von Buford traf ich den Stamm der Gros-Ventres. Was mich bei diesem Stamme am meisten freute, war, daß sie ihre Zelte noch aus Tierfellen verfertigten, wie es die Indianer im Urzustande taten. Die Gros-Ventres sind starke, stämmige Leute. Ihre Männer sind noch stärker als die Sioux und, wie ich vernehme, auch ebenso tapfer. Sie sprechen eine ganz eigene Sprache, welche mit der Sprache der Sioux oder Dakotas gar keine Ähnlichkeit hat; aber dennoch verstehen und sprechen alle die Siouxsprache so daß ich in dieser mit ihnen verkehren konnte. Sie sehen alle sehr wild aus, sind aber gutmütig und erinnern sich noch an Pater De Smet.

Ungefähr 75 Meilen südlich von Buford fuhr ich durch ein Lager von Assiniboines. Ich konnte mich aber bei ihnen gar nicht aufhalten. Wie ich aber seither durch einen Jesuiten vernahm, welcher mich, während ich diesen Brief schreibe, besucht, verstehen auch diese Indianer die Sprache der Sioux, ja ihre Sprache ist sogar der Sprache der Sioux sehr ähnlich.

Am dritten und vierten Tage meiner Landreise fuhr ich durch verlassene Dörfer des einst mächtigen Stammes der Mandans. Dieser Stamm wurde aber vor ungefähr 25 Jahren durch die schwarzen Blattern bis auf 14 Familien exterminiert (vertilgt). Die Überreste dieses Stammes fand ich in der Nähe von Fort Berthold zusammenlebend mit dem Stamme der Crees. Wie ich in Fort Berthold vernahm, hat sich der Stamm der Mandans seit jener Zeit wieder stark vermehrt und sie wollen sich mit andern Stämmen nicht vermischen. Die Pest der schwarzen Blattern muß gräßlich unter diesen armen Wilden gehaust haben. Der Schrecken, welchen sie unter dem Stamme zurückgelassen hat, ist geradezu unbeschreiblich. Viele von ihnen sprangen, sobald sie von der Krankheit befallen wurden, in den Fluß; zwar nicht in der Absicht, sich zu ertränken — denn ich habe noch keinen einzigen Fall von Selbstmord unter den Wilden angetroffen, wie es unter ihnen auch keine Atheisten gibt, sondern nur in der Absicht, sich abzukühlen. Dabei ertranken aber alle, weil sie zu schwach waren, um aus dem Fluße wieder herauszuschwimmen. Um endlich der Plage los zu werden, nahmen sie zu einem ganz eigentümlichen Mittel ihre Zuflucht. Alles, was sich noch auf den Beinen bewegen konnte, verließ das Dorf und floh in die Prärie hinaus. Wer von der Krankheit befallen wurde, blieb liegen; die Übrigen flohen weiter. Und so flohen sie nach dem Osten, bis keine Spur der Krankheit mehr unter ihnen zu finden war. Von dem ganzen mächtigen Stamme waren nur 14 Familien übrig geblieben. Die Krankheit ward natürlich durch die Weißen unter ihnen eingeschleppt und zwar gibt es verschiedene Berichte darüber, weil ich aber selbst über die Sache nicht im Klaren bin, so will ich sie lieber dahin gestellt sein lassen. Auch die Mandans verstehen die Sprache der Sioux.

Den allerekelhaftesten Stamm von Indianern traf ich in der Nähe von Fort Berthold; es ist der Stamm der Crees. Schon seit dem Jahre 1812 kam dieser Stamm mit Weißen, z. B. Soldaten, Pelzhändlern, Matrosen und dergleichen in Berührung. Dadurch ist der Stamm moralisch und physisch ganz heruntergekommen und stirbt schnell aus. Ich fuhr auf meiner letzten Reise durch einen ihrer Begräbnisplätze und war entsetzt, die Menge der frischen Leichen auf ihren Schaffotten wahrzunehmen (sie versorgen ihre Toten gerade wie die Sioux, d. i. sie trocknen sie in der Luft auf einem Leichengerüste aus) . . . Ich hielt mich nur drei Stunden in Fort Berthold auf und unterhielt mich ungefähr eine Stunde lang mit dem ersten Häuptling der Nation in der Siouxsprache, welche er ganz geläufig sprach. Er

war mit dem protestantischen Prädikanten nicht zufrieden usw. usw. . .

Während ich diesen Brief schreibe, habe ich einen Besuch von meinem nächsten Nachbarn im Nordwesten ungefähr 150 Meilen von hier. Sein Name ist Pater Grassi. Er ist ein Jesuit aus Piemont (Italien) gebürtig, wirkt jetzt bereits 19 Jahre unter den Indianern, ist fast so groß und feist wie ich. Wir sprachen bald italienisch, bald englisch mit einander und obgleich wir beide müde waren, schwätzten wir doch bis 12 Uhr in der Nacht. Die Hauptsache, welche wir mit einander ausmachten, war die Festsetzung der Grenzen unserer Missionsbezirke, d. i. welche Indianerstämme wollen die Jesuiten und welche die Benediktiner übernehmen. Pater Grassi ist ein prächtiger und ganz apostolischer Mann. Er versprach, mich nach einem Jahre wieder zu besuchen.

Ich muß nun mein Schreiben, welches ich unter so vielen Zerstreuungen und Störungen so weit zu Ende gebracht habe, schließen. Aus dem 9. Mai ist nun bereits der 10. geworden, und da ich morgen zweimal in englischer Sprache predigen muß, so muß ich nun bald daran denken, was ich meinen guten Bismarckianern sagen will.

Indem ich meine herzlichsten Glückwünsche auf Ihren Benediktionstag und auf Ihren Namenstag wiederhole, empfehle ich mich Ihrem väterlichem Wohlwollen und frommen Gebete und zeichne mich als

Euer Hochwürden und Gnaden
dankschuldiger geistlicher Sohn
P. Johannes Chrysostomus Foffa, O.S.B.

Der beste und wirksamste Missionär unserer Tage ist eine gute katholische Zeitschrift. Wo dieser Missionär fehlt da leidet die Religion und gehen Seelen zu Grunde.

Wir bauen Kirchen, wir verschönern Altäre, wir geben Almosen, aber heutzutage ist es eine ebenso wichtige Sache, katholische Zeitungen zu unterstützen.

Belohnte Treue.

Im „Männerapostolat" erzählt ein Seelsorger: Am 27. April 1915 starb zu Sigmaringen im Landesspital ein junger Soldat aus Köln. Erst wenige Tage vorher hatte man ihn mit schwerer Wunde aus dem Argonnenwalde ins Lazarett gebracht. Nun lag er da, fern der Heimat, dem Tode nahe.

„Ruft mir den Priester!" hatte er gleich bei seiner Ankunft den Schwestern im Lazarett gesagt. Als der Priester kam, bat ihn der Schwerverwundete, ihm doch gleich die heilige Kommunion zu bringen. „Auch die heilige Ölung, denn ich fühle, daß ich sterben muß."—„Gut, dann wollen wir zuvor miteinander die Beichte in Ordnung bringen," meinte der Lazarettgeistliche. — „Nein, das ist nicht nötig. Ich habe zuletzt vor fünf Wochen gebeichtet. Da hatten wir Gelegenheit im Schützengraben, seitdem ist nichts von Sünde geschehen. — Sagen Sie es auch, bitte, meiner Mutter, wenn sie kommt: ich sei rein gestorben, den Heiland im Herzen, es wird sie trösten in ihrem Leid."

Danach bat er noch um ein neues Skapulier, um ein fünffaches, wie er es von Kindheit an zu Ehren der Muttergottes getragen. Das alte hatte er beim Sturm und bei seiner Verwundung verloren.

An demselben Morgen, wo er zum letztenmale die heilige Wegzehrung empfing, ist er gestorben: ein Stoßgebetlein der Liebe auf der Zunge, den Heiland im Herzen.

Das war ein junger Mann, der, wie im Strudel der Großstadt, so auch in der Kaserne und im Felde seine Tugend und Reinheit bewahrte. Kein Wunder, hatte er doch ehedem der Eucharistischen Abteilung des Jugendvereins seiner Pfarrei angehört. Wie die andern fand auch er sich täglich beim Allerheiligsten zur Besuchung und Anbetung ein. Später gehörte er dem Männerapostolate an. Niemals hat er die Generalkommunion am ersten Sonntag des Monats versäumt. Im Tode hat ihm der Heiland die Treue, die er im Leben geübt, durch seine trostvolle Heimsuchung gelohnt.

Ave Maria.

Noch ist's nicht so lange her, da konnte man Tag für Tag in der kleinen Kirche des Kurortes H. zu früher Morgenstunde einen stattlichen, alten Herrn an der Kommunionbank erblicken, dessen Gang und Haltung unschwer den ehemaligen Offizier erkennen ließen.

Ein junger Geistlicher, der sich auch zum Kurgebrauch in H. aufhielt und über dies so seltene Schauspiel ebenso sehr erbaut als erstaunt war, suchte und fand Gelegenheit, zu diesem Herrn in ein freundliches Verhältnis zu treten. Und als nun beide eines Tages auf einsamen Waldpfaden Ruhe und Erholung suchten, da begann der alte Herr, seinem priesterlichem Freunde die Geschichte seines Lebens zu erzählen — eines Lebens voller Fehltritte und Verirrungen,— aber auch eines Lebens, dem Marias Mutterliebe das Siegel ihrer nie versiegenden Barmherzigkeit aufgedrückt.

Hervorgegangen aus dem Schoß einer tiefreligiösen Familie, war unser Major in seinen Knabenjahren Zögling des bischöflichen Konviktes seiner Heimatdiözese gewesen und hatte als solcher eine in jeder Beziehung musterhafte Erziehung genossen. Auch nachdem er das Konvikt verlassen und die Studentenmütze mit der strammen Uniform eines Kadetten vertauscht hatte, blieb er anfangs seinen frommen Gewohnheiten treu, und weder das Gespött seiner Kameraden noch die geringschätzigen Blicke und Bemerkungen seiner Vorgesetzten konnten ihn abhalten, sich alle sechs Wochen dem Tische des Herrn zu nahen. Doch einen Fehler hatte unser Kadett, den er sich nicht recht abgewöhnen wollte. In dem Wahne befangen, ein tüchtiger Offizier müsse auf dem Kasernenhof auch im Wettern und Fluchen seinen Mann stellen können, hatte er sich dieser üblen Gewohnheit so anheimgegeben, daß nichts imstande war, ihn davon abzubringen. Da er nun sich schon drei- oder viermal in der heiligen Beichte über diesen Fehler angeklagt und trotz der ernsten und eindringlichen Ermahnung des Beichtvaters sich nicht bessern wollte, verweigerte ihm dieser die sakramentale Lossprechung. Da ergriff Zorn und Trotz den leicht erregbaren jungen Mann, und er verschwor sich hoch und teuer, nie mehr einem Beichtvater unter die Augen zu kommen. Und traurigerweise hielt er sein Wort durch dreißig lange Jahre.

Jahre schwanden dahin. Aus dem Kadetten war ein Offizier geworden, ein Major bei der Schutztruppe. Von Tatendrang und Abendteuerlust getrieben, hatte er es nicht länger ausgehalten im Staube der Kasernenhöfe; mit Gewalt zog es ihn hinaus in Kampf und Schlachtengetümmel, auf das Feld der Ehre und des Ruhmes. Und was er gesucht, er hatte es gefunden: aus manchem hartem Strauß mit den Söhnen der Urwälder war er siegreich hervorgegangen, er wurde Hauptmann, Major, — manch Sternlein blitzte auf seiner mutigen Brust; — doch eines, was er im Jugendtaumel mit leichtem Sinn von sich geworfen, er hat's nimmer gefunden, nicht im Gewühl der Schlacht, nicht unter dem funkelnden Himmel der stillen Tropennacht — den süßen, heiligen Frieden seiner Kinderzeit. Ja, schnell war's bergab gegangen, seitdem er nicht mehr im Richterstuhle der Buße sich Kraft und Stärke geholt zum schweren Lebenskampfe. Mit Kleinem fing es an, — und jetzt? Es schauderte ihn. Er hatte geglaubt, auf den Pfaden lockender Lust das Glück zu erjagen; — wenn er wähnte, es zu umfangen, es nimmer seinen Händen entrinnen zu lassen, da zerrann es vor seinen Augen wie ein eitel Luftgebilde. Er lechzte nach Ruhe, nach Frieden, nach Glück — und er fand es nicht. Vielleicht, daß ihm im Lande seiner goldenen Kindheitstage ein heller Born erneuten, ach so lang vermißten Glückes sich erschließe!

Und heimwärts schiffte er, und mit ihm eine Heidin — er nannte sie seine Frau. Doch auch in der Heimat lächelte ihm nicht das Glück. Eine schwere Krankheit warf ihn nieder aufs harte Schmerzenslager. Schmerz in den Gliedern, Verzweiflung im Herzen, zerfallen mit Gott und sich selbst, so lag er in dumpfer Ohnmacht im Hospital. Unglücklich, tief unglücklich war er, was sollte er noch leben? Hinaus aus dieser elenden

Welt! gellte es in seinen Ohren. Die abgemagerte Hand ergreift den Revolver, — er fürchtet sich nicht vor dem Tod, er, der so oft dem Feinde todesmutig ins Auge geblickt — er drückt ihn an die Schläfe — doch nein, eh' er hinüber geht zum ewigen Schlaf, will er noch einmal etwas beten, wie er es so oft und gern getan in den Tagen entschwundener Unschuld. Und abgebrochen kommt es über seine bleichen Lippen:

„Gegrüßet seist du, Maria —" doch da, o Gott, wie wird's ihm? Die Mordwaffe entfällt seinen zitternden Händen, ein nie geahnter bitterer und doch süßer Schmerz durchschauert seine Seele, Tränen entquellen seinen Augen, nicht der Verzweiflung, nein, Tränen heißer Reue und aufrichtiger Zerknirschung. Der Strahl der göttlichen Gnade war herniedergefahren wie ein gewaltiger Blitz und hatte die höllische Kette zerschmolzen, die seine Seele angeschmiedet hielt am Felsen des Verderbens. Und als der Himmelsquell der heiligen Beichte reinigend und heiligend die gequälte Seele durchflutet, da wurde es licht und lichter, und Himmelswonne durchströmte sein armes Herz, und Friede ward in ihm, süßer Friede, ganz so wie einst zur trauten Jugendzeit. Jene aber, die ihm im Schiffbruch als rettender Stern erschienen, sie blieb auch fernerhin die Leuchte und das hellstrahlende Licht seines Lebensweges. Maria schenkte ihrem Schützlinge nicht allein die Gesundheit des Leibes wieder, nein, sie löschte auch aus in seinem Innern die furchtbare Glut der heißen, ungezügelten Leidenschaft, die ihm Leib und Seele zu verzehren drohte. O, wie liebte er aber auch deswegen Maria, seine Mutter! Für sie tat er alles. Um ihr zu gefallen, nahte er sich vom Tage seiner Bekehrung an alle acht Tage dem Tische des Herrn. Als aber unser nunmehr verstorbene Heilige Vater die Gläubigen aller Sprachen und Zonen so eindringlich zum göttlichen Liebesmahl eingeladen, da eilte auch er voll freudiger Begeisterung herbei, um alltäglich Labung und Stärke zu schöpfen aus jener himmlischen Quelle, die uns die allerreinste Jungfrau erschlossen hat.

Aber nicht zufrieden, für sich allein Glück und Frieden gefunden zu haben, wollte unser wackerer Offizier, nun Apostel Mariens, ein Apostel des heiligsten Sakramentes sein. Und darum ruhte und rastete er nicht, bis er auch seine Gattin am Mutterherzen der heiligen Kirche geborgen wußte; und als auch in ihr Herz der Funke der eucharistischen Gottesliebe fiel, und auch sie alltäglich dem Herzen Jesu ein liebliches Zelt bereitete, da strömte sein Herz über von Dank und Jubel, und Freudentränen füllten seine Augen.

Wie edel und einfach, und doch wie so groß und erhaben das ganze Leben und Streben dieses alten Soldaten nach seiner Bekehrung war, das beleuchtet so recht folgende kleine Begebenheit.

Eines Tages drückte ein Pater dem Herrn Major seine Verwunderung darüber aus, daß er ihn wohl täglich am Tische des Herrn, tagsüber aber nie in der Kirche erblicke. Auf die überraschte Antwort des Offiziers: „Das kenne ich nicht," erwiderte der Priester kurz entschlossen: „Nun Herr Major, dann gehen Sie einmal zum Buchhändler und fragen an, ob er noch die Besuchungen des heiligen Alfons vorrätig habe." Sogleich entfernte sich der alte Herr, um kurze Zeit darauf freudestrahlend mit zwei Büchlein — für sich und seine Gattin — wiederzukehren; es waren die letzten, die sich beim Buchhändler vorfanden. Der Geistliche erklärte kurz die Bedeutung und den Zweck der Besuchungen des Allerheiligsten, und verwundert schüttelte der alte Haudegen sein graues Haupt, indem er ausrief: „Wie schön! wie schön! O, daß ich doch nicht schon früher daran gedacht habe, wie es so geziemend ist, dem göttlichen Heiland über Tag einen Gegenbesuch zu machen, wenn er des Morgens mein armes Herz heimgesucht hat!" Und von jetzt an konnte man auch tagsüber den alten Herrn öfters in der Kirche sehen, wie er mit Andacht und Innigkeit an der Hand des goldenen Büchleins dem Gebet oblag.

Und dieses Leben, mein lieber Leser, so edel, so rein, so ganz durchdrungen von glühender Liebe zu Gott und seiner reinsten Mutter, es war die Frucht eines einzigen „Ave Maria." Denn was ich erzählt habe, es ist kein Phantasiegebilde,

sondern, ich versichere es dir, die reinste lauterste Wahrheit.

O, was muß es doch Großes um das so schlichte Gebet des englischen Grußes sein!

Ein Redemptoristenpater.

Eine Tat die verewigt zu werden verdient, wie Vater Hudson sagt.

In einer editoriellen Notiz vom 13. November 1915 schreibt der Dekan der amerikanischen Publizisten im „Ave Maria" Folgendes:

„Ein Fall katholischer Nächstenliebe, der verewigt zu werden verdient, wurde letzte Woche durch St. Louiser Zeitungen bekannt. Sie berichteten, daß ein katholisches Mädchen aus dem Arbeiterstande das ganze Vermächtnis ihrer verstorbenen Eltern im Betrage von $600.00 der St. Petrus Claver-Sodalität vermacht hatte. Ihrem Wunsche gemäß wurde ihr Name nicht veröffentlicht. Jedoch gab der Direktor der Sodalität bekannt, daß dieselbe junge Dame schon früher regelmäßig monatlich $5.00 der Sodalität beisteuerte und ihr im Juli d. J. eine Extragabe von $25.00 zum Loskauf eines Sklaven in Afrika überwies. Wenn wir die Notwendigkeiten des Lebens in Betracht ziehen, von Luxus und Bequemlichkeiten ganz abgesehen, sind diese Akte selbstloser Nächstenliebe der betreffenden jungen Dame, welche für ihren Lebensunterhalt ganz auf sich selbst angewiesen ist, ein glänzendes Ehrenzeugnis echter katholischer Glaubensgesinnung in unserer materialistischen Zeit. Möge Gott diese junge Dame segnen und sie belohnen tausendfach und möge ihr Beispiel Nachahmer finden!"

Die St. Petrus Claver-Sodalität ist eine neue Missionsvereinigung und einzig in ihrer Art, deren Zweck es ist, die 160,000,000 Seelen von von Afrika aus der Sklaverei zu befreien und für das Christentum zu gewinnen. Das Hauptquartier der Sodalität für Amerika befindet sich im Fullerton-Gebäude, St. Louis, Mo.

Der Mut wächst immer mit dem Herzen, und das Herz wächst mit jeder guten Tat.

Ad. Kolping, „Walter".

Was eine christliche Mutter vermag!

Gar mannigfach sind die Versuchungen, denen das menschliche Herz ausgesetzt ist. Wo können, wo sollen wir in Kummer, Trübsal und Leid Ruhe finden? Ach, es ist des Elendes so viel auf Erden, und dort, wo Reichtum und Genußsucht wohnen, drücken oft nicht geringere Lasten als in den Hütten den Armen, weil die Leidenschaften, die aus dem üppigen Leben des beständigen Genießens entstehen, mit größerer Gewalt den Menschen in den Abgrund reißen als die Entbehrungen der Dürftigen. Es gibt nur einen festen Anhaltspunkt für das arme, sturmbedrohte Menschenherz und der ist: der ewig treue, starke Gott. Mit ihm verbunden, ist selbst der Ärmste nicht verlassen. Ein rührendes Beispiel hievon erzählt der „Messenger of the Sacred Heart."

Ein braver Mann flüchtete sich einst bei stürmischem Wetter in die dürftige Wohnung einer alten Witwe, die sich mühsam durch die Arbeit ihrer Hände ernährte. Sie war einfach und herzensfromm. Sie hieß den Bekannten willkommen und bot ihm den einzigen Sessel an, der sich im Zimmer befand. — Ehe wir sie sprechen lassen, wollen wir ihre Charaktereigenschaften erwähnen. Trotzdem, daß sie äußerst arm war, war sie doch immer heiteren Sinnes, voll Gottvertrauen und voll Nächstenliebe. Obschon sie nichts zu geben hatte, erwies sie doch allen Liebesdienste. Dies wußte man und deshalb war sie selten allein. Sogar die Kinder kamen in Menge zu der guten Alten, und wer sie kannte, liebte sie. Befragt, ob sie wegen ihrer Armut nicht betrübt sei, antwortete sie lächelnd: „Immer habe ich den Tag, der mir beschieden, in kindlicher Zuversicht auf die Hilfe Gottes bauend, durchlebt, dem Herrn gedankt für alles, ohne mich durch trübe Gedanken über die ungewisse Zukunft zu beängstigen. Manchmal kam es vor, daß ich abends keinen Bissen Brot hatte, um mich zu stärken, dann legte ich mich zu Bette und dankte dem Herrn für das arme Lager, auf dem ich ausruhen konnte."

Der Besucher war, wie gesagt, während eines stürmischen Wetters gekommen, um da Schutz zu suchen. Nancy, so nannte man die gute Greisin, sagte ihm: „Ach, der heutige Sturm, das Heulen des Windes, das Klirren der Fenster, alles erinnert mich an einen unvergeßlichen Abend. Sie haben vielleicht einmal von meinem unglücklichen Sohne Danny gehört. Er war ein so gutes Kind gewesen; allein als er nicht mehr bei mir war, geriet der Junge in schlechte Gesellschaft, lernte das Trinken, und mit der Trunksucht kehrten alle Laster in seine Seele ein. Tag und Nacht betete ich für ihn und hoffte stets mit unerschütterlicher Zuversicht, daß er noch zu Gott und mir zurückkehren werde. Sechs Jahre vergingen so. Eines Abends, es war ein gewaltiger Sturm, gerade wie der heutige, trat ein junger Mann bei mir ein. Sein Angesicht war ganz verstört und wer war es? Ich erkannte ihn trotz des Ausdruckes wilder Roheit und des Stempels des Todes, der ihm aufgedrückt war; denn seine Züge sagten mir, daß er gefährlich krank sei.

Ich begrüßte ihn als den verlorenen, wiedergekehrten Sohn, besorgte ihm ein Lager und verpflegte ihn, so gut ich konnte.

Er hatte die Liebe für mich bewahrt, kehrte aber nur von der äußersten Not getrieben, in so tiefem Elende zu mir zurück. Er durchlebte mehrere Wochen, ohne daß ich ihn direkt um seine religiöse Gesinnung befragte; denn so viel war mir ersichtlich, daß Gott allein vermöge, ihn zu sich zu führen. Mein Beten wurde immer inbrünstiger um seine Rettung. Tag und Nacht opferte ich mich für ihn. Endlich, da ich fürchten mußte, daß sein Ende immer näher käme, wagte ich es, an ihn die Frage zu stellen, ob er nicht einen Priester wünsche? Er verneinte es entschieden mit der Bemerkung, daß er keine Verzeihung mehr finden könne. Kürzlich habe er seinem Leben selbst ein Ende machen wollen, jedoch sei es ihm nicht gelungen. Darauf sei er zu mir zurückgekehrt.

Im Herzen zu Gott flehend, benützte ich den Augenblick, ihn auf ein Bild des guten Hirten, das an der Wand hing, aufmerksam zu machen.

„Erinnerst du dich," sagte ich ihm, „wie du als kleiner Knabe so großes Wohlgefallen an diesem Bilde fandest, wie du mich um die Bedeutung desselben befragtest und dein Herz der Liebe zu Jesus öffnetest, als ich dir sagte, wie der gute Hirt das verlorene Schäflein gesucht und es mit unnennbarer Liebe in den Schafstall zurückgetragen hat? Siehe, mein lieber Danny, auch du bist dem guten Hirten entflohen, er hat auf dich gewartet, dich gesucht und dich mir wieder gebracht. Nicht nur das hat er für dich getan, sondern damit du gerettet würdest, hat er für dich so Unaussprechliches gelitten, hat sein Blut für dich vergossen unter tausend Schmerzen und ist für dich am Kreuze gestorben. Wie könntest du glauben, daß er dich nicht aufnehmen wolle in seinen Schafstall, dir verzeihen und deine Seele retten werde?"

Darauf sagte ich nichts mehr, überließ den unglücklichen, verlorenen Sohn dem Eindrucke der Gnade und entfernte mich. O, wie ich betete um Gnade und Erbarmen für mein armes Kind!

Zu meinem Troste bemerkte ich später, daß mein Sohn öfters zum Bilde aufblickte und die Lippen in leisem Gebete bewegte. So verging die darauffolgende Nacht. Und am folgenden Tage sollte mein unerschütterliches Hoffen auf Gottes Liebe und Barmherzigkeit, mein jahrelanges Beten bei Tag und bei Nacht sich in Trost und Freude verwandeln.

Danny verlangte einen Priester. In tiefer Reue bekannte er seine Sünden und in bußfertiger Gesinnung schied er nach Empfang der heiligen Sakramente aus diesem Leben. O Wunder der Gnade!

Er wurde neben dem längst verstorbenen Vater und zwei als Kinder gestorbenen Geschwistern begraben, während mein Herz die Erbarmungen des guten Hirten pries, der nicht den Tod des Sünders will, sondern, daß er sich bekehre und lebe. Seit jener Zeit hat sich mein Vertauen auf den Herrn noch um vieles gesteigert und ich lebe in meiner Armut glücklich an der Vaterhand Gottes."

feuer sitzen lassen.' Überall brach ihr goldener Humor durch und dieser und ihre rastlose Tätigkeit erleichterten ihr Krankenlager. Ihre letzte Arbeit war ein eucharistischer Aufsatz in die ‚Ewige Anbetung', der sie ungemein beglückte und den sie unter vielen Beschwerden zu Ende brachte."

Soweit die treue Pflegerin. Noch ein Brief liegt uns vor, der zu den obigen Mitteilungen wertvolle Ergänzungen bringt, Ergänzungen, die sich teilweise auf die treue Pflegerin selbst beziehen. „Am 14. Oktober", erzählt der Brief, „arbeitete Tante Emmy noch mit Lust und Liebe. Sie schrieb Briefe, ordnete ihre Bildchen und sprach besonders von Babettens Dienstjubiläum, das am folgenden Sonntag stattfinden sollte. 30 Jahre weilte diese an Tante Emmys Krankenbett. Wer öfter in das liebe Krankenzimmer kam, fühlte, was sich die Beiden gegenseitig waren. Schon früher äußerte Tante Emmy wiederholt den Wunsch, dieses Fest noch zu erleben: es müsse ein Jubiläum werden im vollsten Sinne des Wortes. Plötzlich nahm die Kranke unter ihrem Kopfkissen eine goldene Briefhülle hervor und reichte sie der Dienerin mit lieben, herzlichen Worten als Festgabe. Babette weigerte sich: erst am Sonntag, am Tage des Jubiläums, wolle sie es nehmen. Doch Tante Emmy drängte; ‚O, nimm es, Bärbele, wer weiß, was am Sonntag ist!' Und siehe! Am Sonntag, als die Medaillen verteilt wurden, lag Tante Emmy still und stumm im Leichenhaus." Wie sehr sie mit dem Tode vertraut war, wie sie ihm zuvor kam in liebender Hinopferung alles dessen, was ihr wert war, verraten die Worte der Schreiberin; „Sie verfügte über alles, vergaß nicht das Geringste. Oft nach vollbrachtem Tagewerk schaute sie in ihrem Zimmer umher und Babette mußte aufschreiben, wer dies und jenes nach ihrem Tode bekommen sollte." So tragen all die kleinen Erbstücke einen Hauch ihres edlen Herzens an sich. Und wie erfinderisch war dieses Herz für die Kunstgriffe sühnender Liebe, um den über uns entflammten Gotteszorn zu entwaffnen! Wieder lassen wir den Brief der ihr persönlich nahe stehenden Dame sprechen: „Tante Emmy war die erste in Bayern, die ein Kriegsgebet verfaßte. Ihr Grammophon, das ihr so viele genußreiche Stunden brachte, schwieg seit der Mobilmachung ganz. Seit Kriegsanfang betete sie täglich den Rosenkranz mit ausgespannten Armen. Einem Moses gleich ließ sie oft die müden Arme sinken, so daß die Rosenkranzperlen klirrend an ihr Trinkglas stießen. Aber mit aller Kraft hob sie von neuem die Hände empor. Sie hatte immer die feste Hoffnung, daß der Krieg einen guten Ausgang nehmen werde."

So lebte, arbeitete und litt Tante Emmy wie eine Heilige! Ja, gewiß, es wird wenig Leid geben, womit Gott diese Seele nicht an sich gezogen hätte. Die Todesangst, die ihr in den letzten Stunden selbst erspart blieb, hatte sie in dem halben Jahrhundert ihrer schmerzlichen Krankheit öfter als einmal durchzumachen. „O, wie ist es schrecklich zu sterben und Rechenschaft abzulegen für ein langes Leben," sagte sie meist darnach. Nach solchen Stunden schwerer Kämpfe mag sich aus ihrer Seele losgerungen haben, was wir in ihren „Kreuzesblüten" unter dem Titel: „Vor der Himmelstüre" lesen. „Vielleicht", sagt sie dort, „rechnet uns Gottes barmherzige Liebe diese Schrecken einmal ab vom späteren letzten Todeskampfe und macht ihn dann ein wenig leichter." Sie hat sich in der barmherzigen Liebe ihres Gottes nicht verrechnet. Ihr Tod scheint von den früher erfahrenen Schrecken verschont geblieben zu sein. Jetzt hat sich hinter ihr die Türe einer glückseligen Ewigkeit geschlossen; jetzt geht an ihr in Erfüllung, was sie längst gewünscht:

„Ringet nicht mit frommem Beten
Ängstlich mich dem Tode ab,
Laßt vor meinen Gott mich treten,
Gönnet mir ein stilles Grab.

Bin so müde, sterbensmüde,
Ruhte mich so gerne aus!
Rufe mich, o Gottes Güte,
Endlich heim ins Vaterhaus!"

Aus „Kreuzesblüten". Nach Briefen von B. K. und Frau S.

Wer den Himmel will gewinnen,
Muß ein rechter Kämpfer sein.

E. Geibel, „Vorwärts.

Martin Marty, O. S. B.,

Erster Abt von St. Meinrad, erster Apostolischer Vikar des Territoriums Dakota, Bischof von Sioux Falls und St. Cloud, Apostel der Sioux-Indianer.

15)

X.

Missionäre und Missionsschulen.

Eine der ersten Missionsschulen war die von St. Anna in der Nähe von Fort Randall. Sie wurde besucht von den Indianern, welche die Agentur Yankton und deren Nachbarschaft bewohnten. Der hochw. Vater Malo, ein kanadischer Priester und einer der Gründer des katholischen Indianerbüros in Washington, der sich im Jahre 1879 dem hochw'sten Bischof Marty in Yankton angeschlossen hatte, wurde dieser Schule vorgesetzt und baute sich ein kleines Haus bei derselben. Nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es dem Bischof, fünf Schwestern von der Darstellung (Presentation Nuns) aus Irland zu gewinnen. Sobald diese gute Schwestern in Yankton ankamen, brachte er sie zu dieser Mission und eröffnete daselbst eine Kostschule. Das geschah im Jahre 1880. Da die Regierung sich weigerte, diese Schule als Kontraktschule anzuerkennen und Schulgeld für die Kinder zu bewilligen, unterhielt er dieselbe zu jener Zeit aus eigenen Mitteln. Vater Malo, der im Jahre 1882 mit einer Kolonie weißer Ansiedler nach Nord-Dakota zog, und die Mission St. John gründete, wurde durch den hochw. Vater Collins, den der Bischof in einer Diözese des Ostens für seine Missionen angeworben hatte, abgelöst. Dieser eifrige und gute Priester blieb nur kurze Zeit in St. Anne und erhielt bald einen Platz in den Turtle-Bergen. An seine Stelle trat der hochw. Vater Madden, ein Zögling des Missionsseminar Mill Hill in London, England. Da jedoch der Unterhalt der St. Anna Schule sich andauernd schwieriger gestaltete, so wurde sie nach einigen Jahren ganz aufgegeben und die Örtlichkeit katholischen Ansiedlern geöffnet, die dann von Wheeler aus pastoriert wurden.

Grand Forks Nord-Dakota, war im Jahre 1883 bereits eine große und blühende Stadt die von Weißen und Indianern gemeinschaftlich bewohnt wurde, da letztere bei Annäherung der Weißen nicht, wie an so vielen andern Plätzen geschehen ist, fortgezogen waren. Die Indianer bewohnten den Teil der Stadt, der wegen seiner Lage Ost-Grand Forks heißt. Hier in Grand Forks eröffnete Bischof Marty eine Tagschule für Weiße und Indianer und gab sie in die Obsorge der Ursulinen. Größere Knaben und Mädchen erhielten hier Unterricht und wurden am Sonntag zur Kirche in Grand Forks geführt. Der hochwürdige Vater Collins hat sich um diese Schule große Verdienste erworben. Er wurde später zum Pfarrer der katholischen Gemeinde in Grand Forks und zum Dekan des dazu gehörenden Distriktes ernannt. Er starb zu Mandan, Nord-Dakota.

Die ehrwürdige Oberin dieser Schule Mutter M. Stanislaus, hatte die Güte, mir einige Nachrichten über die Vergangenheit derselben zukommen zu lassen, die ich nun hier mitteilen will.

„Der Geist des großen Pioniermissionärs des Nordwestens der Vereinigten Staaten, Erzbischof Taché, O. M. I., von St. Bonifaz, Kanada, schien sich auf unsern heiligmäßigen Bischof Marty niedergelassen zu haben. Im Jahre 1883 eröffnete er die St. Bernards Akademie zu Grand Forks in dem damaligen Territorium Dakota, dem jetzigen Staate Nord-Dakota, und stellte sie unter die Leitung der Ursulinen, indem er ihr dortiges Kloster kanonisch errichtete und ihnen alle Hilfe versprach, die in seiner Macht liege. Er war hocherfreut über den Eifer, mit dem nicht nur die Katholiken, sondern auch viele Andersgläubige von den ihnen dargebotenen erzieherischen Vorteilen Gebrauch machten. Zu damaliger Zeit wohnten noch viele Indianer am Roten Fluß (Red River) in der Nähe von Grand Forks. Unter Beihilfe der Schwestern suchte der seeleneifrige Bischof diese auf, unterrichtete sie und erteilte ihnen die heiligen Sakramente. Oft blieb er stundenlang bei ihnen, indem er ermunternd und belehrend sich mit ihnen unterhielt, so

wie sie es am besten verstanden und am liebsten hörten. Viele von den älteren Kindern waren bereits in den Glaubenswahrheiten unterrichtet, wußten ihre Gebete in französischer Sprache und ihrem Indianer-Idiom. Als der Bischof nachfragte, wer sie so gut unterrichtet habe, fand er zu seiner größten Freude, daß der große Monsignore Taché selbst sein Vorgänger in diesem schönen Teile des Weinberges des Herrn gewesen war. Oft mußten der Herr Pfarrer und die Schwestern staunen über den Eifer, mit welchem dieser gelehrte Bischof das Werk fortsetzte, das der Pionierbischof von St. Bonifaz im Red-River-Tale begonnen hatte.

Die Indianerkinder waren schüchtern und mischten sich nur ungern unter die weißen Kinder in der Schule. Die Schwestern zeigten dies dem Bischof an und baten um die Erlaubnis, für die Indianerkinder eine eigene Schule zu errichten. Dies erlaubte er sofort, und da keine Regierungsgelder zur Verfügung standen, so schickte er ohne Zögern alles, was er von seinem eigenen mageren Einkommen erübrigen konnte, für die Einrichtung und den Unterhalt dieser Schule. Mit diesen Mitteln und mit dem Gelde, das die Schwestern noch dazu aufbringen konnten, wurde ein kleines Haus gemietet, worin die Schule angefangen wurde. Der Bischof schickte mit seiner ersten Gabe einen herrlichen Brief, in welchem er den Schwestern schrieb, wie teuer dieses Werk seinem Herzen sei. Mutter Aloisia Deering, die ihr liebes Vaterland verlassen hatte und in dieses Land gekommen war eigens zu dem Zwecke, um unter den Indianern zu arbeiten, wurde mit der Leitung dieser Schule betraut. Es war ein so bescheidenes Werk, daß außer den Schwestern und den Indianern nur wenige Leute in der Stadt etwas von seinem Dasein wußten. In der Stille aber und ganz allein zur Ehre Gottes wurde viel Gutes getan, und unter Opfern die Gott allein bekannt sind, wurden die Indianerkinder im Glauben unterrichtet und befestigt. In kleinen Gruppen, wie es eben die Umstände erlaubten, nahten sie sich den heiligen Sakramenten. Die Kirche aber besuchten sie gemeinschaftlich und erfreuten des Bischofs Herz durch ihr sittsames Betragen und ihre erbauliche Frömmigkeit.

Oft besuchten die Schwestern die erbärmlichen Hütten auf der Ebene zu beiden Seiten des Flusses, die von den armen Überresten jener stolzen Nation bewohnt wurden, die einst als unumschränkte Meisterin und Herrin hier geschaltet und gewaltet hatte. Den Roten Fluß entlang wurden die Kranken auf den Empfang der heiligen Sakramente vorbereitet, und da die Indianer, die niemals gelernt hatten, für die Zukunft zu sorgen, sich in großer Not befanden, so suchten die Schwestern aus ihren eigenen kargen Vorräten dem Elende, so gut sie konnten, zu steuern. Viele von den ersten weißen Ansiedlern kamen ebenfalls mit jener bewunderungswürdigen Hilfsbereitschaft, die den Vorläufer der Kultur überall auszeichnet, den Notleidenden mit reichen Gaben zuhilfe. Viele Kinder fanden ein Heim im Konvent, wenn ihre eigene Hütte unbewohnbar geworden war.

Beim Vordringen der weißen Zivilisation zogen sich die Indianer zurück. Die Fischerei und Jagd wurden durch das Gesetz eingeschränkt, und der rote Mann verschwand nach und nach und wanderte westwärts. Viele von ihnen schlugen in den Turtle-Bergen, wo die Schwestern der christlichen Barmherzigkeit (Sisters of Mercy) und der große Indianermissionär, Vater Malo, sie unter ihre Obhut nahmen, und die Regierung eine von den genannten Schwestern geleitete Schule unterhielt, ihr Lager auf.

Viele von denen, die an diesem verborgenen und unscheinbaren Werke Anteil hatte, sind dahingeschieden, aber ihre heldenmütige Selbstverleugnung und engelreine Nächstenliebe bleiben für immer ein begeisterndes Beispiel für die, welche so glücklich waren, sie zu kennen.

*

In Yankton besaßen die Schwestern der christlichen Barmherzigkeit (Sisters of Mercy), deren Mutterhaus sich in Omaha befindet, schon vor 1880 eine Akademie oder Kostschule für weiße Schülerinnen. Diese Anstalt stand eine Zeitlang

in hoher Blüte, da sie das einzige Mädchenpensionat des Westens war. Als Bischof Martin als Apostolischer Vikar nach Yankton kam, nahm er Wohnung in dieser Akademie, bis er sich i. J. 1882 in der Nähe auf dem hohen und steilen Ufer des Missouri ein Wohnhaus bauen konnte.

Im Jahre 1884 wurde diese Schule von den Schwestern der Barmherzigkeit aufgegeben, und der Bischof kaufte das Gebäude und wandelte es in eine Schule für Indianerknaben um. Die Zahl der Knaben, die aus verschiedenen Agenturen des südlichen Territoriums hierherkamen, stieg nach und nach auf 75. Der hochwürdige Generalvikar der Diözese, Herr Georg Willard, leitete die Schule mit einem ehrwürdigen irischen Priester, dem hochwürdigen Herrn Wilhelm Kenedy. Als Vater Kenedy nicht lange nachher starb, trat der hochwürdige Vater Vinzenz Wehrle, O.S.B., der jetzige Bischof von Bismarck, an dessen Stelle.

Das Herz des Bischofs hing an dieser Indianerschule. Jede Viertelstunde, die er von seinen Berufsarbeiten erübrigen konnte, brachte er in den Schulräumen zu. Besonders ließ er es sich angelegen sein, die Knaben in der Kirchenmusik zu unterrichten. So oft er Sonntags daheim war, ließ er es sich nicht nehmen, die Orgel zu spielen, während die Knaben mit ihren glockenhellen Stimmen am Morgen das Hochamt und am Nachmittag die Vesper sangen. Die meisten dieser Knaben stehen gegenwärtig im besten Mannesalter und viele von ihnen sind eine Zierde und Ehre für ihre Familien und ihre Kirche.

Diese schöne Schule mußte leider im Jahre 1887 aufgegeben werden, wahrscheinlich weil die Regierung erklärte, dieselbe sei zu weit von den verschiedenen Agenturen entfernt, denen die Schüler angehörten, und es diesen untersagte, sich so weit von ihren Agenturen zu entfernen. Der hochw. Pater Vinzenz wurde an der Missionsschule der Unbefleckten Empfängnis zu Stephan angestellt, wohin ihm einige von den Knaben folgten.

Nun kauften die Benediktinerschwestern, die von Maryville, Mo. aus eine Zweigniederlassung zu Zell in Süd-Dakota errichtet hatten, das Gebäude, und eröffneten darin wieder eine Akademie für junge Damen und zugleich ein Noviziat für ihre neue Niederlassung. Im Jahre 1897 verwandelten sie das Haus in ein Hospital und verlegten das Noviziat nach Vermillion, Süd-Dakota.

Die St. Martins Akademie zu Sturgis, Süd-Dakota. Auch diese ausgezeichnete Erziehungsanstalt für die weibliche Jugend verdankt ihr Bestehen dem hochw'sten Bischof Martin. Über die Entstehung und Wirksamkeit lassen wir der ehrw. Schwester M. Viktoria, einer der Gründerinnen der Schule, das Wort:

„Eine der Pionierschwestern* des St. Martinkonvents bittet um die Erlaubnis, den geehrten Leser mit einem idealen Fleckchen Erde in den fernen „Schwarzen Hügeln" bekannt zu machen. Es handelt sich um Sturgis, ein zwar kleines, aber sehr unternehmendes Städtchen. Dasselbe liegt im Herzen der mit dunklen Fichten bewaldeten Hügel.

Westlich vom Städtchen zieht der „Akademiehügel" zuerst deine Aufmerksamkeit auf sich. Drei große, aus Ziegelsteinen aufgeführte Gebäude und eine schöne Kapelle mit der Front nach Süden begegnen deinem Blick. Dieses liebliche Plätzchen ist das Heim und das Arbeitsfeld der Töchter des heiligen Vaters Benediktus. Die Genossenschaft verdankt ihren Ursprung dem Schweizerischen Kloster Melchtal, welches auf eine Einladung des hochw'sten Bischofs Martin im Jahre 1888 vier Benediktinerinnen unter der Leitung der ehrw. Mutter M. Angela nach Süd-Dakota sandte. Der hochw'ste Bischof empfing sie in Yankton, wo sie ein Jahr lang verweilten, um sich in der Schule des hochw'sten Bischofs mit ihren neuen Pflichten, mit der Landessprache und der Sprache der Sioux sowie mit den Sitten und Gebräuchen ihrer neuen Heimat vertraut zu machen. Nach Ablauf des Lehrjahres führte sie

*) Die Namen dieser Pionierschwestern sind: Ehrw. Mutter M. Angela Arnet, Schw. M. Magdalena Rinner, Schw. M. Viktoria Sidler, Schw. M. Scholastika Boney.

der Bischof in die wildromantische Gegend der „Schwarzen Hügel" (Black Hills). Hier kam die kleine Schar am Morgen des 28. April 1889, eines Sonntags, wohlbehalten an. Klein und äußerst bescheiden war der Anfang unserer Tätigkeit. Eine alte, leerstehende Hütte an der oberen Mainstraße diente als Wohnung. Entbehrungen aller Art waren unser täglicher Anteil. Oftmals wollte uns unsere Bürde zu drückend erscheinen, allein die mütterlichen Ermunterungen unserer teuren Mutter Angela richteten unsern sinkenden Mut immer wieder auf.

In der zweiten Hälfte des Monats Juli 1889 machte der gute Bischof uns seinen ersten Besuch. Mit ihm kam eine Geldunterstützung, die uns zu erneuerter Tätigkeit befähigte und anspornte. Der Bischof betrieb die Errichtung eines Hilfskomitees unter den Einwohnern von Sturgis. Seine eindringlichen Ermahnungen drangen in die Herzen und öffneten die Hände der Geschäftsleute, und bald konnte ein neues Haus errichtet werden.

Der 28. Dezember, das Fest der Unschuldigen Kindlein, war für uns ein Tag der Freude. An diesem Tage verließen wir, ohne eine Träne zu vergießen, unsere bisherige ärmliche Wohnung, um das neue Gebäude zu beziehen. Am 4. Januar 1880 eröffneten wir unsere Schule mit einer ziemlich großen Anzahl Schüler. Seither erfreut sich St. Martin eines steten Wachstums.

Dieser Erfolg war großenteils das Werk unsers hochverehrten Bischofs Marty, der durch seine väterlichen Aufmunterungen und tatkräftigen Unterstützungen sich immer als treuer Führer und Helfer in der Not erwies. Die Monate der Sommerferien in jenen ersten Jahren werden uns unvergeßlich bleiben; denn dann kam der gute Bischof zu seinen, ihm in kindlicher Liebe ergebenen Schwestern, um ihre Herzen durch seine begeisternden Vorträge bei den geistlichen Exerzitien zu neuem Eifer und zu neuer Liebe zu ihrem heiligen Berufe zu erfüllen. Bei diesen Gelegenheiten pflegte er dann einige Wochen in unserer Mitte zu verweilen. Das waren in der Tat glückliche Wochen.

Nie werden wir den 21. August 1896 vergessen, an welchem unser geliebter Vater auf Nimmerwiedersehn von uns Abschied nahm. Bei seiner Abschiedsrede muß er eine Ahnung seines nahenden Endes gehabt haben; denn er sprach, wie nie zuvor. Er ermahnte uns, unserm lieben Herrn Jesus treu zu bleiben, der unsere bescheidenen Arbeiten in St. Martin so sichtbarlich gesegnet habe. „Mein Herz ist mit euch, meine Gebete und mein Segen sind euer, seid gehorsame Kinder eurer guten Mutter Angela." So sprach er, als er uns seinen letzten Segen erteilte, und so schied er von uns auf immer, allein seine freundlichen Worte und seine väterliche Liebe leben fort unter seinen liebenden Kindern."

Am 11. November 1915 konnte die ehrw. Mutter Angela ihr goldenes Profeßjubiläum feiern, und nur vier Tage später, am 15. November, rief Gott sie zu ihrem ewigen Lohne. R.I.P.

Fortsetzung folgt.

Mathias Ortner.

Auf leichtem Rößlein reitet
Zur Feste Luserna hinan
Mathias Ortner, der wackere,
Der biedere Feldkaplan

Nun steht er auf höchster Zinne,
Der Held im Priesterkleid,
Die güldne Monstranze in Händen,
Ihr Schimmer strahlt weit und breit.

Von ihrem Glanze geblendet,
Flieht zurück der Welschen Schar. —
Der Held stellt hin die Monstranze,
Hin auf den Felsenaltar.

Hier bleibe, mein Heiland, hier weile
Und schütze dein Land Tirol,
Sie sollen vom teuren Boden
Nicht haben einen Zoll!" —

Und wie er so kniet und flehet
Vor Gott in Brünsten, da
Erschallt der Tiroler Jubel:
„Heil! Heil! Viktoria!" —

Die Welschen werden nicht brechen
Den lebendigen Wall von Erz,
Denn seine Kraft, seine Feste
Ist des Heilandes heiligstes Herz!

Peter Macholin,
zur Zeit im Felde.

Das reiche und das arme Taufkind.

Der Kardinal Erzbischof von Bordeaux, früher Bischof von Boston, Mass., Herr von Cheverus, vollzog einst in seiner Kathedrale zu Bordeaux die heilige Taufhandlung an dem Kinde eines sehr vornehmen und reichen Mannes. Da gewahrte er in der Kirche eine von einigen Verwandten begleitete arme Frau, die ebenfalls ein neugeborenes Kind auf dem Arme trug und demütig in einer Ecke wartete, bis man auch ihr Kind taufen würde. Der Erzbischof aber trat auf sie zu und sagte freundlich zu ihr und ihrer Begleitung: „Kommet herbei, meine Freunde; auch euer Kind will ich selbst taufen und euerem in so dürftige Windeln gehüllten Kinde dieselbe Ehre erweisen wie diesem Kinde, das mit so reichem Schmuck angetan ist." — Als aber die heilige Handlung vollzogen war, richtete der Erzbischof an die Versammelten folgende herrliche und erhabene Ansprache:

„Diese beiden Kinder sind gleich groß vor Gott, gleich rein in seinen Augen, gleich wert seinem Herzen; beide erwartet dieselbe Glorie in der Ewigkeit; nur daß sie auf verschiedenen Wegen dazu gelangen müssen; das reiche Kind durch die Werke christlicher Liebe, welche seinen darbenden Bruder trösten und aufrichten, das arme Kind durch ein kümmerliches und mühsames Leben, wodurch es den Willen Gottes vollzieht. Der Himmel öffnet sich dem Dulder, weil er gottergeben gelitten, und dem Hilfebietenden, weil er Erbarmen geübt hat. Die Tugend des einen besteht im Edelmute, die Tugend des andern in der Erkenntlichkeit. Und schon heute müssen sie beide die Übung ihrer Pflicht beginnen. Weil aber das arme Kind nicht bitten kann, noch sein Herz schon weiß, was Dankbarkeit ist, so will ich statt seiner sprechen und die Pflicht der Dankbarkeit für alles, was man ihm Gutes bieten wird, auf mich nehmen. Weil aber gleichfalls das reiche Kind geben kann und sein Herz noch nicht die Gefühle des Mitleids und des Erbarmens zu empfinden vermag, so mögen Sie (dabei wandte sich der Kirchenfürst mit freundlich bittender Miene an die zahlreiche Versammlung, die ihn umgab) seine Stelle vertreten, und statt seiner die Werke der Barmherzigkeit und der christlichen Liebe üben. Dieses Almosen ist das schönste Zeichen Ihrer zärtlichen Gesinnung für Ihr Kind, welches Sie ihm zu geben im Stande sind; es heiligt seinen Eintritt in die Welt und fleht auf seine ganze Laufbahn den Segen des Gottes herab, der nicht umsonst „Vater der Armen" genannt wird!"

Nach diesen herzlichen Worten begann der gute Erzbischof eine Sammlung von milden Gaben für das Kind der armen Frau. Und kein einziger war in der großen Zuhörerschaft, welcher nicht mit Freuden einen reichlichen Beitrag gegeben hätte. Die Sammlung brachte so eine schöne Summe ein, und unbeschreiblich war das Glück der armen Mutter. In Tränen freudigster Dankbarkeit versicherte sie wiederholt, stets dankbar die göttliche Vorsehung anbeten und preisen zu wollen für die ihr gewordenen Beweise der christlichen Nächstenliebe und segensreichen Barmherzigkeit.

Die vier Jahreszeiten.

Wieder führt ein Jahr herauf
Seine Jahreszeiten;
Mögen sie im bunten Lauf
Gutes uns bereiten.

Frühling, laß im grünen Zelt
Vöglein wonnig brüten;
Streue über Flur und Feld
Tausend duft'ge Blüten.

Sommer, bring' uns Korn und Brot,
Bring uns goldne Garben;
Laß in bittrer Hungersnot
Keine Seele darben!

Schaff, o Herbst, ins leere Faß
Einen guten Neuen,
Daß wir mit dem edeln Naß
Unser Herz erfreuen!

Schleicht der Winter dann heran
Auf beschneiten Wegen, —
Habt ihr eure Pflicht getan:
Ziehet hin im Segen!

Dankbarkeit der katholischen Missionäre.

So manche Katholiken von Europa und Amerika, die ihre Spenden den afrikanischen Missionen durch die St. Petrus Claver-Sodalität zukommen ließen, werden mit Freuden vernehmen, wie sich die Missionäre und Missionsschwestern Afrikas über ihre Wohltätigkeit aussprechen. Bischof de Saune schreibt aus Tananariva an die General-Leiterin der Sodalität: „In dieser Zeit haben die Almosen aus Europa einen doppelten Wert. Zunächst helfen sie uns in materieller Hinsicht, dann aber auch im moralischen Sinn; denn angesichts der vielen Schwierigkeiten, besonders der Abnahme der Unterstützungen, die früher schon hinreichend waren, könnte man versucht werden zu glauben, daß unser ganzes Missionswerk zugrunde geht. Aber in solchen kritischen Augenblicken schickt der liebe Gott ein Zeichen seiner Hilfe. Dieses Zeichen kommt uns diesmal von Ihnen. Möge er seine reichsten Gnaden über Sie ausgießen!"

Schwester Berchmans schreibt aus Madagaskar: „Wir könnten oft fast verzagen, wenn nicht die unerschöpfliche Güte der Wohltäter unser Hoffnungsstern wäre. Dank Ihrer Fürsorge bestehen unser Waisenhaus und unsere andern Werke nicht blos, sondern sie gedeihen auch. Gott segne Sie ewig dafür!

Die General-Sekretärin der Schwestern U. L. Frau schreibt: Unser Herr Bischof hat seinen Entschluß, die Mission von Jacqueville aufzugeben, als Ihre Spende eben im rechten Augenblicke eintraf, mit großer Freude zurückgenommen, und nun schreitet die Bekehrung der Eingeborenen rasch vorwärts."

Solcher Auszüge aus den Missionärbriefen könnten wir noch sehr viele anführen. Sie beweisen wieder einmal, daß Europa auf seine kulturellen und religiösen Vorzüge nicht verzichtet hat und daß es auch in dem großen Weltbrande anderen Weltteilen mit gutem Beispiele vorangeht.

*

Biwasaki, am 25. November 1915.

Maison des Martyrs Japonais et de la Visitation
Biwasaki près Kumamoto Japan.

Hochwürdiger Herr!

Pax et Charitas Christi.
(Friede und Liebe Christi).

Bereits haben wir durch den Hochw. Herrn Pater Kosmas Seeberger mehrere Geldsendungen erhalten, welche als milde Gaben für unsere Armen von den verehrlichen Lesern der „Paradiesesfrüchte" gespendet wurden. Im Namen unserer armen Pfleglinge sagen wir jedem Einzelnen der guten Wohltäter und für jede kleinste Gabe ein vieltausendfaches herzliches „Vergelts Gott". Alle dürfen unseres innig dankbaren Gebetes aus tiefstem Herzensgrunde versichert sein. Tagtäglich bitten wir Jesus im allerheiligsten Sakramente inständig für alle Wohltäter der Anstalt und empfehlen Ihm alle Anliegen und Bedürfnisse der Einzelnen.

Seit mehr als einem Jahre entbehren wir jeder Unterstützung aus Europa und können selbst nicht einmal die kleinste direkte Nachricht, weder von unseren alten guten Wohltätern noch unseren Angehörigen haben, und wissen nicht wie es ihnen jetzt wohl ergehe. Desto inniger aber beten wir für sie alle damit Gott sie beschütze und in dieser schweren Bedrängnis ihnen helfe und beistehe. — Unsere gegenwärtige Lage ist allerdings auch keine beneidenswerte und die bitterste Not und schwerste Sorgen begleiten uns Stunde für Stunde. Wie lange werden wir noch im Stande sein, diese armen unglücklichen Geschöpfe, die niemanden außer uns haben der für sie sorgt, zu erhalten, sie zu ernähren und zu kleiden wenn dieser schreckliche Krieg nicht bald zu Ende geht, so fragen wir uns bange immer wieder. — Aber doch wir wollen nicht verzagen, war es doch die göttliche Vorsehung welche vom Anfange an für diese Anstalt und unsere Armen sorgte und oft genug gerade wenn es am notwendigsten war kam unerwartet Hilfe. So fügte Gott wieder, daß sich gerade jetzt wo wir von keiner Seite Unterstützung erhoffen konnten, durch Ihre Güte sich

unter den Lesern der „Paradiesesfrüchte" wieder Wohltäter fanden. Müssen wir da nicht wieder sagen: Wie gut ist doch der liebe Gott! Und mit neuem Eifer und Mut arbeiten zu seiner Ehre. Wie dankbar sind wir. Gott wird es gewiß allen einst reich belohnen, die uns helfen. Nun möchten wir noch allen guten verehrten Wohltätern und vor allen auch Ihnen Hochwürdiger Herr recht von ganzen Herzen Gottes reichsten Segen wünschen für das neue Jahr; ein wahrhaft glückliches 1916.

Das und recht viele reiche Gnaden wollen wir allen vom lieben kleinen Jesus in der heiligen Weihnacht erbitten.

Nochmals ein tausendfaches herzliches Vergelts Gott für alles und bitte vergessen Sie unser auch in Zukunft nicht, auch nicht im Gebete, das uns so notwendig ist wie materielle Unterstützung.

Für uns alle den heiligen Segen erbittend in J. M. J. H. V. Fr., Hochwürdigen Herrn in tiefster Ehrfurcht und Dankbarkeit

Maria Columba v. Jesus
Biwasaki Post Kumamoto F. M. M.
Japan — Higo

*

Aus Indien geht uns folgender Brief zu. Der Brief ist der Zensur wegen in englischer Sprache geschrieben, aber wir legen unsern Lesern die deutsche Übersetzung vor.

Ahmednagar, Lager der Kriegsgefangenen, Sektion 5. den 15. November 1915.

Lieber hochw. Pater!

Ihre Kollekte habe ich durch den hochw. Vater D. erhalten und danke Ihnen und Ihren Lesern aufrichtig für den Beitrag. Es ist in der Tat tröstlich, daß die Vereinigten Staaten mich fortwährend unterstützt haben, seit jede Hilfe aus der Heimat vollständig abgeschnitten ist. Ich habe Ihnen später eine schöne Geschichte zu erzählen für Ihre Zeitschrift. Pater Rudolf hat mich ersucht, Ihnen zu sagen, daß eine Anweisung über $29,40 ihn erreicht hat. Er ist sehr dankbar für die Unterstützung, die er von Ihnen erhält.

Es ist ziemlich sicher, daß wir nach einigen Monaten entlassen werden, und mein künftiger Wirkungskreis wird wahrscheinlich Amerika sein, und ich hoffe, daß mir dann die Gelegenheit gegeben wird, Ihnen einen Besuch abstatten zu können. Ich werde Indien mit schwerem Herzen verlassen, allein es ist vielleicht besser so. Unsere Mission ist nun in den Händen der belgischen Jesuitenpatres, und das ist ein großer Trost, da sie alles aufs beste besorgen.

Weihnachten ist nicht mehr fern, und ich wünsche Ihnen und Ihren Lesern ein sehr fröhliches Fest und ein gesegnetes Neues Jahr. Möge Gott uns den Frieden senden.

Mit freundlichem Gruß

Ihr ergebenster
J. Abschlag, S. J.

Ein gutes Geschäft.

(Von Onkel Ludwig.)

Ist es euch auch schon so gegangen, wie dem Onkel Ludwig in letzter Zeit, meine Lieben? Seid ihr auch schon falsch verstanden und falsch beurteilt worden, wenn ihr es gerade recht gut gemeint und wenn ihr euch gerade recht arg geplagt und abgemüht hattet? Nun ja, dann wißt ihr es aus eigener Erfahrung, wie das bitter weh tut. Habt ihr aber auch den süßen Kern schon gefunden, der in dieser bittern Schale steckt? Laßt euch was sagen! Wenn ihr wieder von den Menschen recht verkannt werdet, wenn ihr wieder einmal recht viel Undank erfahret: dann beißet nur recht tief hinein in diese bittere Nuß; lasset es euch recht wehe tun, daß ihr so falsch beurteilt und so ungerecht verurteilt werdet. Dann aber werft die bittere Schale weg und denkt: „So ist's recht; jetzt bekomm' ich zehnmal mehr Lohn vom lieben Gott einst im Himmel droben. Ich hab' ein gutes Geschäft gemacht. Was hätte mir die Anerkennung und das Lob der Menschen genützt? Morgen wär's alles wieder vergessen, was ich heut' getan habe. Dieses Menschenlob hätte mich höchstens ein wenig gekitzelt, mich etwa stolz und eitel gemacht. So aber ist's besser!

Martin Marty, O. S. B.,

Erster Abt von St. Meinrad, erster Apostolischer Vikar des Territoriums Dakota, Bischof von Sioux Falls und St. Cloud, Apostel der Sioux-Indianer.

16)

Die Missionsschule von der Unbefleckten Empfängnis zu Stephan, Hyde Co., Süd-Dakota.

Diese Schule, konnte dank der unermüdlichen Bemühungen des hochwürdigsten Bischofs und der Freigebigkeit des Fräulein Katharina Drexel, jetzt Mutter Katharina, Oberin der Schwestern des Allerheiligsten Altarssakramentes, im Jahre 1886 durch die Errichtung eines bescheidenen Hauses eröffnet werden. Der erste Leiter der Schule war der hochwürdige Father Georg S. Willard, der aber bald starb. Ihm folgte am 2. Januar 1887 der hochwürdige Pater Pius Böhm, O. S. B., der dieselbe durch alle Stürme der Zeit glücklich hindurchgesteuert und zur gegenwärtigen Blüte geführt hat.

Als im Sommer 1887 die Missionsschule zu Yankton geschlossen werden mußte, kam der hochwürdige Pater Vinzenz Wehrle, O. S. B., mit zwölf Schülern der aufgehobenen Schule hieher und blieb bis Anfangs Juli 1888. Der hochwürdige Pater Stephan Stenger, O. S. B., der im Sommer 1888 von St. Meinrad kam, blieb ebenfalls nur einige Monate, nämlich bis zum 1. Februar 1889. Am 30. August 1888 übernahm der hochw. Pater Ambrosius Mattingley, O. S. B. die Aufsicht über die Schule unter der Oberleitung des hochw. Pater Pius Böhm, und versieht diese Stellung mit großem Segen bis auf den heutigen Tag.

Wir wollen nun einen amtlichen Bericht folgen lassen, den Pater Pius an die Regierung in Washington schrieb, und der einen trefflichen Überblick über die Geschichte dieser Schule gibt bis zum Datum des Berichtes. Wir lernen auch einige der Schwierigkeiten und Kreuze kennen, die das Los einer Kontraktschule waren.*

* "History of Hyde County, South Dakota. By John B. Perkins." — Seite 152 u. ff.

„Stephan, Hyde Co., S. Dak., Aug. 31. 1890.

An den ehrenw. T. J. Morgan, Kommissär der Indianerangelegenheiten, Washington, D. C.

Geehrter Herr!

Infolge meiner Abwesenheit blieb Ihr Rundschreiben vom 7. August bis gestern ungeöffnet. Ich beeile mich jetzt, es zu beantworten.

Die Missionsschule von der Unbefleckten Empfängnis zu Stephan, wurde im Frühling des Jahres 1886 von dem unlängst verstorbenen hochwürdigen Georg S. Willard auf Anregung des Büros für katholische Indianermissionen zu Washington, D. C., gegründet. Damals wurde ein kleines Haus errichtet, das dem doppelten Zwecke einer Wohnung und einer zeitweiligen Schule dienen mußte. Bei meiner Ankunft am 21. Januar 1887 fand ich hier 5 indianische Schüler und ein Schulgebäude 40 bei 100 Fuß nahezu vollendet vor. Nach Überwindung vieler Schwierigkeiten konnte ich am 1. Mai des genannten Jahres dank der Unterstützung vonseiten der katholischen Kirche in dem neuen Gebäude die Schule mit 38 Schülern eröffnen.

Im Herbste desselben Jahres wurde die Schule unter Kontrakt mit der Regierung eröffnet. Der hochw. Vinzenz Wehrle versah das Amt eines Superintendenten, der Verfasser das des Direktors und Geschäftsführers. Unter vielen Schwierigkeiten, die uns teils durch die große Entfernung von der zivilisierten Welt, teils durch die Säumigkeit der Regierung in der Zahlung der fälligen vierteljährlichen Beiträge, teils durch den strengen Winter, der die Prärie mit Bergen von Schnee bedeckte usw. usw., bereitet wurden, brachten wir es zuwege, ungefähr 90 Schüler nicht nur am Leben zu erhalten, sondern auch die Grundlage ihres Fortschrittes zur Gesittung zu legen, indem wir ihnen die Anfangsgründe der Erziehung beibrachten.

Das Schuljahr war kaum beendet, als der Superintendent auf ein anderes Arbeitsfeld berufen wurde, und die Notwendigkeit der Errichtung eines eigenen Gebäudes zur Aufnahme der

vielen Schüler die um Zulassung nachsuchten, machte sich immer dringender geltend. Unverzüglich setzten wie uns ins Einvernehmen mit dem Büro für katholische Indianermissionen unter der Leitung des hochwürdige J. A. Stephan, Washington, D. C., und im Herbst 1888 war das neue Gebäude so weit vollendet, daß wir eine Anzahl Kinder aufnehmen konnten. Leider konnte das Gebäude, das den Mädchen zum Aufenthalte dient, wegen Mangels an Mitteln bis zum Frühling des laufenden Jahres (1890) nicht vollendet werden.

Während des Herbstes und Winters 1888 und 1889 hatten wir 130 Schüler auf unserer Liste. Für 100 hatten wir Kontrakte, die übrigen wurden unentgeltlich unterrichtet, beköstigt und gekleidet.

Das Rechnungsjahr vom 1. Juli bis 30 Juni 1890 verfloß unter meiner persönlichen Aufsicht mit einer Liste von 112 Schülern. Infolge einer sonderbaren Bestimmung unsers Kontraktes, welche nur solche Schüler aufzunehmen gestattet, die während des letzten Jahres unsere Schule besucht und solche, die während der, dem 30. Juni 1889 voraufgehenden 12 Monate keine andere Schule besucht haben, war es uns unmöglich, mehr als durchschnittlich 95 Schüler in unsern vierteljährlichen Berichten einzureichen. Ich habe dies immer als eine unbillige Bestimmung betrachtet. Schulen werden errichtet, um Kinder zu erziehen. Wenn die Eltern ihre Kinder schicken wollen, so verlangt man von uns, daß wir sie aufnehmen, und ich habe mich immer vergeblich bemüht, zu verstehen, warum die Schüler anderer Schulen, welche zu uns kommen wollen, nicht, was die Vergütung anbetrifft, dieselben Vorteile genießen sollten, wie jene, die vorher hier gewesen sind. Es legt nur eine schwere Last auf unsere Schultern. Es kommt auch häufig vor, daß Kinder, denen wegen mangelnder Entschädigung die Aufnahme in die Schule ihrer Wahl verweigert werden mußte, gar keine Schule besuchten, und so der große Endzweck, für den die Schulen errichtet werden, nämlich die Erziehung und Gesittung dieser Kinder erschwert, wenn nicht ganz vereitelt wird.

Da ich eben von Kontrakten spreche, möchte ich hier noch folgendes beifügen: Unsere Kontrakte haben immer die Reisegelder der Kinder und die Kleidung der Schüler, die unter dem sogenannten $50-Kontrakt stehen, vorgesehen. Man verlangt von mir, daß ich genaue Rechenschaft gebe, daß ich Berichte in doppelter Abschrift einreiche, daß ich deren Richtigkeit durch meinen Eid bekräftige, aber nichts, nicht einmal eine Antwort auf meine Anfragen kann ich erhalten. Der Major W. W. Anderson, früher Regierungsagent zu Crow Creek, besuchte Washington im verflossenen Januar auf einer Geschäftsreise und erkundigte sich bei dieser Gelegenheit nach den Ursachen der Verzögerung in der Lieferung der Kleider für die Schule. Der Beamte im Dienst, dessen Name ich vergessen habe, gab triftige Gründe für die Verzögerung, weigerte sich aber entschieden, mehr als für fünf Monate Kleider zu schicken, unter dem Vorwande, daß bereits die Hälfte des Schultermins verstrichen sei. So mußten wir den Verlust tragen. Der Schreiber dieses ist dieser Meinung: Man erwartet von uns, daß wir unsern Anteil am Kontrakte erfüllen, darum ist es nicht mehr als billig und recht, daß auch die Regierung dem ihr zukommenden Anteil gerecht werden sollte.

Die geleistete Arbeit.

Über die Arbeit, die während der ersten zwei Jahre unsers Hierseins geleistet worden, könnten die damaligen Leiter der Schule besser Bericht erstatten als der Schreiber.

Eine Schenkung von 160 Ackern — jetzt alle eingefriedigt — wurde von der Regierung zu Schulzwecken gemacht. Bevor die Schule unter dem Regierungskontrakt eröffnet wurde, waren ungefähr 10 Acker angebaut. Während des Fiskaljahres 1887 wurden ungefähr 35 weitere Acker, d. i. alles uns zu Gebote stehende ertragfähige Land, urbar gemacht. Eine weitere Viertelsektion wird dringend gewünscht. Ein großer Teil dieser Arbeit wurde von den Knaben verrichtet. Mais, Hafer, Gerste, Kartoffeln, Melonen, Kürbise, Gurken und Bohnen wurden

gezogen, allein mit Ausnahme der Ernte des Jahres 1888 hat sich unsere Arbeit nur schlecht gelohnt. Es wurden zwar Ernteberichte an die Regierung gesandt, da diese aber immer vor der Ernte eingereicht wurden, können sie nicht als maßgebend gelten. Dieses Jahr ist die Ernte ein vollständiger Fehlschlag. Sogar das Gras litt unter der Dürre; und was der Dürre entging, wurde von Präriefeuern vernichtet. Da dieses sich in jedem Herbst und Frühjahr wiederholt, und viel wertvolles Eigentum, die Frucht schwerer Arbeit vieler Tage, dadurch zerstört wird, so sollten Maßregeln getroffen werden, dem Unfug des Abbrennens der Prärie ein Ende zu machen.

Ein ziemlich großer Garten wurde unter der Aufsicht des Gärtners von den Knaben angelegt und beinahe 4000 Bäume wurden während dem letzten Schuljahre gepflanzt außer den 3000, die schon früher gepflanzt worden waren.

Im verflossenen Jahre war die Schule fast nur von kleinen Knaben besucht, von denen nicht viel Arbeit zu erwarten war. Aus diesem Grunde sind keine großen Fortschritte in den Handwerken zu verzeichnen; dennoch hatten zwei der Größten mehr als befriedigende Erfolge in der Schuhmacherei aufzuweisen. Einige versuchten auch ihre Geschicklichkeit in der Schreinerei.

Der Viehstand besteht aus 130 Kopf Hornvieh, 11 Pferden, 60 Schweinen. Diese und der Hühnerhof wurden von den Knaben besorgt. Das Melken geschieht ausschließlich durch die Knaben, während die Milchwirtschaft den Mädchen anvertraut ist.

Die Mädchen wurden in allen Zweigen der Haushaltung, wie Kochen, Brotbacken, Nähen, Flicken, Stricken usw. unterrichtet. In der Wäscherei waren nur die größeren Mädchen beschäftigt. Einige von diesen leisteten Ausgezeichnetes im Sticken.

Im Schulzimmer wurden Knaben und Mädchen im Lesen, Schreiben, Rechnen in der Geographie der Vereinigten Staaten, in der biblischen Geschichte und im Singen unterrichtet. Der religiösen Erziehung wurden täglich drei Viertelstunden eingeräumt. Die Tagesordnung schrieb einen halben Tag Arbeit und einen halben Tag Schule vor. Die kleinsten Schüler, von denen keine Arbeit gefordert werden konnte, wurden in den Schulzimmern beschäftigt. Im Singen übertrafen die Mädchen die Knaben. Letztere schienen mehr Stolz in ihre Musikkapelle zu setzen, welche nach nur sechsmonatlicher Übung wirklich ausgezeichnetes leistete. Knaben und Mädchen kehrten ihre eigenen Zimmer, ordneten ihre eigenen Betten, aber das Waschen der Schüsseln wurde von den Mädchen allein besorgt.

Im Monat April besuchte Miß Goodale, Schulinspektorin, unsere Schule und machte einige abfällige Bemerkungen, die ohne Zweifel wohlgemeint, aber nach meiner Meinung übertrieben waren. Wäre Miß E. Goodale lange genug hier geblieben, um in die Geschichte unserer Prüfungen und Schwierigkeiten einen Einblick zu gewinnen, sie wäre nachsichtiger in ihrem Urteile gewesen. So viel ist sicher: es wäre dem allgemeinen Wohle zuträglicher gewesen, wenn die gute Dame m i r ihre Beobachtungen mitgeteilt hätte, statt mir zu sagen, daß wir hier ein edles Werk verrichten.

Sechs Unterhaltungen wurden während des Jahres bei verschiedenen Anlässen gegeben, bei denen jedem Schüler Gelegenheit geboten war, sein Talent im Deklamieren, Singen usw. zu zeigen.

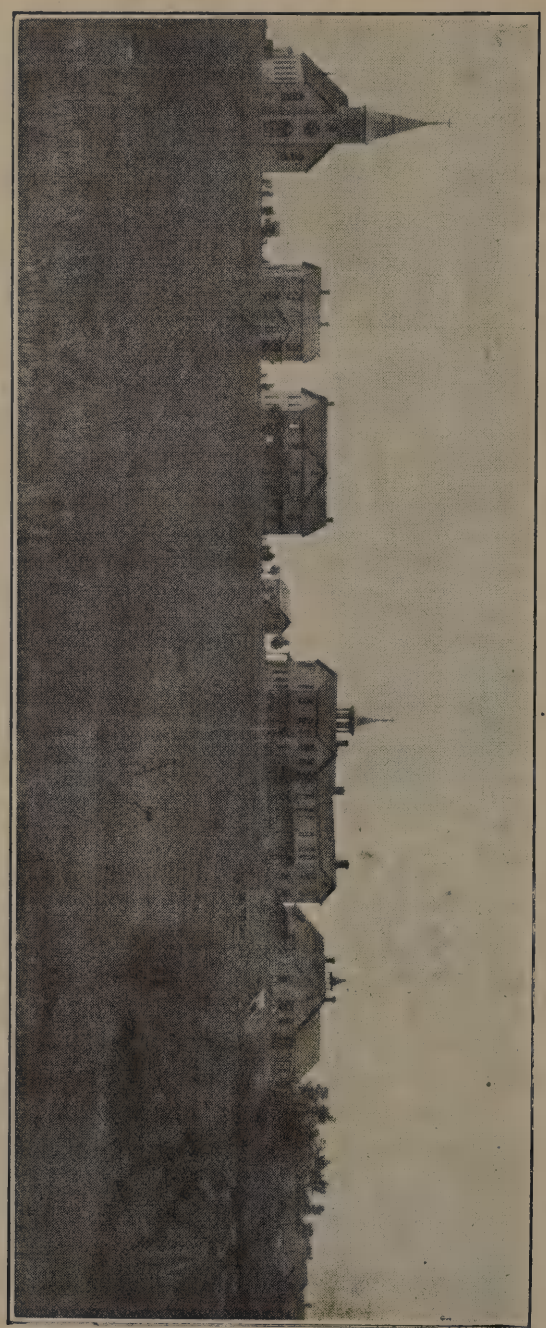
Im verflossenen Jahre widmeten sich das Lehrpersonal nebst drei Dienstboten den Bedürfnissen der Zöglinge.

Zweimal wurde die Schule von ansteckenden Krankheiten heimgesucht; im Herbst 1888 von den Masern und im Winter 1890 von der Grippe. Mit Ausnahme dieser Epidemien war der Gesundheitszustand, so lange die Schule besteht, einige Fälle von Skrofeln abgerechnet, immer ein sehr guter. Dr. Treon von Crow Creek, der seit drei Jahren unser Arzt ist, wird mir dies gern bezeugen. Obgleich den kleinen Patienten die sorgfältigste Pflege zuteil wurde, verloren wir doch drei Fälle während der Grippe-Epidemie.

Da das Gesagte, wie ich annehme, alle gewünschte Auskunft enthält, wünsche ich zu verbleiben,

Geehrter Herr, mit Hochachtung Ihr

Pius Böhm, Schuldirektor."



Indianer-Mission von der Unbefleckten Empfängnis in Stephan, Süd-Dakota.

Die Hilfe, die Pater Pius im Anfange dieses Berichtes als „Unterstützung vonseiten der katholischen Kirche" bezeichnet, kam von Fräulein Katharina Drexel, die mit ihren zwei Schwestern in Begleitung des hochwürdigsten Bischofs Marty im Oktober 1887 diese Mission besuchte. Bei dieser Gelegenheit riet der Bischof dem hochwürdigen Pater Pius, Fräulein Drexel um einen Beitrag für das neue Schulgebäude zu bitten. Worauf diese ihm sogleich $5500 bewilligte, welcher Summe sie später noch 800 Dollars zulegte.

Der 12. Januar des Jahres 1888 brachte große Trauer über die Mission der Unbefleckten Empfängnis. An diesem Tage verlor die ehrwürdige Schwester Wilhelmine, O. S. B., eine der ersten Pionierschwestern, ihr Leben in einem der schrecklichsten „Blizzards" (Schneestürme), die je über die Schneefelder Dakotas dahingebraust sind. Der hochwürdige Pater Pius beschreibt, noch ganz unter dem Eindrucke der fürchterlichen Ereignisse, die traurige Heimsuchung in einem Briefe, wie folgt:

„Immaculate Conception,

13. Januar 1888.

Jetzt hat die Mission der Unbefleckten Empfängnis ihr erstes Opfer gebracht. Schwester Wilhelmine, welche die Arbeiten einer Wäscherin besorgte, verlor gestern ihr Leben durch Erfrieren während sie versuchte, von dem Priesterhause, an welches, wie Sie wissen, das Waschhaus angebaut ist, zum Schulgebäude zu gehen. Der Morgen war klar und ruhig gewesen. Bald aber erhob sich ein bitterkalter Orkan, der große Schneemassen vor sich hertrieb. Um die Mittagszeit fragte ich die Schwester, ob sie zum Essen gehen wolle, und sie antwortete: „Nein." Ich warnte sie, nicht allein auszugehen, da es sehr gefährlich sei. Dann verließen Bruder Johann und ich das Haus Hand in Hand, damit wir nicht von einander getrennt würden, falls wir den

Der hochwürdige P. Pius, O. S. B., unter seinen Pfleglingen.

Weg verlieren sollten, und suchten das Schulgebäude zu erreichen. Sie wissen, daß wir alle dort essen, obwohl in verschiedenen Zimmern. Mit großer Mühe, und nachdem wir mehrmals auf dem Wege Halt machen mußten, um wieder zu Atem zu kommen, erreichten wir unser Ziel. Nach dem Essen begaben wir uns, Priester, Brüder und Arbeiter, sechs Mann zusammen, auf den Rückweg zum Priesterhause, das ungefähr 600 Yards entfernt ist. Kaum mochten wir aber 15 Schritte gemacht haben, als wir verwirrt und verstört, alle Richtung verloren. Wir konnten keine fünf Fuß weit sehen und mußten wieder umkehren. Mit gößter Anstrengung und nur durch einen glücklichen Zufall, oder vielmehr durch Gottes sichtbare Hilfe, fanden wir das Haus. Es befiel mich eine große Sorge um Schwester Wilhelmine. Da ich ihren Gehorsam kannte, und wußte, daß die Mutter Oberin es ungern sah, wenn eine von den Schwestern nicht bei Tische erschien, befürchtete ich, sie möchte vielleicht trotz meiner Warnung versucht haben, zum Schulhause zu kommen. Ich schickte daher zwei Indianerknaben, um nachzusehen. Sie konnten das Haus nicht erreichen, und kamen von Süden her zurück. Dann wurden zwei andere geschickt; diese kamen nicht zurück. Es war bereits zwei

Uhr geworden. Nun nahmen zwei von den Zimmerleuten, die Brüder Johann und Januarius und einige von den größten Knaben ein langes Seil, an dem sie sich festhielten, so daß sie nicht getrennt werden konnten. Auf diese Weise erreichten sie glücklich das Waschhaus. Hier erfuhren sie, daß die Schwester Wilhelmine einige Minuten nach uns das Haus verlassen hatte. Nun ging's auf die Suche nach der armen Schwester. Da der Sturm aus Nordwesten blies, und die Schwester mit dem Winde gegangen sein mußte, so war die Rettungsmannschaft der Meinung, daß sie nicht über die Umzäunung hinaus gewandert sein konnte. Unter dieser Voraussetzung wandten sie sich östlich der "fence" entlang in der angegebenen Weise, wobei der linke Flügelmann sich der "fence" festhielt. Jetzt waren sie erfolgreich. Der Flügelmann fand Schwester Wilhelmine in der Südwestecke der Viertelsektion ganz von Schnee bedeckt, nur der Mnnd war frei, und der Hund stand Wache bei ihr. Man versuchte nun, sie ins Haus zu tragen, mußte aber davon abstehen, weil man zu erschöpft war und das Haus nicht finden konnte, das nur 300 Yards entfernt war. Bruder Johann blieb unter eigener Lebensgefahr bei der Schwester, die übrigen gingen zum Hause zurück. Nun wurde ein langes Seil an einen Pfosten der Veranda festgebunden. Dieses Seil zerriß und — eine neue Enttäuschung. Dann wagten sich vier Männer in den Sturm hinaus. Ich gab den Kindern den Auftrag, so viel Lärm zu machen wie möglich, dabei wurde das Glöcklein geläutet, daß es fast in Stücke zersprang. Sie wissen, welchen Lärm die Indianerkinder machen können, wenn sie keinen Auftrag haben, und können sich so den Lärm vorstellen, den sie jetzt machten, da sie den Auftrag hatten. Trotzdem wurde von der Rettungsmanschaft nichts gehört als ein schwaches Bim-bim des Glöckleins. Die Schwester wurde zum zweitenmale gefunden und auf einem Umwege ins Haus getragen. Dies geschah um halb vier Uhr. Das Leben war noch nicht ganz entflohen. Die heilige Ölung wurde ihr erteilt vom hochwürdigen Pater Vinzenz. Alle Wiederbelebungsversuche blieben erfolglos, und um 7 Uhr abends wurde der Tod über jeden Zweifel festgesetzt. Schwester Wilhelmine hatte ihr Leben hingegeben als Opfer des Gehorsams. Heute früh fand das Requiem statt, nach dessen Schluß ich ohne Schwierigkeit den Weg zum Priesterhaus finden konnte.

Ista Maza, alias Mato Wakan.*

Ein schönes Denkmal aus weißem Marmor erhebt sich an der Stelle, wo Schwester Wilhelmine sterbend aufgefunden wurde und wo sie auch begraben ist. Die ehrwürdige Mutter Katharina Drexel hat es errichten lassen, damit es auch der kommenden Generation von dem Gehorsam und dem Opfersinn der treuen Schwester erzähle.

Am Mittwoch, den 20. Oktober 1895, erlitt die Schule der Unbefleckten Empfängnis einen fast unersetzlichen Verlust durch eine entsetzliche Feuersbrunst, welche das größte Gebäude zerstörte. Dieses Gebäude enthielt den Schlafsaal der Knaben, die Schulräume, eine Halle für Versammlungen, das Krankenzimmer, die Küche, den Speisesaal und die Wohnräume der meisten Angestellten. Das Feuer wurde gegen 6 Uhr nachmittags bemerkt. Sogleich wurden die Kinder in Sicherheit gebracht, und was bereitwillige Hände von der Hauseinrichtung retten konnten, wurde gerettet.

Ungefähr 85 Schüler befanden sich zurzeit in der Schule. Solche von diesen, die in der Nähe wohnten, wurden heimgeschickt, bis eine neue Küche und Speisesäle errichtet und Vorkehrungen getroffen werden konnten, die Knaben in dem bisherigen Mädchenhaus unterzubringen. Obschon dies mitten im Winter geschehen mußte, war doch alles für die Eröffnung des regelmäßigen Schultermins im Januar bereit.

Später (im Jahre 1900) wurde eine neue Kirche gebaut, und die alte Kirche wurde als Schlafsaal der Mädchen benutzt. Dennoch blieb der Mangel an Raum ein großes Hindernis für die Wirksamkeit der Mission; darum wurde im

* Indianische Namen für P. Pius. Ista Maza heißt Eisenauge; so nennen ihn die Indianer wegen seiner Brille. Mato Wakan heißt Heiliger Bär.

Sommer und Herbst 1905 ein Gebäude erstellt, das die Nähschule, das Waschhaus, Bäder und eine Versammlungshalle enthielt.

In letzter Zeit, am 13. Januar 1916 wurde die Schule wiederum von einem schrecklichen Brande heimgesucht, welcher das Hauptgebäude mit den Schlafsälen, Schulzimmern und Wohnräumen zerstörte.

Zur Zeit, da diese Zeilen geschrieben werden, ist man bemüht, die Versammlungshalle als Schlafsaal für eine kleine Zahl von Kindern einzurichten, bis die göttliche Vorsehung wohltätige Herzen bewegt, den Benediktinervätern in der Herstellung von angemessenen Einrichtungen behilflich zu sein.

(Wir bitten unsere edelherzigen Leser, um der Liebe willen, die der göttliche Kinderfreund auch für unsere armen Indianerkinder trägt, den eifrigen Missionären in der Wiederherstellung dieser hochverdienten Indianerschule durch milde Beiträge beistehen zu wollen. — Die Redaktion).

Fortsetzung folgt.

Sodality of St. Peter Claver for the African Missions.

Sogar seine Zähne sind schwarz.

Franz Swina wurde, als er ungefähr fünfzehn Jahre alt war, am 14. Februar 1909 in Korema, am Tanganjika-See getauft.

Dieser Knabe, welcher in der Katechistenschule zu Korema erzogen wird, ist außerordentlich begabt. Er befriedigt seine Lehrer in jeder Hinsicht: er studiert fleißig, beträgt sich gut und ist sehr fromm. Ein Zeichen des Vertrauens seiner Vorgesetzten ist, daß sie ihm die Verwaltung der Lebensmittel anvertraut haben, und er verteilt sie täglich unter die Schüler. Wir wollen hoffen, daß er im Guten ausharren möge, um eines Tages ein eifriger Katechist unter den Wajimbroa, seinen Landsleuten, zu werden.

Franz wurde in Kalombaleza, einem Dorfe in der Ebene von Rukwa, geboren. Als er mir erzählte, daß er von dort stamme, sah ich ihn ungläubig an und sagte: „Was, du bist in Kalombaleza geboren und hast dennoch Zähne wie die Kinder von Mjiruwe"! Darauf erwiderte er, daß er wirklich in Kalombaleza geboren wurde, während seine Mutter dort bei Verwandten weilte, daß sie aber bald nachher nach Mjiruwe zurückkehrte.

Du wirst vielleicht fragen: „Haben denn die Kinder von Mjiruwe andere Zähne, als die Kinder aus andern Orten?" In der Tat sind die Zähne der kleinen Wajimbrös anfangs schneeweiß, wie die Zähne anderer Kinder, aber das währt nicht lange. Sobald die kleinen Wajimbrös anfangen, Wasser zu trinken, werden ihre Zähne schwarz, wegen des starken Schwefelgehaltes der heißen Quellen, welche auf den Hügeln entspringen, wo die Mjiruwe wohnen. So hat auch Franz schwarze Zähne, und man erkennt ihn sofort als ein Kind von Mjiruwe. Franz wuchs schnell heran und wurde von seinem Vater Flumba und seiner Mutter Iyunga zärtlich geliebt. Mit acht Jahren begleitete er seinen Vater in die Wälder, um in Fallen und Schlingen Reb- und Perlhüner zu fangen.

Als er zehn Jahre alt war, ging er zu seinem Onkel nach Mbed, welches zwei und eine halbe Stunde nördlich von Mjiruwe gelegen ist. Sein Onkel war ein leidenschaftlicher Jäger und Honigsammler, und der kleine Swina begleitete ihn auf allen seinen Ausflügen. Nach zwei Jahren kehrte er in sein Vaterhaus zurück, wo sein Vater ihm erklärte, daß er nun alt genug sei, sein eigenes Fortkommen zu suchen. Die Leute vom Stamme der Wajimbrös sind Karawanenträger. Sein Vater hatte öfters Karawanenzüge mitgemacht. Auf einem solchen Zuge nach Ujiji nahm er unsern kleinen Franz mit sich, und um seine Schultern an das Lastentragen zu gewöhnen, mußte er für sich und seinen Vater den Mehlvorrat tragen. Die Reise ging über die bewaldeten Berge von Ukawende nach Ujiji, wo sie drei Monate lang in den Salzwerken arbeiteten und nach dieser Zeit, mit Salz schwer beladen, wieder heimkehrten. Im folgenden Jahre begleitete Franz seinen Onkel als Träger auf einem Zuge nach Taborr.

Im Jahre 1906 wurde im Dorfe Mjiruwe eine Missionsstation gegründet und unser Swima war einer der ersten, der Vertrauen faßte und zur Schule kam. Bald zog er es vor, den Missionären zu dienen, als mit den Karawanen zu reisen und so wurde er nacheinander Ziegenhirt, Küchenjunge und Eseltreiber. Seine Anstelligkeit wurde bald entdeckt, und eines Tages fragte ihn Pater Molitor: „Sag mir mein Kind, — ich sehe, daß du gerne lernst; du bist ein guter Junge; möchtest du nicht gerne in die Katechistenschule nach Karema gehen? Du könntest dort mehr lernen und wenn du größer bist, könntest du deine Landsleute in der heiligen Religion unterrichten, der zu folgen du hierher gekommen." Swima ergriff sogleich die Gelegenheit und kam im Oktober 1907 in die Katechistenschule.

Ostern 1908 wurde Erwachsenen feierlich die heilige Taufe gespendet und Swima bat auch zur heiligen Taufe zugelassen zu werden. Ich konnte es ihm nicht erlauben, da die vorgeschriebene Zeit als Katechumen noch nicht verstrichen war. Das arme Kind weinte vor Kummer. Zu Weihnachten kam er mit derselben Bitte, welche ich ihm wieder und wieder abschlagen mußte; er weinte deshalb bitterlich. Er konnte sich nicht eher beruhigen bis ich ihm versprach, daß er am 4. Februar mit zu den Auserwählten gehören sollte. Von diesem Tage an, begann er mit dem größten Ernst und Eifer sich auf die heilige Taufe vorzubereiten, und als das gnadenspendende Wasser seine Seele gereinigt hatte, war er so glücklich, wie ein Sterblicher hier auf Erden nur sein kann.

Möge Gott ihm die Gnade der Beharrlichkeit bis zum Ende verleihen und ihn einst in die ewige Wohnung aufnehmen. Sein Taufpate wird ohne Zweifel Interesse nehmen an dem Kinde und für ihn beten, daß er ausharre im Guten bis zum Ende, wie es Franz auch täglich tut für seine Wohltäter. — Bericht des Pater Häsberche aus der Gesellschaft der Weißen Väter im „Negerkinde".

Was? oder Wie?

(Von Onkel Ludwig.)

Ein Bauer kam einst in eine Gemäldeausstellung und schaute da die Bilder gar neugierig an. Da fragte ihn ein nobler Herr, welche dieser Bilder wohl am meisten wert seien. Der Bauer zeigte rasch auf drei Gemälde und sagte: „Die drei." — „Warum denn?" fragte der Herr weiter. „Ei," sagte der Bauer, „weil dies den Kaiser Napoleon vorstellt und dies da die Königin Maria Stuart und dies da den Papst Gregor." — „Falsch geraten, mein Freund," sprach der Fremde; „schau dies Bild an, da links, das ist mehr wert, als deine drei!" — „Warum nicht gar"? sagte der Bauer, „das stellt ja nur eine Bäuerin vor, welche Schweine füttert; wie könnte diese Bäuerin mehr wert sein, als ein Kaiser, eine Königin und ein Papst?" — „So, so", sagte der Fremde, „Sie schätzen also den Wert eines Bildes nach dem, w a s es vorstellt. O Freund, da würden Sie schlechte Geschäfte machen im Kunsthandel. Es kommt nicht so sehr darauf an, w a s auf dem Bilde vorgestellt ist, sondern darauf, w i e es gemalt ist!"

So geht es auch mit uns Menschen. Der liebe Gott hat den einen zum Kaiser gemacht, der andere ist Schrannenknecht und eine dritte Person muß Schweine mästen. Nun kommt es einst beim Gerichte durchaus nicht darauf an, w a s so ein Menschenkind gewesen ist, sondern darauf, w i e es die Pflichten seines Standes erfüllt hat. Die Schweinemagd kann hoch hinauf kommen in den Himmel; der Kaiser aber kann weit hinab kommen in die Hölle. Je nachdem! Übersieh und vergiß es nicht, lieber Leser: Nicht das „w a s" entscheidet, sondern das „w i e." —

Notburga.

Das Fasten macht selbst die Mahlzeit angenehmer. Die Speisen schmecken nach dem Hunger lieblicher, während sie sonst durch öfteren Genuß leicht geschmacklos, ja zum Überdrusse werden. Das Fasten ist die beste Würze der Speisen.

Hl. Ambrosius.

des Heilandes hat sich in ihre Seelen gebohrt, seine blutigen Wunden haben ihre Herzen getroffen.

Laut und lauter klingt es: „Jesus Christus hat uns erlöst!" Die Fahnen wehen, das „heilige Feuer" glüht aus einer Öffnung der Kapelle, Kerzen werden daran entzündet, ein Lichtmeer erfüllt das Gotteshaus.

Wie sich die Menschenmenge verlaufen hat und stille Dämmerung in der Grabeskirche herrscht, schleichen nur noch sachte einige Mönche umher, das ewige Licht zu unterhalten. Freundlich streift ihr Blick zwei in sich versunkene Beter, an denen sich das selige Osterwunder erfüllt; sie haben den alten Menschen mit dem weltlichen, eitlen Sinn begraben, ein frohes Auferstehen bereitet sich in ihnen vor.

Und wie der Ostermorgen in leuchtendem Sonnenglanz hereinbricht, da schreitet Herr Frobenius mit seiner Frau mitten in der andächtigen Pilgerschar, die zur Grabkapelle zieht, mit jubelndem „Halleluja!" — — —

Am Stammtisch schütteln die Bekannten verwundert die Köpfe und in den Tee- und Kaffeekränzchen lächeln achselzuckend die Damen.

Die sonst so lebenslustigen und stets zu Genuß und Vergnügungen aufgelegten Frobenius sind so seltsam verändert. Sie sind merkwürdig häuslich geworden, statt der Sonntagspartien und Residenzfahrten gehen sie in „philiströser" Eintracht zur Kirche, und wenn man sie fragt: „Wie war es in Jerusalem?", dann sagen sie ergriffen und bewegt, als ob sie Wunder erlebt hätten: „Heilig war's, Ostern und Auferstehungsfest!"

Aber nur, die ihren Gott kennen und lieben, verstehen sie. Die Andern leben schlecht und recht in den Tag hinein. „Wohl tun" und „recht tun" dünkt ihnen genügende Christenpflicht.

Sie haben die ausgebreiteten Arme des Mahners am Kreuze mit den blutenden Wunden und der Dornenkrone noch nicht verstanden, noch schlummert etwas in ihnen der Auferstehung entgegen.

Ein achtzigjähriger Greis läuft, um in die heilige Messe zu kommen.

Aus der Basuto-Mission (Südafrika) erzählt Pater Deltono:

Am ersten Monatsonntag ist bei uns Sühnekommunion. Kürzlich sah ich einen Greis von achtzig Jahren ganz erschöpft herankommen. „Was gibt es, mein Lieber," fragte ich ihn, „du scheinst recht müde zu sein." — „Ja, Pater, ich war noch weit weg, als schon die Glocke läutete, und aus Furcht, zu spät zu kommen, versuchte ich, zu laufen, was ich schon viele Jahre nicht mehr getan habe. Aber der liebe Gott hat mir geholfen; ich lief, und sieh, nun bin ich gerade noch zum Anfang der heiligen Messe recht gekommen." Der Alte strahlte vor Freude.

Wenn dieser gute Greis den Wert und den Segen der heiligen Messe nicht gekannt hätte, würde er wohl bis zur Erschöpfung sich beeilt haben, um die Messe nicht zu versäumen? Welche Meinung hast du? Glaubst du an den hohen Wert der heiligen Messe und an den Segen, den sie dir gewährt? Und bist du eifrig, dieser Überzeugung nachzukommen? Besuchst du gern an allen Sonn- und Feiertagen die heilige Messe, und wenn du kannst, auch an Werktagen? Du hast dabei gar keine Schwierigkeiten zu überwinden. Du brauchst dich körperlich gar nicht anzustrengen. Meistens bist du mit wenigen Schritten in der Kirche, und was verschlägt es dir, wenn du etwa eine halbe Stunde gehen oder einen Nickel ausgeben mußt für „Carfare"? Um eines zeitlichen Gewinnes wegen machst du bei jeder Witterung einen stundenlangen Weg. Und für Gott, für das Heil deiner Seele etwas zu tun, hast du unzählige Entschuldigungen. In diesem Falle ist das Beispiel des alten Mannes recht beschämend für dich, wenn du nicht den Vorsatz fassest, es nachzuahmen. Du kannst vielleicht alle Tage, wenn du es nur ernstlich willst, einer

heiligen Messe beiwohnen. Du versäumst dadurch nichts und gewinnst alles, auch zeitlichen Segen. Du weißt ja, was die heilige Messe ist, sie ist das Gott höchst wohlgefällige Bittopfer für alle unsere Anliegen an Leib und Seele und es gibt nichts, was du nicht durch die Kraft dieses Opfers erlangen kannst, wenn du nur Vertrauen hast.

Des heiligen Franz von Sales glühende Verehrung des allerheiligsten Altarssakramentes.

(Von Schw. A. G.)

Von allen Tugenden des liebenswürdigen heiligen Franz von Sales, dessen Fest unsere heilige Kirche am 29. Januar begeht, ist wohl für unser „eucharistisches Zeitalter" die anziehendste seine glühende Verehrung des anbetungswürdigen Altarsgeheimnisses. Ist es uns doch, wenn wir die Berichte seines Lebensbeschreibers über seine Beziehungen zur heiligen Eucharistie lesen, als sähen wir einen jener Seraphinen, die, ganz von himmlischer Glut entbrannt, beständig vor dem Throne Gottes dem Allerhöchsten den Weihrauch ihrer Anbetung, ihrer Opfer und Huldigungen darbringen. Wie eine edle, kostbare Frucht aus einer herrlichen Blüte herausreift, so entsprang seine Verehrung für das allerheiligste Sakrament seiner glühenden Gottesliebe. Sie konzentrierte sich in der anbetungswürdigen Person unseres süßesten Erlösers. Mit zartester Verehrung umgab er alle Geheimnisse seines allerheiligsten gottmenschlichen Lebens; aber der Brennpunkt seiner Liebe, der Gegenstand seiner glühendsten Andachtsstunden, seiner hohen Entzückungen und lieblichsten Anmutungen war das erhabene Geheimnis der heiligen Eucharistie.

Welch tiefer Glaube an die beständige Gegenwart Gottes im allerheiligsten Sakramente dem Heiligen innewohnte, zeigte seine ehrfurchtsvolle Haltung während des Gebetes vor dem heiligen Tabernakel. Da strahlte sein Angesicht von überirdischem Feuer, so daß er eher einem Engel, als einem Menschen glich. Ganz vertieft in die unendliche Größe Gottes, vernichtete er sich dann gleichsam vor der göttlichen Majestät. Und was ging denn vor in solchen langen Stunden der Beschauung und des Gebetes zwischen der Seele und ihrem Schöpfer? — Wir wissen es nicht; das ist das Geheimnis eines Heiligen. Nur a h n e n konnte man nach solchen Stunden, daß ihn die Gottheit emporgezogen zu jenen seligen Höhen überirdischer Liebesgluten, gegen welche alle, auch die erhabensten Gefühle unserer armen Erde, nur dunkele Schatten sind; denn wenn der Heilige sich von solchen Gebeten erhob, thronte ein göttlicher Abglanz auf seiner Stirne, wie bei Moses, als er vom Berge herabstieg, und sein Antlitz erglühte von überirdischer Röte.

„Trug der heilige Franz von Sales das heiligste Sakrament bei Prozessionen" (so berichtet von ihm die heilige Franziska von Chantal), dann war er einem leuchtenden Cherub gleich, den Gott der Liebe an der Brust tragend, fast ohne die Augen zu bewegen. Sein Herz empfand dann eine unbeschreibliche Inbrunst."

„Ich habe heute morgen bei der Prozession meinen Heiland getragen", schrieb der Heilige selbst; „er hat mir in seiner Gnade tausend heilige Gedanken eingegeben, so daß ich Mühe hatte, die Tränen zurückzuhalten. O wie hätte ich gewünscht, daß mein Herz sich geöffnet hätte, um den Heiland zu empfangen." — Ein anderes Mal sprach er mit großer Rührung die Worte des Psalms: „Die Turteltauben haben ihr Nest, wohin sie ihre Jungen legen. O Königin des Himmels, o Maria, o keusche Turteltaube, dein Täublein hat also meine Brust erwählt. Wie ergreifen mich die Worte des hohen Liedes: „Mein Vielgeliebter ist ganz mein und ich bin ganz sein."

Beim heiligen Meßopfer schien sich der heilige

Franz von Sales ganz in Liebe aufzulösen, besonders im Augenblick der heiligen Wandlung, als er seinen Gott in seinen Händen hielt. Da schien er ganz in Gott verwandelt, entrückt dem Irdischen und versenkt in tiefster Anbetung des verhüllten ewigen Wortes.

Wie liebte der heilige Bischof von Genf die heilige Kommunion, und wie empfahl er sie den Gläubigen als die Quelle alles innern Glückes, als die Kraft und den Trost in Kampf und Leiden! „Gehen Sie ruhig und demütig zur heiligen Kommunion", schreibt er in einem Briefe, „um dem Wunsche des göttlichen Bräutigams nachzukommen; nichts wird Ihren Geist so sehr erheitern, als sein König; nichts wird ihn so beleben als seine Sonne; nichts wird ihn so lieblich durchdringen als sein Balsam. O Gott, welch ein Glück, daß unsere Seele durch die heilige Kommunion mit unserm Herrn in die innigste Verbindung tritt!" — Welch herrliche Worte richtet der Heilige in seinem schönen Buche, „Anleitung zum gottseligen Leben" an die kommunizierende Seele! „Betrachte, o Philothea", schreibt er, „wie die Biene den Tau des Himmels und den köstlichen Saft der Erde von den Blumen nimmt und ihn in ihre Zelle trägt. Ebenso nimmt der Priester vom Altare den Heiland der Welt, und legt ihn als Speise der Süßigkeit auf deine Lippen. Hast du ihn empfangen, dann fordere dein Herz auf, dem König des Heils zu huldigen, preise seine Liebe, bespricht dich mit ihm über deine Herzensangelegenheiten und lebe so, daß man an allen deinen Handlungen erkennt, daß Gott mit dir ist." — Wie empfiehlt der Heilige die öftere Kommunion so eindringlich für alle Lebenslagen und Verhältnisse! Den Vollkommenen rät er sie an, damit sie stets vollkommener werden; den Unvollkommenen, damit sie vollkommen werden, den Starken und den Schwachen, den Kranken und den Gesunden; denen, die viel Zeit haben, und denen, die mit Mühe und Arbeit beladen sind. Hätte der heilige Franz von Sales in unserer Zeit, nach der Verkündigung des eucharistischen Dekretes gelebt, er wäre sicher einer der eifrigsten Beförderer der häufigen und täglichen heiligen Kommunion gewesen. Wie schön sagt er in seinem Buche am Schluß des Kapitels von der heiligen Kommunion zu seiner Philothea: „Kommuniziere oft und glaube mir, daß durch den oftmaligen Genuß des Urhebers aller Reinheit, Güte und Schönheit auch deine Seele ganz rein, ganz gut und ganz schön werden wird."

Wie war der Heilige selbst eine Bestätigung für die Wahrheit seiner Worte! Wie rein, wie gütig, wie schön war seine eigene Seele durch die beständige innige Verbindung mit seinem Heiland in der heiligen Kommunion geworden!

Mit welch glühender Andacht er die heilige Kommunion empfing, zeigt uns eine wunderbare Begebenheit, die uns die heilige Johanna Franziska von Chantal berichtet: „Als der heilige Franz von Sales an einem Gründonnerstage dem Erzbischofe von Bourges, dem Bruder der heiligen Franziska, bei dessen erster heiligen Messe assistierte, empfing er mit tiefster Andacht und Demut die heilige Kommunion aus den Händen des Neugeweihten. „In diesem Augenblick", erzählt Frau von Chantal, „erschien sein Haupt ganz von Strahlen umflossen, gleich einem glänzenden Sterne, wie wenn Gott ihm ein leuchtendes Diadem um die Schläfe hätte winden wollen."

Und wo schöpfte der große, heilige Franz von Sales die maßlose Gottes- und Nächstenliebe, die ihn verzehrte, wo seine glühende Verehrung der heiligen Eucharistie? Wo anders als in dem göttlichen Herzen seines Erlösers, dem Urquell der ewigen Liebe. Freilich war die Herz-Jesu-Andacht als solche zur Zeit des heiligen Franz von Sales noch nicht zur Entfaltung gelangt; sie war noch wie eine spätere herrliche Blüte in der Knospe verschlossen; denn erst ungefähr 50 Jahre nach dem Tode des Heiligen — er starb 1622 — sollte die Herz-Jesu-Andacht in ihrer jetzigen Form durch seine geistliche Tochter, die selige Margareta Maria Alacoque, der Welt gegeben werden; aber geheimnisvoll, im prophetischem Geiste, hatte der heilige Franziskus bereits auf jene spätere, einzigartige Begnadigung des von ihm gestifteten Ordens mit den Worten hingewiesen:

„Die Schwestern von der Heimsuchung Mariä sollten eigentlich: ‚Töchter des heiligsten Herzens' heißen", und als Symbol gab er seinem Orden ein Herz, ganz ähnlich, wie es die selige Margareta Maria Alacoque später in ihren Visionen schaute, von einem Dornenkranze umrahmt, vom Kreuze überragt und bezeichnet mit den zwei heiligsten Namen Jesus und Maria.

So war der liebe, heilige Franz von Sales schon ein glühender Verehrer des göttlichen Herzens. In den Stunden der Beschauung, als sein Geist allem Irdischen entrückt war, da hat er es kennen gelernt, das süße Jesuherz, und wie ein zweiter Johannes ruhte er an der Brust oder vielmehr im Herzen seines göttlichen Meisters. Da tauchte seine Seele unter in die Flammenfluten, die das göttliche Herz Jesu durchglühen, und, zurückkehrend aus solch himmlischen Zwiegesprächen, teilte er dann auch andern aus der Fülle der im Herzen Jesu geschöpften Gottesliebe aus.

O möchte der große heilige Franz von Sales, der Liebling des göttlichen Herzens, auch uns einen Funken seiner glühenden Liebe zum eucharistischen Heiland erflehen!

„Tabernakel-Wacht".

Der Sänger des „Stabat Mater".

Von P. Adalbert Kuhn, O. S. B.

I.

Wann und Wo?

Sagen wir zuerst einiges über Zeit und Ort. In der Geschichte des Christentums sind das 11. und 12. Jahrhundert wahre Ruhepunkte, auf denen das Auge des durch die Gefilde der Geschichte Pilgernden mit Wohlgefallen weilt. Schönes Mittelalter! von manchem Irregeleiteten verkannt, von manchem Unwissenden geschmäht, von manchem Stümper verachtet! Wie gerne richte ich mein Auge auf dich, um dich zu bewundern und von dir zu lernen! In diese glorreiche Zeit versetzt sich unsere Geschichte, und zwar in jene Gefilde Italiens, in welchen vom elften bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die christliche Heiligung im lebendigsten Glanze strahlte, in welchem eine Summe von Heiligkeit sich konzentrierte, die einer ganzen Welt Stoff zum Nachdenken und Antrieb zum Lieben gab und immerdar geben wird. Der einzige Name Franz von Assisi würde hinreichen, um dies zu bestätigen, wenn nicht zugleich mit diesem Namen ganze Scharen heiliger Männer und Frauen vor unsern Blicken auftauchten, die in den Gefilden zwischen Florenz und Neapel zugleich mit der höchsten Vollendung christlicher Heiligkeit auch als Sterne erster Größe in Wissenschaft oder Kunst, in der Predigt des Friedens und der Entsagung voranleuchteten, und die durch Wort und Beispiel es verstanden, das Volk für die höchsten Ideen zu begeistern und die eben dadurch unvergeßliche Wohltäter der Menschen wurden.

Am Eingange Umbriens erhebt sich auf einem Hügel, der den Zusammenfluß der Naja mit der Tiber beherrscht, die alte Stadt Todi, mit ihrem Dome, ihrem viereckigen Marktplatze und ihrer dreifachen Ummauerung, die innerste in cyklopischen (rundförmigen) Felsblöcken, die mittlere von römischem Bau, und die äußere, auch die volkreichen Vorstädte umfassende, aus dem Mittelalter stammend. Zur Zeit der Errichtung dieser letzteren zählte die Gemeinde Todi unter ihren Fahnen ein Heer von 30,000 Fußgängern und 10,000 Reitern und besaß in der ihr unterwürfigen Umgegend noch 14 Burgen. Heutzutage ist diese Herrlichkeit Todis verschwunden. Die Stadt zählt kaum 4000 Einwohner mehr, und diese sind nicht nur größtenteils arm, sondern verstehen es auch nicht einmal, von ihrer glorreichen Vergangenheit zu zehren; in Todi weiß man es am allerwenigsten, daß daraus 43 Heilige und Seligerklärte hervorgegangen sind, dazu 81 Podestas (Bürgermeister), die verschiedene Städte

Umbriens regierten, 11 Senatoren von Rom, 74 Bischöfe, 13 Kardinäle, ein Patriarch von Antiochien und ein Erzbischof von Zara. Vergessen wir für einen Augenblick die Gegenwart, um von der Vergangenheit zu leben!

II.

Jugendträume.

Durch die Straßen Bolognas, der berühmten Universitätsstadt des Mittelalters, bewegte sich um die Mitte des 13. Jahrhunderts ein feierlicher Zug. Vier Universitätstrompeter eröffneten denselben, und unter einer Schar von Menschen, teils zu Pferd, teils zu Fuß, zeichnete sich auf hohem Rosse eine junge vornehme Gestalt aus. Bekleidet mit einem roten Mantel saß ein junger Mann, stolz und majestätisch auf seinem Pferde im Bewußtsein seiner neuen Würde, und während Tausende ihn anjubelten, mochte manches Auge neidisch zu ihm hinauf blicken. Der junge Mann war Jacopo de Benedetti; er kam gerade von der Aula, wo er in der vorgeschriebenen feierlichen Weise zum Doktor promoviert worden war. Warum sollte ein junger Mann das Haupt nicht stolz tragen, wenn er nach langem mühevollen Ringen ein Ziel erreicht hat, von wo aus ihm — so scheint es wenigstens der Jugend — Welt und Himmel offen stehen?

Das adelige Geschlecht der Benedetti hatte in Todi seinen Wohnsitz. Vor der Mitte des 13. Jahrhunderts wurde diesem Geschlechte ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Jacopo erhielt. Dieser Jacopo hat in seinen späteren Schriften einiges aus seiner Jugend erzählt. Wie einst der Vater des Origenes oftmals vor dem Bettlein des schlafenden Knaben stand und in heiliger Freude die Brust seines Sohnes küßte, welcher durch die heilige Taufe ein Tempel des heiligen Geistes geworden war, so wachte eine fromme Mutter über der Wiege des kleinen Jacopo, und wenn der Kleine weinte, dann beugte sie sich, in der einen Hand das Lämpchen haltend, über den Neugeborenen, um seine Tränen in mütterlichem Kusse hinwegzunehmen. Später wurde so manchmal nötig, daß der strenge Vater die Rute zur Hand nahm, um den lebhaften und bisweilen eigensinnigen Knaben im Zaum zu halten. Gar manchmal hatte er, anstatt in die Schule zu gehen, auf der Straße mit seinen Kameraden gespielt, und dann hieß es auch bei ihm: „Wer nicht hören will, muß fühlen." Aber trotzdem lernte der junge Jacopo gut, und bevor er zum Manne herangereift war, hatte er die Grammatik, die Rhetorik und die Rechtswissenschaft absolviert. Dann ging er nach Bologna an die berühmte Universität. Trotz aller Wissenschaft und allen Ernstes, die hier herrschten, hatten doch auch allerlei Torheiten der Jugend hier ihren Tummelplatz aufgeschlagen. Erzählen ja doch die Geschichtschreiber von jenen Studenten, die in ihren Kleidern eitel waren, ärger als je ein Weib es sein kann, die den Vergnügungen und Lustbarkeiten nachjagten mit der Torheit, wie sie in solchen Dingen der Jugend eigen ist, die Streitigkeiten suchten, die es für eine Schande hielten, wenn eine wirkliche oder vermeintliche Beleidigung nicht gerächt wurde, die stets bewaffnet gingen, die den städtischen Richtern trotzten, die Häscher prügelten, und ihre ausgelassene Prachtliebe so weit trieben, daß wiederholte Verbote von Schmausereien und Turnieren zur Feier der Prüfungen notwendig waren. Aber trotz all dieser jugendlichen Torheiten wurde in Bologna viel und gut studiert, und wenn einer zum Doktor der Rechte promoviert wurde, dann hatte er allerdings mehr als einen bloßen Namen erreicht. Damals kannte man den Brauch noch nicht, daß man gegen Erlegung einer Geldsumme den Doktortitel erhielt. Wer zum Doktor promoviert werden wollte, mußte vor allem dem Rektor schwören, daß er seine Studienzeit vollendet habe, d. h. daß er als Civilist — im jus civile — 8 Jahre und als Canonist — im jus canonicum 6 Jahre studiert habe; daran reihten sich noch andere Eide, welche Formalitäten betrafen, und dann ging es an ein privates und an ein öffentliches Examen, wo allerdings die Professoren sich eidlich verpflichten mußten, den Studenten liebevoll wie einen Sohn zu behandeln, wo sie aber trotz aller väterlicher Liebe ihn

ins Kreuzfeuer nahmen, daß es dem jungen Herzen bange werden konnte. War aber diese Schlacht geschlagen, dann wurde nicht bloß der feierliche Aufzug durch die Straßen Bolognas gehalten, an dessen Spitze die 4 Universitätstrompeter ritten, sondern dann gehörte der junge Doktor jenem Stande der Rechtsgelehrten an, dessen Ansehen in damaliger Zeit von keinem Stande übertroffen wurde. Die Fürsten wählten aus ihnen ihre Kanzler und die Gemeinden ihre Stadthauptmänner.

An diesem Ziele war unser Jacopo de Benedetti angekommen; er hatte ruhmreich sein Examen bestanden, und als er jetzt in seinem roten Mantel als Doktor der beiden Rechte durch die Straßen Bolognas in feierlichem Zuge ritt, da träumte er von goldener Zukunft. Mit welchem Stolze hielt er kurz darauf seinen Einzug in seine Vaterstadt Todi! Mit welchem Eifer nahm er die Rechtshändel seiner Mitbürger in seine Hand! Wie fühlte er sich geschmeichelt, als die stolzen Bürger des alten Todi dem jungen Doktor all ihre Anliegen anvertrauten! Und nicht lange darnach war in Todi ein feierlicher Aufzug. Jacopo de Benedetti hatte die schönste, vornehmste, reichste und tugendhafteste Jungfrau unter den Töchtern Todis als Braut heimgeführt, warum hätte ihm die Erde nicht als Himmel erscheinen sollen? Doch der Mensch denkt und Gott lenkt.

III.

Schnelle Wendung.

Wenn die beiden Sprichwörter gelten: „Juristen sind schlechte Christen", und „das Recht hat eine wächserne Nase", so darf man allerdings solche Sätze nicht auf jede einzelne juristische Persönlichkeit und nicht auf jeden einzelnen Rechtsfall anwenden; aber — nichts Neues unter der Sonne; es war immer so, daß es Juristen gab, für welche das jus (Rechtswissenschaft) dasselbe war, wie für manchen Poeten die Poesie: „dem Einen ist sie die hohe himmlische Göttin, dem Andern ist sie die Kuh, die ihn mit Butter versorgt."

Unser Jacopo de Benedetti stand trotz seines Wissens und seines hohen Rufes keineswegs auf einem idealen Standpunkte. Die Geschichte erzählt uns von ihm, daß er während seiner Universitätsjahre in Bologna durch sein vornehmes und bisweilen verschwenderisches Leben große Summen seines väterlichen Erbgutes vertan habe: und diese wieder zu ersetzen, war zunächst sein Streben. So ehrgeizig er auch war, so stand ihm doch über der Ehre der Gewinn, und wo immer ein Rechtshandel vorlag, aus dem sich ein Gewinn ziehen ließ, da fragte Jacopo nicht lange, ob es sich mit seiner Ehre vertrage, eine solche Sache zu verfechten; er hatte Talent genug, um jeder Sache irgend eine interessante Seite abzugewinnen. Daher konnten denn auch die Geschichtschreiber von ihm erzählen, daß seine Geschicklichkeit in der Durchführung der Rechtshändel größer gewesen sei, als seine Gewissenhaftigkeit, und daß er in den Gesetzen des römischen Rechts sowie im Kodex Justinians den durch noch so krummen Irrgänge führenden Faden gekannt habe, so daß, indem er die Angelegenheiten seiner Mitbürger zu besorgen schien, er vielmehr seine eigenen besorgte. In diesem Tun und Treiben ging denn nun auch sein ganzes Sein auf; — doch nein, eines war ihm übrig geblieben, die Liebe zu seiner Frau, der er treu ergeben war, und die er als eine kostbare Perle ansah und verehrte.

Diese aber war es auch, die ihn durchschaute, und die neben seinen vielen Vorzügen die dunklen Punkte sehr wohl erkannte, die sich am jugendlichen Himmel dieser scheinbar so glücklichen Ehe bildeten. Diese Frau war in der Tat ein Juwel, und die vier Eigenschaften, welche wir ihr oben beigelegt haben, besaß sie in vollstem Maße. Die klare Erkenntnis ihres Verstandes wetteiferte mit der glühenden Liebe ihres Herzens. Nachdem sie einmal Frau geworden war, hatte sie kein größeres Verlangen, als nicht nur neben ihrem Manne zu leben, sondern mit ihm in innigster geistiger Gemeinschaft. Sie sehnte sich nach Übereinstimmung mit ihm in all den großen Fragen des menschlichen Lebens, und wie bei ihr eine wahre, praktische Frömmigkeit die leitende

Idee für ihr ganzes Tun war, so wünschte sie es von ihrem Manne. Aber der vielbeschäftigte Rechtsgelehrte hatte dafür weder Zeit noch guten Willen, und die schüchternen Versuche, die sie machte, um ihre Gedanken dem zärtlich geliebten Manne nahe zu legen, prallten ab an der durch und durch weltlichen Gesinnung desselben. Mit wahrer christlicher Klugheit wollte sie nicht durch Übereilung die Sache noch schlimmer machen, als sie schon war; sie vertraute Gott und der Zeit, und beschloß vorerst, ganz ihrem Manne zu leben, nicht bloß, indem sie ihm eine liebevolle sorgsame Hausfrau war, sondern indem sie ihn täglich der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit empfahl, und indem sie sich selbst mit all ihrem Leben und Arbeiten dem Herrn für ihn aufopferte. Und wenn der große Rechtsgelehrte auf dem Forum der Stadt erschien, begleitet von einem großen Zuge seiner Klienten: wenn er seine Spitzfindigkeiten und sein Rednertalent vor versammeltem Volke glänzen ließ, da ahnte er nicht, daß in einem Winkel des Palastes der Benedetti ein frommes, treues Weib auf den Knieen lag, welches unter Tränen betete um die Gnade der Gewissenhaftigkeit für ihren Mann.

Es war im Jahre 1268. Die Stadt Todi feierte ihre öffentlichen Spiele. Nicht innerhalb vier enger Wände, sondern unter freiem Himmel wurden dieselben gefeiert. Alles strömte herzu. Für die vornehme Welt Todis waren einige Gerüste aufgeschlagen, und namentlich zeichnete sich unter diesen Gerüsten eines aus, welches für die edelsten Frauen Todis aufgeschlagen war. Dort saßen sie in ihren prächtigen Gewändern; die schwarzen funkelnden Augen, in denen es trotz des Dunkels hellichter Tag war, glänzten wie Sterne an Todis Himmel; dorthin schauten die Spieler, um ihre Begeisterung zu mehren; dorthin schauten sie wieder, um das erste Zeichen der Anerkennung zu empfangen, wenn nach errungenem Siege der Beifallssturm der Menge losbrach; und dort saß als die Königin des Festes die junge schöne Frau des Doktor Jacopo, während dieser auf der gegenüber liegenden Seite mitten unter den Senatoren von Todi an diesem Tage Gelegenheit genug hatte, um seinen Stolz und seinen Ehrgeiz zu befriedigen. War er ja doch nicht nur der berühmte Rechtsgelehrte, sondern der glückliche Gatte der Königin des Festes.

Eben waren aller Augen auf ein Wettrennen gerichtet; noch wenige Augenblicke und der Sieger war am Ziele; schon hatte die Königin des Festes den Kranz in der Hand, um den Sieger zu krönen, da ertönte mitten aus der lautlos lauschenden Menge ein Schrei, ein furchtbarer Krach, — die Tribüne, auf der die Frauen sitzen, bewegt sich, — sie wankt — noch ein Augenblick — sie bricht zusammen und mitten unter den stürzenden Balken liegen die Opfer des Tages.

Jacopo war außer sich. In einigen Sätzen war er herübergesprungen, um sein Weib zu suchen. Mit lauter Stimme schrie er: „Lucia, wo bist Du?“ Keine Stimme antwortete ihm, und wenn sie geantwortet hätte, der zarte Ton wäre nicht durch den Lärm gedrungen, den diese Szene verursachte. Alles wollte retten und helfen, aber eben deshalb, weil alle es wollten, brauchte es um so längere Zeit, bis einer etwas vermochte. Jacopo stand da wie in Verzweiflung; aber er mußte sich gedulden, bis in den Menschenhaufen einige Ordnung gebracht, bis ein Balken nach dem andern weggetragen, bis eine Verwundete nach der andern, eine Leiche nach der andern aufgehoben war. Minuten wurden ihm zu Ewigkeiten; seine Augen streiften nach allen Seiten, seine Hände streckten sich überall hin aus, endlich — endlich — dort liegt sie, er erkennt sie an den schimmernden Juwelen, die sie trägt, er stürzt darauf zu, beugt sich über sie hin — „lebst Du noch, mein Kind?“ ruft er mit bangem Herzen — keine Antwort: da trägt er mit Riesenkraft die Teuere hinweg aus dem Getümmel, er legt sie nieder auf den blumigen Rasen, kniet zu ihrer Seite nieder und ruft: „Lucia, Lucia!“ Sie schlägt die Augen auf und über ihre Lippen kommt es: „Jacopo!“ Er jubelt vor Seligkeit, daß sie lebt; aber ihr Atem ist schwer; mühsam hebt sich die Brust; er muß ihr Erleichterung verschaffen; mit liebevoller Sorgfalt will er das Kleid ihr öffnen; sie hebt die Hand, um es ihm

zu wehren; aber es muß sein — er öffnet es und wie vom Blitze getroffen läßt er die Hände sinken. Unter dem kostbaren Kleide, unter den schimmernden Juwelen findet er ein rauhes härenes Bußgewand, das den zarten Leib umgibt. „Was ist das, Lucia?" fragt er verwirrt. „Das ist," sagt sie mit brechender Stimme, „das ist — die Buße — für Dich." Das Auge bricht, die Stimme versagt, der Atem stockt und Jacopo kniet neben einer Leiche.

IV.

Gegensätze.

Italien ist das Land der Gegensätze. Wie die Natur ohne vermittelnden Übergang vom Norden in den Süden sich verwandelt, so das Volk. In keinem Volke der Welt mögen die Gegensätze so heimisch sein, wie bei dem italienischen. Liebe und Haß, Frömmigkeit und Gottlosigkeit, Opfermut und Gleichgültigkeit, Fleiß und Trägheit — hier liegen sie alle nebeneinander. Und wer im Lande der Gegensätze geboren ist, der wird uns nicht überraschen, wenn er die fast unvermittelten Gegensätze als hervortretende Züge seines Lebes zeigt.

In den Straßen Todis wankt eine Gestalt, kaum zur Hälfte bekleidet, und die wenigen Fetzen, welche die Gestalt umhüllen, zeugen von größter Armut. Die Haare hängen über das Antlitz herein, die Augen schauen wild und furchtbar ernst darein, die ganze Erscheinung hat etwas Unheimliches, die Gassenjungen verfolgen den Armen, werfen ihn mit Kot und Steinen, was er ruhig geschehen läßt; nur manchmal bleibt er auf einen Augenblick stehen, schaut zum Himmel auf mit einem tiefen Seufzer, ringt die Hände, und dies ist der Moment, wo die Straßenjugend ihren Ruf anstimmt: „Jacopone! Jacopone!" (d. h. verrückter Jacob). Täglich kommt er aus seinem Verstecke hervor, hält seinen Umzug durch Todis Straßen, setzt sich dem Hohne der jungen und alten Bevölkerung aus, bis er dann endlich wieder in seinem Verstecke verschwindet. Es ist unser Jacopo de Benedetti, der berühmte Rechtsgelehrte. Die Leute sagten von ihm, er sei nach dem Tode seiner Frau ein Narr geworden, aber es hatte mit dieser Narrheit doch eine eigene Bewandtnis. Wenige Tage nach dem Tode seiner Frau hatte Jacopo seine sämtlichen Besitzungen verkauft und allen Erlös bis auf den letzten Heller unter die Armen verteilt. Von da an machte er sich freiwillig zur Zielscheibe des Spottes, und damit waren die Gegensätze gegen sein früheres Leben, gegen seine Habsucht und Ehrsucht gegeben. Es war nicht die wilde Verzweiflung, die ihn um des Verlustes einer geliebten Frau erfaßt hatte; es lag vielmehr in dem Ganzen eine tiefe Berechnug. Es war ihm mit einem Male klar geworden, daß sein bisheriges Leben ein verkehrtes war; es hatte auch einen niederschmetternden Eindruck auf ihn gemacht, daß er derjenige war, für den jene Frau ein Leben der Buße geführt hatte; er verstand jetzt, was es heißt, wenn nicht nur ein Weib sich für ihren Mann, sondern wenn eine Seele sich für eine Seele opfert. Diese Erkenntnis war eine plötzliche, eine blitzartige, und nach einigen Tagen „lautloser Erstarrung" war es ihm klar, daß ein Leben der strengsten Buße seine Aufgabe sei. Und diese Buße übte er. Wie einst Saulus durch einen Strahl vom Himmel niedergeschmettert wurde, so lag dieser Riese zerschmettert und vernichtet am Boden, und wenn auch das, was er getan, nicht als Regel und Muster für alle aufgestellt werden kann, so darf man doch nicht vergessen, daß die Größten unter den Menschen ganz eigene Wege gegangen sind. Das Eine, was sich nicht für alle schickt, schickt sich gar manchmal für den Einen, und wer möchte sich heute noch zu jenen Straßenjungen Todis gesellen, die zum Spotte „Jacopone" geschrieen haben? Hören wir, was die Geschichte von ihm erzählt:

Einst hatte seine Nichte Hochzeit. Da erschien Jacopone auf derselben ganz mit Federn bedeckt, um der flüchtigen Vergänglichkeit der Vergnügungen zu spotten. Als seine Verwandten ihm wegen dieser Verirrungen Vorwürfe machten, soll er geantwortet haben: „Mein Bruder meint unsern Namen durch seine Pracht zu verherrlichen; ich versuche dieses durch meine Narrheit." Wirk-

Gegen Ende des Jahres 1306 erkrankte Jacopone, bejahrt und von Versenkung in der göttlichen Liebe ganz erschöpft. Man drang in ihn, die Sterbsakramente zu empfangen. Jacopone aber erklärte, damit warten zu wollen, bis der Bruder Johann von Alvernia komme, der ihn zärtlich liebe und aus dessen Händen er den Leib des Herrn empfangen wolle. Die anwesenden Brüder waren darob sehr betrübt; denn sie fürchteten, Bruder Johann von Alvernia möge nicht mehr rechtzeitig eintreffen; Jacopone aber sprach sein Glaubensbekenntnis, stimmte sodann sein Lied an, in welchem er seine Seele dem Herrn befahl, und kaum war er damit zu Ende, so sahen die Brüder zwei der Ihrigen über das Feld herkommen; einer der beiden war der Bruder Johann von Alvernia.

Es war in der Christnacht gegen Morgen. In einer Zelle des Klösterleins in Callazone waren die Mönche um ein Sterbebett versammelt. Da lag er — der große Büßer von Todi; es war Ruhe geworden in diesem vielbewegten Leben; das Auge schaute friedlich, die Lippen sprachen in wunderbaren Worten von der Liebe Gottes, die letzten Schläge dieses gewaltigen Herzens pochten an die Herzen der Mitbrüder, um diese zur Liebe zu entflammen: — da erschien der Bruder Johann von Alvernia, gab dem Freunde den Friedenskuß, reichte ihm den Leib des Herrn; dann hob jener verklärt Auge und Hände gen Himmel, rufend, „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist." Es waren die letzten Worte, die aus diesem Herzen, die über diese Lippen kamen; die Umstehenden aber sagten sich, Jacopone sei nicht an der Krankheit, sondern im Übermaß göttlicher Liebe, die ihm das Herz gebrochen, verschieden.

Der große Büßer von Todi war dem Volke teuer geworden; es drängte sich zu seinem Grabe, und Rom hat seine Strenge gegen diesen Büßer gut gemacht, indem es nichts dagegen einzuwenden hatte, daß dieser gerechte, wenn auch getäuschte Mann öffentlich verehrt und selig gesprochen wurde. Im Jahre 1596 errichtete der Bischof von Todi in der dortigen Kirche des heiligen Fortunat ein Denkmal, unter welchem die Gebeine des großen Büßers ruhen, und welches die Inschrift trägt: „Dies sind die Gebeine des seligen Jacopone de Benedetti, aus Todi, Minderbruders, der, aus Liebe zu Christus durch einen neuen Kunstgriff sich närrisch stellend, die Welt täuschte und den Himmel erwarb."

Vom Aprilwetter.

Plauderei vom Onkel Ludwig.

Was ist doch der April für ein närrischer Kauz! Bald brennt einem die Sonne auf den Kopf, dann bläst wieder ein eiskalter Wind. Jetzt regnet's, dann rieselt's, dann schneit's. Wahrhaftig, der April ist eine Zeit, auf die man sich nicht verlassen, für die man nichts voraus bestimmen kann.

He da! Laß dir ins Auge schauen. Wie steht's denn bei dir? Ist nicht auch manchmal Aprilwetter? Bist du nicht auch manchmal recht launisch? Bald lustig, bald trübsinnig? Bald freundlich, bald mürrisch und grantig? Ist vielleicht das ganze Jahr April bei dir? Ei, das wäre ja nicht zum Aushalten für dich und deine Eltern, oder deine Herrschaft, oder deine Arbeitsgenossen! — Nein! nein! Das wäre abscheulich! Der Mensch darf nicht launisch sein! Er darf nicht nach seiner Laune handeln! Es ist ja wahr, daß man nicht immer gleich gestimmt, gleich aufgelegt sein kann. Aber diese Launen soll man nicht merken lassen, man soll sie beherrschen und darf nie nach seiner Laune handeln. Der Mensch muß nach Grundsätzen handeln, nicht nach Laune. Der Mensch darf nie tun, was ihm gerade einfällt, was ihn gerade freut, wozu er gerade aufgelegt ist, sondern er muß immer und überall und unter allen Verhältnissen nach seiner Pflicht handeln. Es ist ganz gleich, ob ich gut aufgelegt bin oder schlecht, ob ich gut oder übel gelaunt bin: ich muß immer tun, was Gott will, was meine Pflicht verlangt!

Geh'! nimm dich recht zusammen, gib recht acht, damit die Laune nie Herr wird über dich!

B'hüt Gott! Merk's wohl!

Martin Marty, O. S. B.,

Erster Abt von St. Meinrad, erster Apostolischer Vikar des Territoriums Dakota, Bischof von Sioux Falls und St. Cloud, Apostel der Sioux-Indianer.

17)

Die St. Franziskusmission und ihr Missionär..

Hier muß einiges gesagt werden über die St. Franziskusmission bei Fort Yates in Nord-Dakota*) und ihren übereifrigen Missionär Rev. Vater Franz Craft. In den St. Benedikts-Stimmen vom November 1888 finden wir folgende Bemerkungen über diesen merkwürdigen Mann.

„In gleicher Gegend (bei Fort Yates in der Nähe von Bismarck) ist die Franzisci-Mission, welche einen der eifrigsten Missionäre der Dakotas, den hochw. Franziskus Craft, einen Konvertiten der Episkopalkirche, zum Vorstande hat. Schreiber dieses hatte bei seinem Aufenthalte in Dakota Gelegenheit, den ehrwürdigen Glaubensboten kennen zu lernen, einen liebenswürdigen, opferfreudigen Mann. Derselbe bereist die Indianerniederlassungen in der Gegend des Ballflusses in einem Umkreise von 300 Meilen, einsam auf einem Pony reitend und nur das zum heiligen Opfer Notwendige mit sich führend. Bei den Wohnplätzen seiner indianischen Freunde angelangt, wird er als „Der große Adler der seine Flügel über seine Kinder ausbreitet", begrüßt. Mit kindlicher Ergebenheit hören seine Kinder die glaubensstärkenden Worte des Gottesmannes, teilen mit ihm, was sie haben, den besten Bissen für den geliebten Schwarzrock auswählend. Gerne nimmt er, an rohe Kost gewöhnt, an ihrem oft sehr frugalen (dürftigen), für Weiße oft ekelhaften Mahle teil. Hundefleisch, der Leckerbissen der Indianer würde wohl von manchem Leser verschmäht werden. Vater Craft wäre, wie er mir erzählte, oft froh gewesen, bei tage- und wochenlangem Hungern ein Stücklein Hundefleisch zu seinen trockenen Maiskolben verzehren zu können.

Der Missionär bleibt einige Tage in einer Niederlassung, wo er das heilige Opfer unter dem einfachen Gesange der Naturkinder darbringt. . . . Nach kurzem Aufenthalte zieht Vater Craft wieder weiter zu anderen Familien, die sehr zerstreut wohnen, und kehrt nach vollendeter segensreicher Rundreise wieder an sein bescheidenes einsames Ruheplätzchen am Ballfluß zurück."—Soweit der Gewährsmann der St. Benediktsstimmen im Jahre 1888. Diesem sei zur Ergänzung beigefügt, was von wohlunterrichteter Seite dem Verfasser über den hochw. Vater Craft mitgeteilt wird:

„Vater Craft war zu Bischof Martys Zeiten ein großer Missionär unter den Sioux. Ich weiß nicht genau, in wie weit Bischof Marty mit seinen Ansichten einverstanden war; denn diese waren ganz außergewöhnlicher Art und haben sich später als Irrlichten erwiesen. Bischof Marty hatte ihn in Omaha zum Priester geweiht und setzte anfangs großes Vertrauen auf ihn; so machte er uns gegenüber einmal die Bemerkung, daß Vater Craft der operwilligste Priester sei, der ihm je begegnet. Im Laufe der Zeit scheint Vater Craft mehr oder weniger von jener Religionserneuerung angesteckt gewesen zu sein, die unter dem Namen „Messiaswahn" (Messia craze) bekannt ist; denn er predigte einmal den Indianern in Stephan, daß die Zeit sich nahe, da der Rote Mann die Prärie beherrschen und sogar Präsident der Vereinigten Staaten werden würde. Überhaupt machte er sich vielerlei Übertreibungen schuldig, um gut Freund zu sein mit den Indianern, die er seine Brüder und Schwestern nannte.

Im April 1889 brachte er ein Indianermädchen, Josephine Krähenfeder, (Kangi-wigaka-win) in unser Kloster zu Yankton in der Absicht, durch sie eine Genossenschaft von indianischen Benediktinerinnen zu gründen. Josephine machte ihr Noviziat und legte nach einem Jahre ihre

* Diese Mission ist nicht zu verwechseln mit der St. Franziskusmission in der Rosebud-Reservation in Süd-Dakota, deren erster Missionär ebenfalls Rev. Vater Craft war.

ersten Gelübde ab und erhielt den Ordensnamen Schwester Katharina. Später sammelte Vater Craft ungefähr ein Dutzend junge Mädchen und brachte sie für das Noviziat nach Yankton ins Kloster, zog sie jedoch nach kurzen Zeit wieder zurück, wies ihnen in Fort Berthold einen Wohnsitz an und setzte Schwester Katharina Krähenfeder als Oberin über sie. Während der Feindseligkeiten des Messiaswahnes soll man ihn einmal in einem Gefechte auf Seiten der Indianer gefunden haben. Von der indianischen Schwesterngenossenschaft ist nichts übrig geblieben. Die Mitglieder zerstreuten sich. Einige heirateten, andere verdienten sich auf Kuba lobende Anerkennung in dem spanisch-amerikanischen Kriege als freiwillige Krankenpflegerinnen.*

St. Franziskus-Mission, St. Francis, S. D., am 20. Jan. durch Feuer zerstört.

Die Missionen der Jesuiten in Süd-Dakota.

Der hochw. Pater Florentin Digmann, S. J., Oberer der Mission St. Francis, hatte die Güte, mir über diese Missionen folgendes mitzuteilen:

„Im Jahre 1885 bot der hochselige Bischof Martin Marty, O. S. B., unserm damaligen Superior der Buffalo Mission zwei Indianermissionen in Süd-Dakota an, eine auf der Rosebud Reservation, die St. Francis Mission, die andere die etwa 100 Meilen weiter westlich auf der Pine Ridge Reservation gelegene Holy Rosary Mission. Er selbst hatte auch diesen Indianern gepredigt und schickte später als Bischof drei Weltpriester hierher; nämlich die hochw. Francis M. Craft (Jetzt in Stroudsburg, Pa.), John A. Buschmann, und Caspar A. Hospenthal.

Schon vor 1883 kamen hie und da Priester hier durch, nach den von Pater De Smet, S. J. getauften Indianern zu schauen. Dieselben wurden aber prompt über die Reservationsgrenze weiter geschickt, gemäß der sogenannten „Peace-Policy" des Präsidenten Grant, nach der nur eine Denomination auf einer Reservation geduldet wurde. Ihre Namen finde ich im Taufbuch angegeben, welches auch Bischof Martin gebraucht hat; nämlich Father Louis Brassart, Father Frederic und Father McCarthy. Vom 10. April 1883 finden sich die Namen der drei Weltpriester, denen es erlaubt wurde, auf Rosebud zu bleiben. Die Episkopalen aber konnten es nicht verschmerzen, daß ihnen Konkurrenz gemacht wurde, und suchten sie fortzukriegen.

Am 1. Januar 1886 nahm Pater Johann B. Jutz, S. J. Besitz von der St. Francis (Assisi) Mission auf der Rosebud Agentur. Am 25. März desselben Jahres wurde Pater Emil M. Perrig, S. J. (ein Walliser Schweizer) als erster

* Vergl. Catholic Encyclopedia, Article "Sioux.". Jetzt sind seit einigen Jahren Benediktinerinnen aus dem Osten in Fort Berthold, welche dort eine Indianerschule leiten. Der hochw. Pater Paul, O. S. B., ist ihr geistlicher Direktor.

Oberer dieser Mission bestimmt, und Pater Jutz ging bald nach Pine Ridge, Vorbereitungen für den Bau der Holy Rosary Mission zu treffen. Die damalige Fräulein Drexel, jetzt Oberin der Schwestern von heiligsten Sakramente, baute auf ihre Kosten diese beiden Missionen."

Hier wollen wir den Bericht des hochw. Pater Digmann unterbrechen, um einige Berichte herzusetzen, die der hochw. Pater Jutz, S. J. über die Holy Rosary Mission an die Regierung in Washington geschrieben hat.

Holy Rosary Mission,

Pine Ridge, Dakota, August 25. 1888.

„Vor einem Jahre schlugen katholische Missionäre auf der Pine Ridge Agentur ihr bleibendes Heim auf. Die Mission des heiligen Rosenkranzes verdankt ihr Dasein dem Seeleneifer des hochwürdigsten Bischofs Marty, den großmütigen Bemühungen und der Hilfe und Unterstützung frommer und edler Herzen und hervorragender Wohltäter der armen Indianer.

Die Leitung der Mission wurde den Jesuiten der deutschen Provinz anvertraut. Am 25. Juli 1887 wurde ein Pater und ein Bruder nach Pine Ridge geschickt, um die Mission anzufangen, und drei weitere Brüder folgten bald nach. Mit Erlaubnis des Agenten wurde ungefähr 4½ Meilen nördlich von der Agentur am White Clay Creek ein sehr passender Platz für die Missionsschule gefunden, und am 20. August wurde mit der Arbeit begonnen.

Jetzt, nach Verlauf eines Jahres steht ein prächtiges Gebäude vollendet da, und am 1. September wird die Missionsschule des Heiligen Rosenkranzes den Indianerkindern geöffnet werden.

Die Schule ist als eine Industrieschule geplant. Die Knaben werden in nützlichen Wissenszweigen unterrichtet werden, ganz besonders aber werden sie angehalten und aufgemuntert werden, sich zu praktischen Landwirten auszubilden; denn das wird als die notwendigste Bedingung erkannt, sie zu selbständigen Männern heranzubilden.

Die Mädchen werden der geduldigen, opferwilligen und freundlichen Aufsicht der Franziskanerinnen von Buffalo, N. Y., anvertraut werden, und außer Lesen, Schreiben und Rechnen werden sie alle Pflichten des Haushaltes lernen, als da sind: Kochen, Waschen, Nähen, Spinnen und Weben, um sie so in den Stand zu setzen, ihre eigene Kleidung zu machen, von der Herstellung des Fadens angefangen, bis zum fertigen Kleide.

Große Beachtung wurde gleich von Anfang an der Anlage eines Gartens und einer Farm zugewendet. Ein Grundstück von ungefähr 14 Ackern wurde urbar gemacht und für die Aussaat von Mais und Kartoffeln der besten Art, die hier am Platze zu finden ist, hergerichtet. Wo voriges Jahr nichts als Buschwerk und undurchdringliches Dickicht war, wird man jetzt Mais und Kartoffeln und alle Gemüse eines wohlbestellten Gartens finden; und all die schwere Arbeit der Urbarmachung dieses Landes wurde von den Brüdern verrichtet, die als Pioniere in dieses Feld gesandt wurden.

Ob der Erfolg dieser Mission den Erwartungen ihrer großherzigen Wohltäter entsprechen wird, kann nur die Zukunft lehren. Soviel ist jedoch sicher; eine entschlossene Gruppe von Arbeitern hat jetzt diese Arbeit in Händen und wird die ihr gebotene Gelegenheit nach Möglichkeit zu benutzen suchen.

Die letztjährigen Ausgaben der Holy Rosary Mission waren wie folgt:

Schulgebäude und dessen Einrichtung	$40,000
Anderweitige Ausgaben	1,500
	41,500

Mit Hochachtung

(gez.) Rev. John Jutz, S. J."

Daß die arbeitsfrohe Gruppe der Arbeiter aus dem Jesuitenorden die ihnen gebotene Zeit und Gelegenheit wahrlich gut ausgenützt haben, geht aus dem günstigen Berichte hervor, den Pater Jutz ein Jahr später nach Washington schicken konnte, und der ebenfalls hier Platz finden soll:

Pine Ridge Agency, Dakota

Holy Rosary Mission, Aug. 26, 1889.

Als ich voriges Jahr meinen ersten Bericht anfertigte, wollte ich nur andeuten, daß wir die Absicht hatten, einen Erfolg aus diesem Werke zu machen. Jetzt ist ein Jahr vorüber, und wir können mit gutem Gewissen sagen, daß unser erstes Jahr so erfolgreich war, wie wir nur hoffen und erwarten konnten. Wir hatten im Durchschnitt 98 Kinder während des ganzen Jahres. Im ersten Vierteljahre belief sich die Durchschnittszahl des Schulbesuches auf 72, und im letzten auf 112. Das Betragen der Kinder war im allgemeinen sehr gut und ihr Fortschritt im Lernen vollkommen zufriedenstellend. Die Mädchen zeigten jedem mit Stolz ihre Näharbeit, ihre Stickereien oder die schönen Sachen, die sie gestrickt hatten, während die Knaben im Frühling und Sommer auf der Farm beschäftigt waren.

Unsere Farm lieferte eine gute Maisernte für unser Vieh, und der Garten brachte uns einen guten Vorrat an Kartoffeln und anderen Gartenfrüchten für die Küche ein. Dieses Jahr haben wir unsere Farm und unsern Garten bedeutend vergrößert, und haben sowohl die Farm, wie auch den Garten durch Bewässerungsanlagen verbessert, die uns viel Arbeit und nicht geringe Kosten verursacht haben. Überdies haben wir alle Räume des Hauses mit Wasserröhren versehen, so daß wir überall gutes Wasser zur Hand haben und im Falle von Feuer geschützt sind.

Wir wurden im Laufe des Jahres von vielen Besuchern geehrt, die alle ohne Ausnahme von unserer Schule entzückt waren. Unter diesen Besuchern waren die drei ehrenwerten Indianerkommissäre General Crook, General Warner und der Ex-Governor Foster. Wir sind stolz auf den Besuch dieser vornehmen und ehrenwerten Herren und besonders auf die Äußerungen, die sie über unsere Kinder und unsere Mission im allgemeinen machten. Die Überzeugung, daß so ausgezeichnete Männer mit unserer Arbeit zufrieden sind, ist für uns eine große Ermutigung, und wir werden uns mit allem Fleiße und aller Kraft bestreben, unsere Schule in solchem Zustande zu erhalten, daß sie mehr und mehr zum zeitlichen und ewigen Segen für die Indianerkinder werde.

Zwei Patres, sechs Laienbrüder, sieben Schwestern und drei Dienstboten sind an der Missionsschule angestellt.

Die Ausgaben waren für Instandhaltung und Verbesserung der Schule	$4000.00
Andere Ausgaben	2500.00
Zusammen	6500.00

Achtungsvollst unterbreitet

(gez.) Father Jutz, S. J.

Jetzt hat die Anstalt schon seit Jahren über 200 Zöglinge. Ihr gegenwärtiger Oberer ist der hochwürdige Pater Eugen Büchel, S.J. Auch wirkt daselbst der durch seine, im Interesse der Mission verfaßten schönen Zeitungsartikel bekannte Pater Plazidus Sialm, S. J.

Über die St. Franziskus-Mission auf der Rosebud Agentur stehen mir solche Einzelheiten nicht zu Gebote, da der Agent, ein gewisser James J. Wright, in seinen Berichten nach Washington in Bezug auf die katholische Missionsschule außerordentlich wortkarg ist; dennoch kann er nicht umhin, in seinem Berichte von 1886 dieser Mission und den Missionären das folgende ehrenvolle Zeugnis auszustellen:*

Die St. Francis Missions-Kostschule (Römisch-Katholisch) hat mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Eine der schlimmsten von diesen war das Graben eines Brunnens, bei dem man erst in einer Tiefe von 200 Fuß Wasser fand; doch hat die geduldige und beharrliche Arbeit ihren Lohn gefunden. Nach Überwindung dieser und anderer Schwierigkeiten wurde die Schule am 16. Juni mit einer Schülerzahl von 42 Knaben und Mädchen für den kurzen Termin von 4 Wochen geöffnet. Die Räumlichkeiten genügen für die Aufnahme von 70—80 Kindern, und es besteht die wohlbegründete Aussicht, daß dieselben bei der nächsten Eröffnung, gegen Mitte

* Annual Record for the Commissioner of Indian Affairs for the Year 1886.

September, gefüllt sein werden. Es ist ein bequemes, stattliches und solides Gebäude und steht jetzt unter dem hochw. Pater E. M. Perrig, Priester der Gesellschaft Jesu und Oberer der St. Francis Mission.

Das ganze Lehrpersonal der Schule besteht aus drei Priestern, vier Laienbrüdern und sechs Schwestern des Franziskaner-Ordens. Ihr Fleiß und Eifer in dem unternommenen Werke wird, daran zweifle ich nicht, den wohlverdienten Lohn finden."

Über weitere Verdienste des hochwürdigsten Bischof Martin um diese Missionen und die Indianer im Allgemeinen schreibt Pater Digmann, S. J.:

„Beide Missionen verdanken, nächst Gott, dem klugen Eifer des Bischofs Martin ihre Gründung und ihr späteres Wachstum. Als im Jahre 1895 die Regierung, gedrängt von bigotten Protestanten, den „Kreuzzug" gegen die katholischen Indianerschulen begann, nahm Bischof Martin ihre Verteidigung kräftig in die Hand. Auf dem Indianerkongreß in der Holy Rosary Mission, im Juli 1896 sagte er den Indianern: „Laßt eure Stimme in Washington hören, und fordert, daß die euch so lieben katholischen Schulen aus euren „Tribal Funds" weiter geführt werden, nachdem der „Große Vater"* sie nicht mehr unterstützen will. Was würdet ihr sagen, wenn ein Blaßgesicht von euch ein Pony gekauft hätte, und euch dann sagen würde: Jetzt gehst du zu dem und dem „Store" und kaufst dies und das. Das Geld in Washington ist euer Geld, nicht das der Regierung! Ihr habt das Recht, damit die Schulen eurer Wahl zu unterstützen. — Was würdet ihr sagen? — Das Pony war mein; jetzt ist es dein, und du tust damit, was du willst. Das Geld war dein, jetzt ist es mein, und ich gehe damit in welchen Store ich will und kaufe, was mir gefällt. — Das Geld in Washington ist euer Geld, nicht der Regierung. Ihr habt das Recht, damit die Schulen eurer Wahl zu unterstützen!"—

Dies gab später den Ausschlag im Oberbundesgericht, so daß es gegen die ungerechte Einbehaltung des Geldes vonseiten der „Indian Rights Association" den Indianern ihr Recht zusprach.

Auch diese blühende Mission fiel im Anfang dieses Jahres dem Feuerdämon zum Opfer, wie der folgende Bericht der „Amerika" vermeldet:

Donnerstag, den 20. Januar 1916, wurde fast die ganze St. Franziskus Mission in St. Francis, S. D., durch Feuer zerstört. Gegen ½11 Uhr Vormittags stürzte die im Mädchen-Schlafsaal aufgehängte Lampe zu Boden und gab den ersten Alarm. Wie es sich herausstellte, waren die Hänger durchgebrannt. Das darüber gelegene Zimmer, das den Mädchen als Garderobe diente, stand in Flammen und war dicht in Rauch gehüllt. Jeder Versuch, an das Feuer heranzukommen, erwies sich als vergeblich und so wird es wohl ein Geheimnis bleiben, worauf der Brand zurückzuführen ist.

Da man sich von vornherein darüber klar war, daß das Mädchen-Gebäude verloren war, bemühte man sich, die nach den Unterrichtszimmern der Mädchen führende Verbindungsbrücke zu zerstören, doch es half nichts, da ein starker Wind die Flammen vor sich her trieb. So konnte man nur retten, was zu retten war. Es stellte sich sofort heraus, daß alle Gebäude dem Untergange verfallen waren, da sie dicht bei einander standen und eins mit dem andern verbunden war. Das Feuer verbeitete sich in südlicher Richtung und ergriff hier das Mädchen-Schulgebäude, den östlich gelegenen Schwestern-Konvent, die Wäscherei und den Kohlenbehälter; dann vom Wind nach Norden getrieben, legte es die schöne Kirche und das Wohnhaus der Patres in Asche. Es wurde nichts unversucht gelassen, alle bewegliche Habe in Sicherheit zu bringen, und bald war der Boden mit Betten, Möbeln und Lebensmitteln bedeckt. Es wurde zwar vieles aus den brennenden Gebäuden geschafft, war aber durch das Feuer und beim eiligen Herausschaffen arg beschädigt worden. In nicht ganz zwei Stunden war von der einstigen St. Franziskus-Mission nur noch ein Haufe glimmender Asche übrig.

* Der Präsident der Vereinigten Staaten.

Zum Glück blieb wenigstens ein Haus, das den Knaben als Wohnung dient, ein moderner Zementbau verschont, in dem nun die Überreste der Missionsanstalt untergebracht sind.

Beim Ausbruch des Feuers waren 165 Mädchen und 140 Knaben anwesend. Mit Ausnahme von 14 Mädchen und 8 Knaben machten sie sich auf den Heimweg. Es war ein Glück, daß das Feuer bei Tage und bei außerordentlich mildem Wetter ausbrach. Wäre es bei Nacht ausgebrochen, wer weiß wie viele da möglicherweise den Tod in den Flammen gefunden hätten.

Es zeugt von dem Geiste jener, die mit der Leitung der Mission betraut sind, daß bereits die Grundmauern für ein Interims-Gebäude aufgeführt und die ersten Fuhren Bauholz bereits eingetroffen sind. Dieses wird in drei Wochen fertig sein, so daß die Beschränkung aufhört und der Unterricht wieder aufgenommen werden kann.

Es wird natürlich geraume Zeit dauern, bis die geplanten Neubauten in Angriff genommen werden. Das Feuer war ein wirkliches Unglück, denn es zerstörte Eigentum im Werte von annähernd $200,000, von denen nur etwa $55,000 durch Versicherung gedeckt sind. Dabei ist nicht mitgezählt die geduldige, heroische Arbeit der Schwestern und Patres in langen dreißig Jahren. Es sind jetzt gerade dreißig Jahre, daß der hochw. Pater Florentin Digmann, S.J., und die Franziskanerschwestern die Leitung übernommen haben. Doch das Unglück ist ohne den geringsten Einfluß auf die Tatkraft und Ausdauer gewesen, die einst die alte St. Francis-Mission in der öden Prairie hat erstehen lassen. An Energie und Willen fehlt es nicht, nur an Geld. Jede Gabe, die hilft zum Aufbau der neuen St. Franziskus-Mission, wird mit herzlichem Dank angenommen werden. Gaben sende man an

Rev. Flor. Digmann, S. J.,
St. Francis, S. D.

Auch sind die „Paradiesesfrüchte" gern bereit, milde Gaben zu übermitteln.

Herr, was von dir kommt, ist gut, ich bete es an, wenn es mich auch schmerzt.

Ad. Stifter, Brief v. 17. Juni 1856.

Ostern!

Was schaust du, o Sonne, im Osterlicht?
Fünf herrliche Sonnen, sie prangen,
Erneuernd der Erde das Angesicht,
Erfüllend der Väter Verlangen!

Des Heilandes Leib, der vom Grabe erstand,
Er trägt sie, die Sonnen, die Wunden;
Er nimmt sie hinauf als ein Unterpfand,
Daß Leiden Erlösung gefunden!

Sie strahlen hinab in der Toten Reich,
Zur Menschheit in Todesumschatten,
Und wandeln die Erde, die wüstengleich,
In immerdar grünende Matten.

Erstand'ner, dich grüßen die Engel all,
Es tönet von Chor zu Chore,
Sie rufen es brausend mit Jubelschall:
„O, öffnet die himmlischen Tore!"

O, öffnet ihr Menschen, o öffnet weit,
Dem Heiland öffnet die Herzen,
Daß er einzieht, der König der Herrlichkeit,
Er kauft euch durch Blut und durch Schmerzen!

Errichtet im Herzen den Königthron,
Er herrsche von Feinden umgeben,
Denn er ist der Starke, der Gottessohn —
Der Sieger des Todes bringt Leben. M. v. H.

Nachlese auf dem Felde der Kirche.

Ausland.

In diesem Jahre sind 1200 Jahre verflossen, seitdem der heilige Bonifatius über das Meer fuhr, um als Apostel Deutschlands zu wirken. Zu diesem zwölften Jahrhundert-Gedächtnis hat Paderborn ein schönes Jahrbuch veröffentlicht. Zur Erinnerung an das Jahr 1916 soll in Frankfurt am Main eine Gedächtnis- und Gelöbniskirche errichtet werden.

*

Der Generalpräses der katholischen Jünglings-Vereine Deutschlands (also die katholischen Jünglings-Vereine Deutschlands stehen alle unter e i n e m Genralpräses!!) — Kaplan Johannes Veen hat das eiserne Kreuz erhalten. Der Ausgezeichnete hat bereits 208 Soldatenheime eingerichtet, die sich auf dem westlichen, dem östlichen und dem Balkan-Kriegsschauplatz befinden.

*

Auch Bulgarien führt den g r e g o r i a n i-

schen Kalender ein. Der Tag der Einführung ist noch nicht festgesetzt.

*

Der Heilige Vater hat eine Kommission von Kardinälen für die Errichtung eines Denkmals für Papst Pius X. im St. Petersdom ernannt. Die Kommission hat ihre Arbeiten unter dem Vorsitze des Kardinals Merry del Val begonnen, und im Juli d. J. wird ein schönes Kunstwerk das Andenken an den heiligmäßigen Papst verewigen.

*

Msgr. Thomas Dunn, Kanoniker der Westminsterkathedrale in London, ist zum Bischof von Nottingham ernannt worden. Er ist 46 Jahre alt.

*

Von den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu befinden sich zur Zeit 605 im Felde. Von diesen dienen 106 als Krankenpfleger, 90 als Krankenträger, 75 als Feldgeistliche und 16 als Helfer. Als Soldaten stehen im Kampfe 116, und 193 in verschiedenen Garnisonen und Hospitälern.

*

Eine Depesche aus Rom vom 17. Januar sagt, daß die britische Regierung dem Heiligen Stuhle erklärt hat, daß sie nur die Ernennung von Bischöfen englischer Geburt für die Diözesen in den britischen Besitzungen gestatten werde.

*

Das päpstliche Jahrbuch, das bis zum 31. Dezember v. J. reicht, enthält unter andern folgende Angaben: Das Kardinalskollegium besteht gegenwärtig aus 60. Kardinälen. Sechs derselben sind über 80 Jahre, der jüngste ist 51 Jahre, der älteste 86 Jahre. Die Zahl der Erzbischöfe beträgt 211, die der Bischöfe 846. Dazu kommen aber noch 459 Titularbischöfe. Im Jahre 1915 wurden in Brasilien 3 neue Erzbistümer errichtet und 3 Diözesen.

*

Die Übertragung der sterblichen Überreste des verstorbenen Bekennerbischofs Dr. Konrad Martin von ihrem bisherigen Standorte im Dome zu Paderborn nach der sogenannten Engel-Kapelle (neben dem Hassenkamp), wo ihm ein schönes Denkmal errichtet wird, fand in aller Stille am 25. Januar abends statt.

Durch Akklamation (einstimmigen Zuruf) wurde Kardinal Skrbensky, Erzbischof von Prag, zum Fürsterzbischof von Olmütz, seiner Heimatsdiözese, deren Domkapitel er schon früher angehörte, postuliert d. h. vom Apostolischen Stuhle als Oberhirt erbeten. Der erzbischöfliche Stuhl von Olmütz steht dem kirchlichen Range nach über dem von Prag. — Die Diözesen Olmütz und Salzburg mit ihren Suffraganbistümern sind die einzigen Bistümer in Österreich, deren Domkapitel sich das Wahlrecht bewahrt haben. Bei den meisten österreichischen Diözesen hat der Kaiser das Ernennungsrecht.

*

Die Ritenkongregation hat den Seligsprechungsprozeß der folgenden Diener Gottes aufgenommen: Johann du Lau, Erzbischof von Arles, Franz Joseph de la Rochefoucault, Bischof von Beauvais, Peter Ludwig de la Rochefoucault, Bischof von Saintes. Die Genannten wurden während der französischen Revolution 1792 ihres Glaubens wegen ermordet.

*

Der Papst hat durch seine unablässigen Bemühungen erreicht, daß kranke und verwundete Gefangene der kriegführenden Mächte in Hospitäler der Schweiz Aufnahme finden. Auch ist es dem Heiligen Vater zu verdanken, wenn jetzt jeden Tag ganze Züge von Gefangenen, die unter 17 Jahren und solche, die mehr als 50 Jahre zählen, durch die Schweiz ihrem Heimatlande zugeführt werden.

*

Die „Humanité" berichtet, daß die sozialistische Gruppe der französischen Kammer auf Anregung des sozialistischen Freidenkervereins von Frankreich und seinen Kolonien beschlossen hat, die weitere Einberufung der Geistlichen in den aktiven Dienst zu erlangen. Armes Frankreich! Als ob es mit dem blutigen Kriege gegen äußere Feinde noch nicht genug habe, muß es auch im Innern noch „kulturkämpfen". —

*

Die tyrannischen neuen Gesetze der freimaurerischen Regierung in Mexiko ahnden das Beichthören mit der Todesstrafe. Dieses „Ver-

Martin Marty, O. S. B.,

Erster Abt von St. Meinrad, erster Apostolischer Vikar des Territoriums Dakota, Bischof von Sioux Falls und St. Cloud, Apostel der Sioux-Indianer.

18)

Im Sommer des Jahres 1885 unternahm Bischof Marty als apostolischer Vikar des Territoriums Dakota seine erste Romreise. Auf seiner Rückkehr besuchte er auch die ehrwürdige Bischofsstadt Münster in Westfalen, wo im September des genannten Jahres unter dem Vorsitze des Zentrumsführers Dr. Lieber die 32. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands tagte. Auf dieser Versammlung hielt Bischof Marty eine bemerkenswerte Rede, in der er die Verhältnisse der katholischen Kirche der Vereinigten Staaten im allgemeinen und die seines Apostolischen Vikariates im besondern schildert. Die Rede ist in den St. Benedikts-Stimmen wiedergegeben, wie folgt:

Bischof Martinus Marty, Apostolischer Vikar von Dakota, Nordamerika (von dreimaligem lebhaftem Hoch der Versammlung empfangen):

Hochansehnliche Versammlung!

Bevor ich mit Zustimmung eures hochwürdigsten Oberhirten euch den heiligen Segen spende, wird es mir erlaubt sein, einen kleinen Bericht zu erstatten über das große deutsche Missionsland, in welchem ich nun seit 25 Jahre gearbeitet habe. — Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind wirklich ein deutsches Missionsland: denn die Fortschritte, welche die heilige Kirche in jenem Lande gemacht hat, das rasche Aufblühen, die feste Gestaltung der Kirche sind hauptsächlich zu verdanken den deutschen Priestern, den deutschen Kolonien, den deutschen Gebeten und Almosen. Es ist weder in Amerika, noch auch in Deutschland selbst genugsam bekannt, wieviel die amerikanische Kirche verdankt dem Vereine des heiligen Franziskus Xaverius, welcher so viele Mitglieder in Deutschland zählt, dem Vereine, der nach dem heiligen Ludwig genannt wird und besteht im Königreich Bayern, dem Vereine, welcher Leopoldenverein genannt wird und seinen Sitz hat in Wien in Österreich. Seit 50 Jahren schon haben diese Vereine große Summen geliefert, mit denen die Missionen, die Kirchen, die Schulen, die Klöster der Vereinigten Staaten sind angefangen und bis auf den heutigen Tag fortgesetzt worden. Es ist also die Ehre der deutschen Nation, wenn die Kirche in den Vereinigten Staaten aufblüht und immer fester sich gestaltet. Die anziehende Schilderung, welche wir gestern abend gehört haben vom hochwürdigsten Apostolischen Präfekten von Dänemark über die Fortschritte der katholischen Missionen in jenem Königreiche, ist eine Miniaturdarstellung der Entwickelung der katholischen Kirche durch die deutschen Missionen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Denn in ähnlicher Weise von Station zu Station, immer tiefer ins Land, von einem Staate zum andern, von einem Territorium zum andern ist die deutsche Mission, sind die deutschen Kolonien fortgeschritten, bis sie nun das ganze Land vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean in Besitz genommen haben. Es ist ein großes Land, und die Kirche da hat eine große Zukunft. Die Vereinigten Staaten sind größer, als man sich's gewöhnlich vorstellt: wenn wir Europa nehmen und Rußland davon weglassen, dann sind die Vereinigten Staaten mehr als zweimal so groß als das ganze übrige Europa. Und dieses ungeheure Feld hat sich nun durch das Walten der göttlichen Vorsehung in kurzer Zeit auch gefüllt. Ohne die Dampfkraft hätte es wohl Jahrhunderte gedauert, bis dieses Gebiet für die Menschheit und für die Kirche nutzbar geworden wäre; aber so hat sich im Laufe eines Jahrhunderts Europa so zu sagen verpflanzt nach Amerika, wo alle Nationen Europas ihre Vertreter finden. Bei der letzten Volkszählung hatte Amerika 50,000,000 Einwohner. Ihr werdet leicht begreifen, daß da noch Platz ist für viel mehr. Allein inzwischen hat nicht nur der materielle Wohlstand der Vereinigten Staaten so große Fortschritte gemacht und so feste Grundlage gewonnen in den Reichtümern und Hilfsquellen, welche dieses Land in jeder Richtung und in jeder

Beziehung besitzt, sondern die göttliche Vorsehung hat auch dafür gesorgt, daß die heilige Kirche in jenem Lande festen Fuß gefaßt und in allen Richtungen sich ausgedehnt hat. Und zwar ist dieses das Werk hauptsächlich zweier Nationen, welche so vorzüglich geeignet sind durch ihren Charakter und ihre Geschichte, den heiligen Glauben und die Anregung desselben in diesem neuen Lande zu begründen und zu verbreiten. Es sind einmal die Irländer, jenes Volk von Missionären, welche vor einem Jahrtausend und mehr ihre Missionäre geschickt haben über ganz Europa. Im 6. und 7. Jahrhundert waren Frankreich und Deutschland besetzt von „eirischen" — wie man in Amerika es ausspricht — von irischen Missionen, von irischen Klöstern. Mehrere Bischofsstühle in Deutschland waren besetzt mit irischen Bischöfen. In jener Zeit und das ganze Mittelalter hindurch hatte Irland den Titel „Die Insel der Heiligen". Und als die sogenannte Reformation kam, da hat Irland den Glauben bewahrt und hat während dreihundert Jahren Verfolgung gelitten, Gut und Blut daran gesetzt, um den katholischen Glauben zu bewahren. Das irische Volk ist ein Volk von Märtyrern. Aber in der göttlichen Vorsehung war gerade diese Verfolgung dazu bestimmt, um die Irländer hinüberzuführen in alle Abteilungen der neuentdeckten Weltteile und sie dort zu gebrauchen als Missionäre, als den Sauerteig, aus welchem sich das kirchliche Leben in diesem Weltteil entwickeln sollte. Und wie die weltliche Herrschaft in diesen Ländern an die Verfolger Irlands, an die Angelsachsen, überging, so fügte es die Vorsehung, daß die Irländer auf ihre eigene Sprache verzichteten, daß sie die englische Sprache jetzt als ihre Muttersprache reden und eben deswegen in allen diesen Ländern als Missionäre auftreten und wirken können. Der Irländer ist heute noch begeistert für seinen Glauben und für seine Kirche. Der Irländer ist großmütig, ist opferwillig, ist ruhig und arbeitsam. Der Irländer, wenn er auch hier und da nicht ganz nach seinem Glauben lebt, ist doch jeden Augenblick bereit, für den Glauben zu sterben, wie es bei mehreren Gelegenheiten in Amerika sich gezeigt hat. Als noch der Protestantismus sich auflehnte gegen den Fortschritt und die Ausbreitung der katholischen Kirche, da standen die Irländer auf, sie waren nur zu bereit, dreinzuschlagen und Blut zu vergießen, und gerade diese Kampfeslust der Irländer für die Freiheit des Glaubens war es, welche den Frieden aufrecht hielt, und welche die Feinde dahin brachte, daß sie von ihrem Beginnen abstanden. Allein heutzutage ist dieses nicht mehr notwendig, sondern die Missionstätigkeit, die Fortschritte der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten durch die Bemühungen der Irländer, durch die Kolonien derselben sind durchaus friedlicher Natur. Sie vermischen sich leicht mit den Amerikanern, und der Einfluß, den sie überhaupt üben, ist immer zugunsten der heiligen Kirche.

Und so ist es auch mit den deutschen Einwanderern, mit den deutschen Kolonien. Der deutsche Charakter hat ein solches Ansehen, eine solche Gunst beim amerikanischen Volke, daß dasjenige, was die Deutschen für gut halten, was die Deutschen tun und einrichten, einen günstigen Eindruck macht und den Beifall der Amerikaner findet. Die Arbeitsamkeit, die Treue und Biederkeit des deutschen Charakters dienen auch dazu, dem religiösen Bekenntnisse der Deutschen Achtung und Zutrauen zu verschaffen. Und die Art und Weise wie die Deutschen zuwerke gehen, ist geeignet, Bleibendes zu schaffen, wo immer sie sich niederlassen. Nicht bloß eine schöne Kirche, einen würdigen Gottesdienst wissen sie sich zu verschaffen, sondern überall, wo eine deutsche Gemeinde ist, da ist auch eine katholische Schule, und die Deutschen sind stets bereit, alles aufzubieten, um die Schule nicht bloß zu erhalten, sondern sie stets zu verbessern und zu erweitern. In früheren Zeiten bestand eine Art Mißtrauen vonseiten der Irländer gegen die Deutschen; aber seid die Deutschen ebenfalls Verfolgung leiden um ihres Glaubens willen, werden sie von den Irländern als ebenbürtig betrachtet. (Bravo!) Jetzt hat dieses Mißtrauen gänzlich aufgehört. An die Stelle desselben ist Bewunderung und Freund-

schaft getreten, wie sie sich ausgesprochen hat bei Gelegenheit des Konzils von Baltimore, wo von den irischen Bischöfen jene Addresse ist angeregt worden an die hochwürdigst. Oberhirten Deutschlands, welche ihr alle kennen gelernt habt. Aber nicht bloß wurde durch diese Verfolgung Einheit hergestellt unter den Katholiken Amerikas, sondern auch den deutschen Katholiken daselbst unberechenbarer Segen gebracht durch die Arbeiter und Arbeiterinnen, welche in großer Zahl herübergekommen sind. Es war nämlich großer Mangel an deutschen Priestern, an deutschen Ordensgenossenschaften, und durch diese Verfolgung sind dieselben gerade in jenem Augenblick zu uns gekommen, wo wir in der größten Not waren. Es ist nicht zu sagen, wie groß der Einfluß der Priester gewesen ist, welche durch die Verfolgung nach Amerika gesendet worden sind; denn von jener Zeit an hat namentlich die deutsche Mission in Amerika Fortschritte gemacht wie nie zuvor.

Stehender Soldat.
Kapitän der Indianerpolizei, ein großer Bewunderer und Freund Bischof Martys.

Der gegenwärtige Bestand der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten ist kurz folgender. Es sind zwölf Provinzen, das heißt zwölf Erzbischöfe mit 60 Suffraganbischöfen. 72 waren wir versammelt auf dem Konzil zu Baltimore, und die Priester, welche mit uns arbeiten, sind an Zahl über 7000. Der Nachwuchs von Priestern ist von nun an gesichert. Denn es bestehen 35 Seminarien (Bravo!) und neben diesen Seminarien noch viele andere Erziehungs- und Bildungsanstalten in den Klöstern Amerikas. Es sind ungefähr 2000 Kandidaten der Theologie gegenwärtig im Studium begriffen (Bravo!). Kirchen und Kapellen haben wir 7600, Schulen 2464, und zwar sind es gerade die deutschen Gemeinden, in denen diese Schulen gegründet worden, während die Irländer erst jetzt anfangen, angeregt durch das Beispiel der Deutschen, ebenfalls katholische Schulen zu gründen. Es waren nämlich zwei Ursachen, warum die Irländer darin säumig gewesen sind. Erstens hatten sie während dreihundert Jahren in

Irland keine Schulen haben können; es war ihnen nicht gestattet, Schulen zu haben, und und darum haben sie sich daran gewöhnt die Kinder zu Hause zu unterrichten. Und mit welchem Erfolge sie das getan haben, das zeigt ihre Standhaftigkeit von dreihundert Jahren. Zweitens, weil sie eben englisch reden, war es ihnen mehr oder weniger bequem, die Kinder in die staatlichen sogenannten Freischulen zu schicken, und, erst durch das Beispiel der Deutschen angeregt und durch die Aufforderung Pius' IX. und Leos XIII. haben nun auch sie überall Schulen mit den Kirchen zu verbinden gesucht. In diesen katholischen Schulen sind gegenwärtig über 5000 Kinder. Nebst diesen Pfarrschulen haben wir auch eine reiche Auswahl Schulen für höheren Unterricht. Es gibt nämlich 83 Kollegien, in denen die klassischen Sprachen gelehrt werden, und ein vollständiger Kursus gegeben wird bis zur Philosophie oder auch mit Einschluß derselben. Für die weibliche Jugend gibt es noch eine viel größere Anzahl von Bildungsanstalten; dieselbe beträgt 581. Waisenhäuser haben wir 272, Hospitäler 154. Alle diese Anstalten sind unter Pflege und Obsorge der religiösen Orden. Es gibt nämlich keinen Orden in der katholischen Kirche, der nicht vertreten wäre in den Vereinigten Staaten. (Bravo!) Jedes Jahr werden Klöster gebaut: namentlich sind es auch Deutsche, welche diese Klöster bauen. Wir haben da 7 Benediktineräbte, sämtlich Deutsche; wir haben die Kapuziner aus Bayern, aus der Schweiz; wir haben die Jesuiten, welche 2 deutsche Kollegien gegründet haben (Bravo); wir haben die Redemptoristen, welche in allen großen Städten von Neu York bis San Franzisko hauptsächlich der Deutschen sich annehmen und ungeheure Gemeinden derselben pastorieren. (Bravo!) Diese sind es auch, die Ordensleute, welche die Missionen unter den Indianern führen, und zwar sind es Deutsche, welche das Überbleibsel der Ureinwohner des Landes mit den Segnungen des Christentums zu beglücken suchen. Auch unter den Vereinen haben wir solche, welche in herrlicher Blüte stehen. Namentlich unter den Deutschen gibt es keine Gemeinden, in welcher wir nicht für alle Stände einen Verein haben, einen Männer-, einen Frauen-, einen Jünglings-, einen Jungfrauenverein mit besonderen Zwecken, welche ganz besonders die Pflege des religiösen Lebens sich angelegen sein lassen. Und wir haben auch einen Unterstützungsverein. Weil nämlich in den Städten die Arbeit unsicher ist, weil bei den großen Bewegungen des Marktes sehr oft der Arbeitslohn zu- oder abnimmt, so ist es notwendig, daß die Familienväter sich schützen; und gerade deswegen haben die geheimen Gesellschaften in den Vereinigten Staaten früher so große Fortschitte gemacht, weil sie die gegenseitige Unterstützung zu ihrem Zwecke gemacht hatten. Um dieser Gefahr entgegenzuwirken, ist nun der deutsche Unterstützungsverein gegründet, durch welchen jeder Katholik der Vereinigten Staaten sich und seine Familie sicher stellen kann für die Zukunft. Daß dieser Verein auch einen großen Einfluß ausübt

Häuptling Gall. (Pizi)

in religiöser und sittlicher Beziehung, das versteht sich von selbst.

Und wie ist nun alles dieses entstanden, wie ist alles geschaffen und wie wird alles dieses Jahr für Jahr und Tag für Tag erhalten und gefördert? Ich habe schon anfangs gesagt; allerdings durch die Almosen, die uns von Europa zugeflossen sind. Aber die Hauptsache ist eben doch die Opferwilligkeit der Katholiken selbst. Es ist berechnet, daß die Katholiken der Vereinigten Staaten zwischen 8 und 10 Millionen ausgeben für ihren heiligen Glauben (Bravo!). Und im Westen sind es nicht bloß die Katholiken, welche beisteuern zum Bau von Kirchen und zur Erbauung von Klöstern und Schulen, sondern auch die sogenannten Protestanten, wie ich z. B. im Territorium Dakota vor 6 Jahren nur 12 Kirchen fand, und jetzt schon über 100 gebaut (Bravo!). Und ich muß sagen, die Protestanten oder Akatholiken in Dakota haben wenigstens ebenso dazu beigetragen wie die Katholiken (Bravo!). Das ist der Boden, auf welchem wir arbeiten. Es gibt keine Protestanten mehr in den Vereinigten Staaten, es gibt nur noch solche, die nicht Katholiken sind. Aber auch diejenigen, welche außerhalb der katholischen Kirche stehen, wenn sie nur irgendwie ein sittenreines Leben führen, sind Freunde der katholischen Kirche (Bravo!); sie anerkennen, was die Kirche getan hat für die menschliche Gesellschaft. Der Amerikaner ist bescheiden in seinem Urteil; er ist nicht hoffärtig; er glaubt nicht, daß er schon alles weiß und versteht sondern läßt sich gern belehren; er will gern etwas von andern hören und vernehmen. Bei allen Gelegenheiten, wo eine katholische Predigt gehalten wird, z. B. bei einer Grundsteinlegung, bei einer Glockeneinsetzung oder Kirchweihe, da sind gewöhnlich die doppelte Anzahl von Akatholiken gegenwärtig, um da zu hören und zu vernehmen, was die Katholiken glauben, und was die Katholiken tun. Der Amerikaner, weil im Besitze der Freiheit, ist sehr ordnungsliebend, er ist ein Freund der Gesetzlichkeit und gerade das schätzt er an der katholischen Kirche, daß sie feste Prinzipien, daß sie Gesetze besitzt, welche allgemeine und unveränderliche Geltung haben. Und bei der Zerfahrenheit der Meinungen und Ansichten bei der zahllosen Vermehrung der Sekten, wie sie in früheren Jahren in den Vereinigten Staaten stattgefunden hat, ist man zur Überzeugung gekommen, daß ohne Einheit in den sittlichen und dogmatischen Fragen auch eine wahre und bleibende gesellschaftliche Ordnung unmöglich sei. Man ist in Amerika überzeugt von dreierlei Unmöglichkeiten; man sieht ein, daß es unmöglich ist, die öffentliche Wohlfahrt zu begründen und zu behalten ohne Sittlichkeit; weiter, daß es unmöglich ist, die Sittlichkeit zu begründen und zu erhalten ohne Religion, und drittens, daß es unmöglich ist, die Religion zu haben und zu bewahren ohne eine göttliche Autorität; und diese göttliche Autorität sucht der Amerikaner nirgends anders als in jener Kirche, welche da zurückgreift auf die Tage Jesu Christi des Gottmenschen.

Ite Omagaju. — Regen-im-Gesicht.

So ist also die Schulung des Volkes der Vereinigten Staaten im Großen und Ganzen eine überaus günstige, und es ist nur ein Punkt, an welchem die Sache noch hängt. Und das ist der. Der Amerikaner ist ein Mann der Erfahrung des Experiments, nicht der Theorie. Er will die Wirkungen, die Resultate sehen; und wenn er gewahrt, daß die katholische Kirche wirklich die Menschen besser, glücklicher macht, dann wird er auch katholisch werden. Da heißt es nun leider vielfach, wenn wir mit Amerikanern über diese Dinge reden: Schaut nach Europa, nach Spanien, nach Frankreich, oder schaut hinunter nach Südamerika, nach Mexiko, nach Brasilien; wie steht es mit allen diesen katholischen Nationen? Was hat die katholische Kirche da zustande gebracht? Allerdings ließe sich auch hier antworten; die beste Antwort, welche man geben kann, ist die, daß ein jeder sich vornimmt, jenen Ausspruch des göttlichen Heilandes zu befolgen: „Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, daß sie eure guten Werken sehen, und den Vater preisen, der im Himmel ist." Und eben darum möchte ich wünschen, daß die Amerikaner heute hier sein könnten, daß sie heute Zeugen sein könnten des katholischen Lebens, welches sich hier so herrlich offenbart. Aber die Zeitungen werden es hinbringen, so wie sie es früher schon hingebracht haben, und die Überzeugungstreue und das katholische Leben, wie es sich jetzt offenbart, hat schon eine unberechenbare Wirkung gehabt auf das katholische Leben in den Vereinigten Staaten. Wir haben davon den doppelten Nutzen, daß wir einmal die Amerikaner hinweisen können auf Deutschland, und dagegen können sie nichts einwenden. Deutschland, das katholische Deutschland steht schlackenlos da mitten unter den Stürmen und Verfolgungen durch welche dasselbe geläutert und gekräftigt worden ist. Zweitens haben wir damit einen Halt, um unsere Katholiken aufzumuntern, daß sie ihrer Überzeugung und ihrem Glauben gemäß leben. Denn wenn sie sehen, wie die Katholiken in Deutschland es tun unter den Opfern und Verfolgungen, die ihnen auferlegt sind, dann bleibt uns in Amerika keine Entschuldigung mehr, wo wir die volle Freiheit genießen, wo wir durch die Ausübung unsers Glaubens uns Nutzen und Vorteil auch in zeitlicher Beziehung sichern können.

Ich möchte also bei dieser Gelegenheit meinen Dank aussprechen für dasjenige, was die Katholiken Deutschlands für die Kirche der Vereinigten Staaten bisher getan haben, und zugleich versprechen, daß wir in unsern Gebeten euer eingedenk sein wollen, damit diese Wohltaten, die wir von euch empfangen haben, tausendfach auf euch und eure Kinder zurückkehren mögen (Bravo!). Diese Hoffnungen sind um so fester gegründet, weil die katholische Kirche der Vereinigten Staaten gestellt ist unter den Schutz der unbefleckten Jungfrau und Gottesmutter Maria. Eines der ersten Provinzialkonzile in Baltimore hat an den Papst Gregor XVI. die Bitte gestellt, Maria unter dem Titel der unbefleckten Empfängnis zur Patronin der Vereinigten Staaten zu machen. Die unbefleckte Empfängnis Mariä ist ja die Signatur des 19. Jahrhunderts. Von jener Zeit, vom Jahre 1854 an, wo dieses Dogma ist verkündet worden, hat sich in der katholischen Kirche ein neues Leben geregt und immer herrlicher entfaltet bis auf die gegenwärtige Stunde. Und so wollen wir zu dieser unbefleckten Mutter uns wenden, damit sie uns auch ferner stärke und schütze, damit der Kampf, den wir zu bestehen haben, endlich zum Siege führe.

Wir alle haben einen doppelten Kampf: einmal einen innern im eigenen Herzen; ein jeder von uns muß ebenfalls der alten Schlange den Kopf zertreten wie Maria es getan hat. Und wie werden wir dieses tun? Was ist der Kopf der alten Schlange? Es ist nichts anders als der Hochmut. Wenn wir demütig sind, wenn wir erkennen unser Nichts, wenn wir erkennen unsere Schwachheit und Sündhaftigkeit, dann wird unser Herz erst erfüllt werden von jener Liebe und Dankbarkeit gegen Gott, welche unser inneres Leben wie unser äußeres zu einem steten Gottesdienst macht. Und der äußere Kampf, den wir zu bestehen haben, — worauf beruht die Hoff-

nung des Sieges? Nicht war? auf unserer Eintracht! Und was ist es, was die Menschen trennt? Es ist der Hochmut! Und was ist es, was die Menschen verbindet in Liebe? Es ist die wahre Demut! Und so wollen wir diesen Entschluß mit uns nach Hause nehmen, daß wir der demütigen Magd des Herrn nachfolgen wollen, daß wir nicht den Hochmut der Schlange in unserm Herzen bergen oder in unserm Wesen zur Schau tragen wollen, sondern jene Demut, welche da gesagt hat: "Siehe, ich bin eine Magd des Herrn."

Und so rufe ich denn den Segen Gottes auf euch herab mit der Bitte, daß durch Maria alle eure Vorsätze gestärkt und bewährt werden mögen in allen Kämpfen des Lebens, besonders aber im letzten Kampfe, damit wir, die Katholiken der Vereinigten Staaten, leben und sterben als Kinder Mariä. (Erteilung des Segens. Redner verläßt die Tribüne unter lebhaften Beifalls- und Hochrufen der Versammlung.)

Nachdem der Beifallssturm sich gelegt, erhob sich der Präsident der Versammlung, Dr. Lieber, und drückte seinen Dank aus in folgenden Worten: „Möge der dreimalige Zuruf, welchen die imposante dritte öffentliche Generalversammlung in Münster ohne meine Aufforderung dem Hochwürdigsten Herrn, welcher soeben unsere Rednerbühne verläßt, gewidmet hat, ihm die Überzeugung in sein ungeheures Territorium fern über dem Weltmeere mitgeben, daß die Katholiken Deutschlands, seinen Ermahnungen folgsam, in dankbarem Herzen bewahren werden das Andenken nicht nur an den von seinen gesalbten Händen empfangenen Segen, an die aus seinem geweihten Munde vernommenen Lehren, sondern auch die geheiligte Persönlichkeit des Nachfolgers der Apostel selbst, der von den Indianerstämmen des Missouri zu ihnen gekommen ist!

Fortsetzung folgt.

So wirkt mit Macht der edle Mann,
Jahrhunderte auf seinesgleichen;
Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.

Die stehengebliebene Uhr.

Eine Lehrerin erzählt:

„Ich wohne bei meiner Mutter und unsere bescheidene Wohnung ist einige hundert Meter von der Schule, wo ich unterrichte, entfernt. Es ist eine gemischte Schule von etwa fünfzig Kindern von 6 bis 13 Jahren. Wenn mittags um 12 Uhr der Unterricht schließt, bleibt mir eine Stunde Zeit zum Mittagessen. Am betreffenden Tage aßen wir wie gewohnt pünktlich zu Mittag und nach dem Tischgebet half ich der Mutter beim Reinigen der Küchengeräte. Wir beteten dabei gemeinsam unsere Monatsandacht zum heiligen Joseph, denn wir befanden uns in den ersten Tagen des März.

Von meinem Großvater erhielt ich als Geschenk eine goldene Uhr, auf deren pünktlichen Gang ich mich stets sicher verlassen konnte. Während wir nun beteten: „Heiliger Joseph, Patron der Kinder und der Jugend! Bitte für uns und für die Kleinen der Schule!" schaute ich auf meine Uhr: 8 Minuten vor 1. Ich war's zufrieden.

Da hebt auf einmal die Turmuhr der nahen Kirche zu schlagen an . . . es schlägt 1 Uhr! Welches Mißgeschick! Ich nahm schnell meinen Hut und rannte wie von Sinnen zur Schule. Von weitem schon hörte ich das fast wilde Geschrei meiner kleinen Herde.

Welche Verdemütigung für mich! Die Lehrerin kommt zu spät! Die Kinder sind ohne Aufsicht..., die ganze Nachbarschaft ärgert sich. . . . Atemlos rannte ich zur Schule.

„Fräulein!" schrieen die Kinder durcheinander, als sie mich sahen, „im Schulzimmer ist ein großer Lärm!"

Ich öffnete schnell die Türe: eine Staubwolke erfüllte das Vorhaus. Als ich nach einigen Augenblicken ins Klassenzimmer trat, sank ich auf die Kniee nieder und rief aus: „Heiliger Joseph, Pflegevater des göttlichen Kindes, Dank, tausend Dank!"

Ein großer Teil der Zimmerdecke war eingestürzt. Allenthalben große Trümmer des Ver-

putzes, dazu ein dichter, erstickender Staub. Einige Minuten früher, und der Einsturz hätte gewiß mehrere der armen Kinder getötet und verletzt.

Ein kleines Mädchen rief mit Tränen in den Augen: „Unsere guten Schutzengel haben uns beschützt!“ „Ja,“ entgegnete ich, „und vor allem der heilige Joseph!“ und dabei schaute ich auf meine stehen gebliebene Uhr.“

Der letzte Gruß von einem Namenlosen.*

Mich traf die Kugel, Mutter, 's ist nicht schlimm,
Sie haben Bomben aus dem Fort geschmissen. —
Wir stürmten los, mich hat vielleicht der Grimm
Zu unvorsichtig an den Feind gerissen. —
Die andern lagen schon — ich stand und lief —
Granaten platzten — was der Hauptmann rief,
Drang an mein Ohr nicht mehr. Ich sah, wie kurz
Das Feld mich trennte noch von feindlichen Verhauen,
Sah rote Hosen und den Frack, den blauen, —
Und stürmte mit „Hurra“ — ein Ruck, ein Sturz!
Du mußt nicht glauben, Mutter, daß es wehe tut!
Man greift zur Stirn und hat die Hand voll Blut,
Taumelt und krampft die Finger ums Gewehr. —
Knickt in die Knie und wankt und weiß nichts mehr,
— Hier hab' ich's gut, — ich lieg im Lazarett —
So sauber wie bei dir zu Haus' im Bett —
Und eine Schwester pflegt mich all' die Tage,
Ein weißes Häubchen auf dem Haar —
Mutter, so blond wie unser Gretel war,
Sie ist freilich, sie will nicht, daß ich's sage,
Eine Gräfin. Schlicht und ohne Lohn,
Umsorgt sie treu und pflegt dir deinen Sohn
Und weiß doch, daß ich niedrig und gering!
Sie rückt behutsam Kissen mir zurecht —
Erneut der Binden kühlendes Geflecht —
Und fehlt mir nie, wie leis ich sie auch rief,
Und kühlt des Fiebers heiße Flackerbrände, —
Und hat so schöne, weiße, schlanke Hände —
Und sie besorgt auch diesen letzten Brief!
Den letzten! Mutter, wiss' es und sei stark!
— — — Jetzt schau ich unter Kiefern in der Mark
Im sand'gen Boden unser kleines Haus —
Der Abend kringelt um die Sonnenblumen,
Über die Straße schaun die alten Muhmen
Ängstlich nach den verflog'nen Hühnern aus —
Die scheck'ge Kuh brüllt wohlig aus dem Stalle,
Der Karo kläfft an einer Räderspur — —
— War's Peters Stute, die vorüberfuhr? —
— — Grüß mir das Vieh und auch die Blumen alle,
Der Arzt sagt freilich — Gott! sie trösten jeden!
Auch mich vorhin, als ich um Wahrheit frug.
Dann hört' ich leise sie lateinisch reden —
Ich denk, es war Latein — und wußt genug!
— Und wußt genug! ich hab' gekämpft auch mit dem Tode,
Wie's ein Soldat und deutscher Bauer soll.
— Heut' nacht — der Himmel war von Sternen voll —
Heut' nacht sah ich ganz nah den Gottesacker —
Ich sah des Vaters Kreuz im Kirchhofsgarten,
Der kleinen Lene Hügel dicht dabei — —
Ganz voller Primeln noch, als wär' es Mai,
Und hab's gefühlt: Vater und Schwester warten!
— — Grüß ihre Gräber, Mutter, sag, der Weg
War mir zu weit. Und weine nicht! Ich leg'
Mein Haupt hier friedlich an des Reiches Grenze,
Wie's mir die Schlacht, der Sieg in Ehren gab,
Und weiß es gut, in einem stillern Lenze
Schmückt wandernd mir ein Landsmann wohl das Grab —
Und singt, den Ranzen wieder aufgeladen,
Im Weitergehen: „Ich hatt' einen Kameraden!“
Sieh, Mutter, all' das große Vaterland — —
Liegt bald in Frieden, was in Sturz und Brand
Verloren ging, wird wieder auferstehn — —
Und tausend Tausende, sie werdens nicht mehr sehn!
Auch ich nicht, Mutter, doch ich fühl's und weiß
Eh mich die Kugel fern von euch gebettet,
Mein kleines Teil der Heimat auch gerettet.
Und sieh, ich denk, mein Teil liegt in der Mark,
Gewiß, nicht Stadt noch Schloß, nicht Wald noch Park,
Von Deutschlands herrlich großer Gottesgabe
Ein winzig Stück, das ich gerettet habe —:
Zwei Häuschen nur — das d e i n e, das verschont
Vom rauhen Krieg, und jenes strohgedeckte,
In dessen Fenster ich oft Nelken steckte —
Das Schieferhäuschen, drin die G r e t e l wohnt —
Die Gretel, Mutter, — unser Kinderspiel liegt weit,
Jetzt tollen andre durch die Gassen. Geh zu ihr,
Mutter, sag' bloß: „Er fiel!“ und wenn
Sie weint: „Er hat dich grüßen lassen!“
Und noch eins, Mutter, wenn das Herz dir drückt,
— Ich kenn dich doch — daß, wenn die Kämpfe dauern:
Der Nachbar Klaus und von den Müllernbauern
Jeder sein Scherflein für die Kämpfer schickt
„Hoch aufgepackt den Wagen an die Front!“
— Du bist halt arm, du hast nicht so gekonnt —
Fürcht lautes Scheltwort nicht, noch leisen Hohn!
Und fragt der Herr einst, der die Himmel spannte:
„Weib, was gabst du dem heil'gen Vaterlande?“
Sprichst du: „M e i n B e s t e s, Herr, den e i n z' g e n S o h n!“

* In einem kleinen, deutschen Blatte abgedruckt, mit der Randbemerkung: „Geschrieben am 18. Oktober, seiner Verwundung erlegen am 20. Oktober im Militärlazarett von Forbach in Lothr.“ ist diese Perle deutscher Dichtkunst veröffentlicht worden.

Glücklich, wenn die Tage fließen
Wechselnd zwischen Freud und Leid,
Zwischen Schaffen und Genießen,
Zwischen Welt und Einsamkeit.

verläßt schleunigst ihre Zelle, um sie nie wieder zu betreten.

Es kommt an einem folgenden Tage der Schreckensmensch Leroux, ein sinnlicher wüster Mann von gemeinster Schlechtigkeit ins Zimmer. „Erhebt man sich nicht vor einem Vertreter des Volkes?“ brüllt er die Prinzessin an, die am Fenster sitzt und näht. Sie erhebt sich nicht, antwortet nicht, sondern arbeitet ruhig weiter. Polternd und scheltend tritt er einige Schritte vor, — aber dann wendet er sich, läßt seinen Zorn an dem Tisch und anderen Möbeln aus — und verschwindet wieder.

Derlei Besuche wiederholten sich, aber keiner wagt, dem Königskinde nahe zu treten. Man mag an die heilige Agnes denken, neben welcher ein Engel gestanden mit blitzender Waffe zum Schutze.

Und so blieb das Mädchen ganz allein, verwaist, nur auf Gottes Schutz angewiesen vom 9. Mai 1794 bis zum 18. Dezember 1795, also über anderthalb Jahre. Als sich das Gefängnis öffnete, und einige Damen die Prinzessin wiedersahen, so erzählten sie: Wir waren nicht wenig erstaunt, die Prinzessin nach drei Jahren beispiellosen Unglücks, schön, groß, kräftig und voll edelster Anmut wiederzusehen. Sie sprach mit engelgleicher Sanftmut von ihrem Leiden. Nie haben wir auch nur eine einzige Bitterkeit gegen die Urheber all ihrer Schmerzen wahrgenommen. Nur eines beklagte sie in herzzerreißenden Worten: daß sie nicht auch mit ihren Eltern und Angehörigen hat sterben dürfen und daß sie verurteilt sein müsse, die letzteren ihr Leben lang zu beweinen.

Am 18. Dezember 1795 schritt sie für immer aus dem Gefängnis. Sie wurde mit königlichen Ehren über Basel nach Wien zu ihren Verwandten mütterlicherseits gebracht. Auf der Reise dorthin übernachtete sie zu Hünningen im „Raben“. Welch einen Eindruck die junge königliche Dulderin machte, davon ist folgendes Zeuge: als die Prinzessin am Morgen des 26. Dezember sich verabschiedete, zerfloß die Wirtin und ihre zwei Töchter in Tränen. Der Wirt aber, ein schon bejahrter Mann, ließ sich durch die Anwesenheit des österreichischen Gesandten nicht einschüchtern, trat zu der Prinzessin, kniete auf den Boden nieder und bat, sie möge ihn segnen; in ihrer durch so furchtbare Leiden geprüften Jugend erscheine sie ihm als eine Heilige, um deren Haupt das Martertum den Glorienschein gewoben habe.

Und woher das alles?

Nicht weil Maria Theresia Charlotte — das ist der Name der Prinzessin — eine Königstochter war, — nein, weil sie gut erzogen, und vor allem, weil sie fromm war. Hören wir sie selbst.

Als eine Dame die sechzehnjährige Prinzessin fragte, wie sie es denn ausgehalten habe, ganz allein zu sein anderthalb Jahre lang, so sagte sie:

„Ohne die Religion wäre das unmöglich gewesen; sie war meine einzige Hilfe und gewährte mir den einzigen Trost, für den mein Herz zugänglich war. Ich hatte die Gebetbücher meiner Tante Elisabeth aufbewahrt; darin las ich, vergegenwärtigte ihre Ermahnungen meinem Geiste, und suchte nicht davon abzuweichen, sondern sie genau zu befolgen.

Als ich sie zum letztenmale umarmte, und sie mir Mut und Ergebung einsprach, empfahl sie zugleich dringend, zu beantragen, daß man eine Frau mir zugselle. Obgleich ich die Einsamkeit unendlich einer Gefährtin vorzog, wie man sie mir damals gegeben haben würde, so verbot doch die Achtung vor dem Willen meiner Tante alles Zögern. Doch man wies mein Gesuch ab, und ich gestehe, daß ich froh darüber war.

„Meine Tante hatte das Unglück, das mir bestimmt war, nur zu richtig vorausgesehen, und mich deshalb daran gewöhnt, mich selbst zu bedienen und niemand zu bedürfen; auch hatte sie meine Zeit so eingeteilt, daß jeder Stunde ihre Beschäftigung zugewiesen war. Das Aufräumen meines Zimmers, das Gebet, die Lesung, die Arbeit, alles war geregelt. Sie hatte mich dazu angehalten, allein mein Bett zu machen und mich anzukleiden und außerdem nichts zu versäumen, was meine Gesundheit erhalten konnte. Um die Luft in meinem Zimmer zu erfrischen, ließ sie

mich Wasser aussprengen und bestand darauf, daß ich täglich eine Stunde, die Uhr in der Hand, auf- und abging, um die mangelnde Bewegung im Freien zu ersetzen."

Und als ihre Tante von ihr Abschied nahm, um selbst das Blutgerüst zu besteigen, da ermahnte sie in aller Eile noch das fünfzehnjährige Mädchen, Mut und Festigkeit zu zeigen, auf Gott zu vertrauen, den von ihren Eltern ererbten Grundsätzen treu zu bleiben und die letzten Ermahnungen derselben nie zu vergessen. Unter der Türe, als man sie hinausführte, wandte sie sich noch einmal um und rief zum letzten Abschied das Wort: „Denke an Gott, mein Kind!" — Das hat die Prinzessin getan, und Gott hat sie nicht verlassen. Er verläßt ja keinen, der ihn nicht zuvor verlassen hat.

Schwarze Schwestern in Uganda.

Bischof Streicher sagt, daß inmitten der unsäglichen Leiden, die der Krieg in seinen Vikariate verursacht hat, der wunderbare Fortschritt an einheimischen Schwestern in der Kommunität, seine süßeste Tröstung ist. Im November 1914 begannen diese Schwestern mit der Leitung von drei Anstalten; die Zahl ist jetzt bis auf zwölf gestiegen. Während des letzten Jahres haben diese demütigen und eifrigen Missionshelferinnen 3049 getaufte Kinder, 7 bis 10 Jahre alt, auf die erste heilige Kommunion vorbereitet; außerdem haben sie 2561 getauften Mädchen im Alter von 10 bis 14 Jahren eine christliche Erziehung gegeben, indem sie sechs Monate lange die Stelle von Müttern und Lehrerinnen an diesen Mädchen vertraten. Diese neue Anstalt, deren Bewohner man die wilden Blumen Christi nennen kann, zählt jetzt 52 Religiose, 25 Novizen und ungefähr 200 Postulanten.

*

Altes Gold und Silber, Uhren, Schmucksachen, usw., Blattzinn, Briefmarken seltener Benennung usw., bringe oder sende man nach

Headquarters of the St. Peter Claver Sodality
Fullerton Building,
Saint Louis, Missouri.

Wer hat die meisten Feinde?

Niemand auf der ganzen Welt, möge er weß- immer Standes und Berufes sein, hat mehr Feinde, als der pflichttreue katholische Geistliche. Als Soldat der heiligen Kirche, Diener des unveränderlichen Gesetzes, Wächter der Wahrheit und Ausspender der Gaben Gottes hat er alle zu Feinden, die gegen Gott, gegen sein Gesetz und gegen die Wahrheit kämpfen. Die zahlreichen Schismatiker, getrennt vom Gehorsam gegen den Statthalter Jesu Christi; die Tausende der häretischen Sekten, die dem Schafstalle des Herrn entlaufen sind; die Millionen Ungläubiger, welche der Glaube beunruhigt und quält; die ungezählten Sklaven der Sinnlichkeit, erschreckt durch alles, was sie im abgöttischen Frondienste der Wollust stören könnte; die Verbrecher, die ohne Unterlaß aus dem Munde des Priesters die Verurteilung ihrer Frevel hören müssen; die unsittlichen Romanschreiber, Dichter und alle Söldner des Lasters unter dem elenden Deckmantel der Kunst, Bildung und Wissenschaft; die Herrsch- und Gewinnsüchtigen, welche alle Rechte und Güter ihrer Mitmenschen an sich ziehen wollen; die Geheimbündler aller Arten und Schattierungen, mögen sie sich nun Sozialisten, Anarchisten, Freimaurer, oder wie immer nennen — die alle bilden insgesamt das große Heer der Feinde des pflichttreuen katholischen Priesters. Wahrlich! das muß man sich bei dieser Erwägung gestehen, hier finden die Worte Jesu Christi ihre volle Bestätigung: „Die Welt wird euch hassen". Aber zum Troste seiner so sehr verfolgten Jünger hat der Herr auch hinzugefügt: „Wenn ihr von dieser Welt wäret, so würde die Welt das Ihrige lieben, aber weil ihr nicht von dieser Welt seid, und ich euch von der Welt auserwählt habe, darum haßt euch die Welt." „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen und alles Böse mit Unwahrheit wider euch reden um meinetwillen! Freuet euch und frohlocket; denn euer Lohn ist groß im Himmel! denn ebenso haben sie die Propheten verfolgt, die vor euch gewesen sind."

Martin Marty, O. S. B.,

Erster Abt von St. Meinrad, erster Apostolischer Vikar des Territoriums Dakota, Bischof von Sioux Falls und St. Cloud, Apostel der Sioux-Indianer.

19)

XI.

Bischof von Sioux Falls.

Im Jahre 1889 wurde das Apostolische Vikariat Dakota in die zwei Bistümer Nord-Dakota und Süd-Dakota geteilt. Der bisherige Apostolische Vikar Martin Marty wurde von Seiner Heiligkeit Papst Leo XIII. zum ersten Bischofe der Diözese Süd-Dakota ernannt.

Zur Zeit dieser Teilung wirkten 41 Priester in Süd-Dakota, meistens in den östlichen und südlichen Counties des neuen Staates. Das westlich vom Missouri gelegene Land verblieb, mit Ausnahme der Schwarzen Hügel (Black Hills), noch im ungestörten Besitze des Indianers und der reichen Viehbarone, die hier auf der unbegrenzten Prärie die vorzüglichsten Weideplätze für ihre nach Tausenden zählenden Viehherden fanden.

Von den 41 Priestern, die außer den bereits genannten Ordenspriestern zur Zeit der Errichtung der Diözese hier tätig waren, konnte ich nur die Namen der folgenden neun finden: Rev. James Collins zu Ramona, Rev. J. J. Shea zu Emmet, Rev. Charles Robinson zu Jefferson, Rt. Rev. Msgr. Thomas Flynn zu Madison, Rt. Rev. Msgr. Heinrich Mensing zu Webster, Rev. Bernard Bunning zu Bridgewater und Rev. W. R. Haire zu Aberdeen.

Bischof Marty erwählte Sioux Falls zu seinem Bischofssitze, weil dies sich zur größten Stadt des Staates entwickelt hatte und weil es infolge seiner Eisenbahnverbindungen unter den großen Städten des Landes eine bedeutende Rolle zu spielen versprach. Diese Hoffnung erwies sich jedoch bald als trügerisch; dem schnellen Aufblühen sollte nur zu bald ein noch schnelleres Verwelken nachfolgen. Nach allen Seiten hin war der Stadtplan bereits vermessen und in Baulose eingeteilt worden. Überall entstanden Fabrikanlagen wie über Nacht. Jetzt stehen sie alle leer, und viele sind nur zur Hälfte vollendet und geben in ihrer Verlassenheit Zeugnis von der vergangenen Herrlichkeit. Im Jahre 1893 kam der Krach, und viele, die gestern als reiche Leute zur Ruhe gegangen, erwachten in der Frühe als Bettler.

Bischof Martin litt unter diesem plötzlichen Umschwunge des Glückes ebensoviel, wie der letzte seiner Untergebenen. Die Stadt Sioux Falls, oder vielmehr die Gesellschaft der großen Geschäftsleute dieser Stadt, hatte, um den Bischof zu bewegen, seinen Wohnsitz in Sioux Falls aufzuschlagen, sich freiwillig erboten, ihm ein Wohnhaus frei von allen Verbindlichkeiten zu erstellen. Diese Bedingung konnte nun unter den veränderten Verhältnissen nicht erfüllt werden, und infolge dessen mußte das Besitztum mit einer schweren Hypothek belastet werden. In einer älteren Diözese hätte dies wohl nicht soviel zu bedeuten gehabt, und heute wäre es auch für Sioux Falls keine allzuschwere Bürde, allein unter den damaligen Verhältnissen brachte es die Diözese fast an den Rand des Verderbens. Jede Gemeinde hatte schwer zu kämpfen, um ihre eigenen notwendigen Gebäulichkeiten zu errichten, oder ihren eigenen Verpflichtungen gerecht zu werden. Die meisten Priester seufzten in bitterer Armut, und viele aus ihnen hatten kaum genug zum Leben. Der Bischof gab zwar zu, daß ihm ein Wohnhaus errichtet wurde, doch hatte er dabei nicht so fast seine eigenen, als vielmehr die künftigen Bedürfnisse der Diözese im Auge.

Trotz der schwierigen Verhältnisse brachten die Arbeiten des Bischofs reichliche Frucht, sowohl auf geistigen, wie auf materiellem Gebiete. Die meisten der älteren Kirchen in Nord- und Süd-Dakota verdanken ihm ihr Dasein. Man darf sich unter diesen Kirchen keine kostbare Prachtbauten vorstellen; es waren vielmehr Gebäude, die den damaligen dringendsten Bedürfnissen und knappen Verhältnissen angepaßt waren und mit einem Kostenaufwand von 1000 bis 2500 Dollars errichtet wurden. Auf den Indianerkongressen, denen Bischof Marty, wenn immer möglich, beiwohnte, wurde er von den armen India-

nern mit Bitten um solche Kirchlein förmlich bestürmt, und in weitaus den meisten Fällen erhielten sie eine zusagende Antwort und das Versprechen einer neuen Kirche, und „tschante waschte" freudigen Herzens in der Hoffnung, nun bald in ihrer Niederlassung eine eigene neue Kirche zu haben, gingen sie heim. „In jenen gesegneten Tagen," schreibt der hochw. Missionär Pater Martin Kenel, O. S. B., „erhielten sie ihre Kirchen fast für die bloße Bitte (for the mere asking), da der Bischof sich auf die nie versiegende Freigebigkeit des edeln und hochherzigen Fräulein Katharina Drexel verlassen konnte. Man konnte damals hier und da die Meinung hören, daß die Indianer ihre Kirchen zu leichten Kaufes erhielten. Es war jedoch ein wohlüberlegtes und höchst weises Verfahren, ihnen so viele Kirchen zu geben, wie nur immer möglich, und zwar aus einem zweifachen Grunde; einmal waren die Indianer so sehr von allen Miteln entblößt, daß es nicht abzusehen war, wann sie imstande sein würden, selbst ihre Kirchen zu erstellen; und zweitens wurde durch diese Kirchen in den entferntesten Niederlassungen viel Gutes bewirkt. Eine kleine Missionskirche war in jener Zeit an und für sich schon eine beständige Mission und eine Quelle des Segens. Sie war eine fortwährende Erinnerung an das Übernatürliche, Himmlische, die dem Indianer vor allem notwendig war. Viele Orte wären heute noch ohne Kirchen, wenn sie sich dieselben damals nicht gesichert hätten. Darum war das für sie ausgegebene Geld wahrlich gut angewendet, indem es diesen armen umnachteten Wilden das Licht des Glaubens und der Gesittung vermittelte."

Die größere Anzahl dieser ersten Missionskirchen hat im Laufe der Jahre dauerhafteren Gotteshäusern den Platz geräumt; die einzige bleibende Kirche, die Bischof Marty geweiht hat, befindet sich zu Jefferson, Süd-Dakota. Viele von diesen Plätzen, die zu seiner Zeit nur Missionsstationen waren, haben heute ihre eigenen Priester. Statt der anfänglichen 41 Priester hat die Diözese Sioux Falls jetzt deren 122, von denen 13 religiösen Orden angehören. Die Zahl der Kirchen und Kapellen ist 187. Ferner hat die Diözese 29 Pfarrschulen mit 3831 Schülern, 1 Kolleg mit 100 Studenten, 1 Akademie und 5 Hospitäler. Ist die Ernte eine reiche, so wurde die Saat unter vielen Mühen, Entbehrungen und Gebeten von unserm guten Bischof Martin ausgestreut. Kein Kirchlein, kein Kapellchen war so gering, daß er es nicht von Zeit zu Zeit besucht hätte, und nur wenige gab es unter ihnen, die er nicht in eigener Person geweiht hat. Viele Plätze, die noch keinen Priester hatten, wurden in regelmäßigen Zwischenräumen von ihm besucht, bei welchen Anlässen er dann alle Arbeiten des gewöhnlichen Missionärs verrichtete, indem er die heilige Messe las, die Kinder im Katechismus unterrichtete, Beichten hörte, das Sakrament der Taufe spendete und Kranke besuchte.

Neben den Arbeiten und Sorgen, welche die Einrichtung und Verwaltung seiner neuen Diörese von ihm forderten, oblag aber dem Bischof Martin nach wie vor die Hirtensorge für alle seine geliebten Indianer in Nord-Dakota sowohl, wie in Süd-Dakota. Nach der Teilung des Territoriums Dakota und später der Diözese St. Cloud, Minn, übertrugen nämlich die hochw'sten Bischöfe Shanly und O'Gorman in gebührender Anerkennung der Verdienste des hochw'sten Bischofs Martin um die Bekehrung und Gesittung der Ureinwohner ihrer Diözesen diesem die volle Jurisdiktion über sämtliche Indianer ihrer betreffenden Sprengel. Unter vielen Mühen und Opfern wirkte nun der seeleneifrige Bischof wie bisher als Missionär unter seinen rothäutigen Kindern, die ihm ans Herz gewachsen waren. — Und sie haben ihn nicht vergessen, die einfachen Kinder der Wildnis, denen er das Licht des Glaubens gebracht und die Segnungen der katholischen Kirche vermittelt hat; noch heute erzählen sie sich in ihren Tipis und Versammlungen von ihm und preisen ihn als den geliebten „Sinasapa Itanca Tamahetscha — den Mageren Schwarzrock-Häuptling". —

„Wen Gott lieb hat, den züchtiget er", sagt uns die heilige Schrift. Und wie alle Lieblinge

Gottes, hatte auch Bischof Martin von Sioux Falls seine Kreuze zu tragen, und zwar schwere, sehr schwere Kreuze.

Im dritten Jahre seiner Amtsführung ereignete sich eine Begebenheit, die nicht allein die weitere Entwickelung der Indianermissionen bedeutend hemmte, sondern sie mit vollständiger Zerstörung bedrohte. Es war die durch den nimmer rastenden, fanatischen alten Störenfried Sitting Bull verbreitete Irrlehre, die unter den Namen „Messiaswahn" bekannt ist. Ich will die phantastische Geschichte dieser traurigen Verirrung und ihrer blutigen Folgen hier wiedererzählen, wie ich sie in dem Buche "My Friend the Indian" von James McLaughlin und in den "Reports of the Commissioner of Indian Affairs", 1891. Vol. I pag. 128 ff. gefunden habe.

Der Messiaswahn.

Im Spätsommer des Jahres 1890 kam „Stoßender Bär", ein überspannter Fanatiker des Minnikonju-Stammes, von der Cheyenne River Reservation in das Gebiet der Agentur Standing Rock und weihte Sitting Bull in die Geheimnisse der neuen Religion ein, die den Indianer zum Erben des ganzen Erdkreises machen sollte. Die neue Lehre übte eine ungeheure Gewalt aus über alle, die in irgend einer Weise von ihr angesteckt wurden. Der eifrigste Beförderer und Verbreiter des neuen Irrglaubens wurde Sitting Bull, der in ihm ein willkommenes Mittel erkannte, seinen schwindenden Einfluß auf seine Landsleute wieder zu heben. Auf eine Einladung dieses alten Wühlers kam der Medizinmann der Minnikonju, Stoßender Bär, am 9. Oktober 1890 nach Standing Rock, und mit diesem Datum beginnt der unglückselige Messiaswahn mit all den traurigen Folgen, die er für unsere bis dahin friedlichen Indianer hatte.

Wir geben nun das Wort dem Verfasser des Buches "My Friend the Indian":

„Ein-Stier", ein Indianerpolizist, hat mir mitgeteilt, was er über die Messiasbewegung erfahren hatte. Mit jener Treue des Gedächtnisses, welche diese ungelehrten Naturkinder auszeichnet, wiederholte er mir die Predigt des Stoßenden Bären Wort für Wort. Ich schrieb die Geschichte aus seinem eigenen Munde nieder, so wie sie hier folgt:

‚Meine Brüder, ich verkünde euch das Nahen des Tages, an dem es kein Blaßgesicht mehr geben wird, der seine Hand an den Zügel des Pferdes eines Indianers legen könnte; des Tages, an dem der rote Mann der Prärie die Welt beherrschen und von niemanden von seinen Jagdgründen wird vertrieben werden. Ich überbringe euch die Nachricht von euren Vätern, den seligen Geistern, daß diese nun ausziehen, um sich mit euch zu verbinden. Ihr Anführer ist der Messias, der einst vom Himmel herabgekommen ist, um auf Erden unter den Blaßgesichtern zu wohnen, aber von diesen verstoßen und getötet wurde. Ich habe die Wunder des Geisterlandes gesehen, ich habe mit den Geistern gesprochen. Ich bin sehr weit gereist und wurde mit der Botschaft zurückgeschickt, euch aufzufordern, euch vorzubereiten auf die Wiederkunft des Messias und die Rückkehr der Geister im Frühling.

In meinem Tipi auf der Reservation Cheyenne erhob ich mich am Ende des Maispflanzens, es ist sechzehn Monate her, und bereitete mich zur Reise. Ich hatte viele Dinge gesehen, und eine Stimme befahl mir, auszuziehen und den Geistern entgegenzugehen; denn sie würden zurückkehren und die Erde bewohnen. Ich reiste sehr, sehr weit auf den feurigen Wagen der weißen Männer, bis ich zu einem Orte kam, wo die Feuerwagen nicht weiter fahren. Dort fand ich zwei Männer, Indianer, die ich niemals gesehen hatte, die mich aber dennoch wie einen Bruder begrüßten und mir Fleisch und Brot gaben. Sie hatten drei Pferde, und wir ritten, ohne zu sprechen vier Tage lang und ich wußte, daß sie Zeugen sein sollten von dem, was ich sehen sollte. Dann sind wir noch zwei Sonnen (Tage) gereist, und die letzten Anzeichen der weißen Männer lagen weit hinter uns — denn kein Blaßgesicht hat je den Mut gehabt, so weit zu reisen — als wir einen fremden schwarzen Mann

Tatanka Iyotanka — Sitting Bull.

von schrecklichem Aussehen erblickten, der in Felle gekleidet war. Er wohnte allein und hatte Medizin (Zaubermittel), mit der er alles tun konnte, was er wollte. Er streckte seine Hand aus und machte große Haufen Geldes; eine weitere Handbewegung, neue Wagen, schön angestrichen und fertig zum Anspannen; wieder eine Handbewegung, und siehe, vor uns sprangen große Herden von Büffeln auf. Der schwarze Mann sprach und sagte uns, daß er ein Freund des Indianers sei, und daß wir bei ihm bleiben und nicht weiter gehen sollten und daß wir von dem Gelde, den Wagen und den Büffeln so viel nehmen könnten, wie uns beliebe. Allein unser Herz wendete sich ab von dem schwarzen Mann, meine Brüder, und wir verließen ihn und reisten noch zwei Tage weiter.

Am Abend des vierten Tages, als wir müde und schwach waren von unserer Reise, suchten wir einen Lagerplatz und wir begegneten einem Manne, der wie ein Indianer gekleidet war, dessen Haar lang war und glänzte wie das gelbe Geld des weißen Mannes. Sein Gesicht war überaus schön anzuschauen, und als er sprach, wurde mein Herz fröhlich und ich vergaß meinen Hunger und alle Beschwerden, die ich bestanden hatte. Und er sagte: „Willkommen, meine Kinder. Ihr habt wohl daran getan, diese lange Reise zu unternehmen, um zu mir zu kommen. Verlaßt eure Pferde und folget mir." Und unser Herz sang in unserer Brust, und wir waren überaus froh. Er ging vor uns her eine große Leiter hinan, die aus kleinen Wolken bestand, und wir folgten ihm in die Höhe durch eine Öffnung im Himmel.

Meine Brüder, die Zunge des „Stoßenden Bären" ist gerade, und er kann nicht alles erzählen, was er sah; denn es ist kein Redner, sondern nur der Vorläufer und Bote der Geister. Der, dem wir folgten, führte uns zum großen Geiste und dessen Weib und wir lagen ausgestreckt auf dem Boden, aber doch sah ich, daß diese gekleidet waren, wie Indianer. Dann zeigte man uns durch die Öffnung im Himmel alle Länder der Erde und die Lagerplätze unserer Väter vom Anbeginn. Alle waren sie da, die Tipis und die Geister unserer Väter, die großen Büffelherden, und ein Land welches lachte, weil es so reich, und der weiße Mann nicht zugegen war. Dann zeigte unser Führer uns seine Hände und Füße, und es waren Wunden in denselben, die von den weißen Männern gemacht waren, von den weißen Männern, als er zu ihnen kam und sie ihn kreuzigten. Und er sagte uns, daß er wieder auf die Erde kommen werde und diesesmal würde er bleiben und bei den roten Männern wohnen, die sein auserwähltes Volk seien.

Dann wurden Sitze von reichem Pelzwerk von Tieren, die ich nicht kenne, aufgestellt, und wir setzten uns vor die offene Türe des Tipi des Großen Geistes, und man lehrte uns die Gebete und Tänze, die ich nun meine Brüder zu lehren gekommen bin. Und der große Geist redete zu uns und sprach also: „Bringe diese Botschaft zu meinen roten Kindern, und rede zu ihnen, wie ich es dir sage. Seit vielen Monden habe ich die

Indianer nicht mehr angesehen, jetzt aber will ich sie zu meinem Volke machen, wenn sie mir in dieser Botschaft gehorchen. Die Erde fängt an, alt zu werden, und ich will sie wieder neu machen für mein auserwähltes Volk, die Indianer, die sie bewohnen sollen. Und in ihrer Mitte werden wohnen alle jene von ihren Vorfahren, die gestorben sind; ihre Väter, ihre Mütter, Brüder, Vettern und Weiber — alle, die meine Worte hören wie sie gesprochen werden durch die Zunge meine Kinder. Ich werde die Erde mit neuem Land bedecken zur Tiefe von fünfmal der Höhe eines Mannes, und unter diesem neuen Land werden alle Blaßgesichter begraben alle Löcher und Moräste werden ausgefüllt werden.

Das neue Land wird mit süßem Gras und fließendem Wasser und Bäumen bedeckt sein, und Herden von Büffeln und Ponies werden darauf umherschweifen, auf daß meine roten Kinder essen und trinken und jagen und sich freuen mögen. Und das Meer, die nach Westen ist, werde ich ausfüllen, so daß keine Schiffe darüber fahren können, und die andern Meer werde ich unbefahrbar machen. Und während ich die neue Erde mache, werden die Indianer, die diese Botschaft gehört haben und tanzen und beten und glauben, in die Luft emporgehoben werden und dort schweben bleiben, bis die Masse der neuen Erde niedergefallen ist; darauf werden sie niedergesetzt werden unter die Geister ihrer Vorfahren, Verwandte und Freunde. Jene meiner Kinder, welche zweifeln, werden an widerwärtigen Orten zurückgelassen werden, wo sie umherirren und wandern müssen, bis sie glauben und die Lieder und den Tanz der Geister lernen. Und während meine Kinder tanzen und sich bereiten für die Vereinigung mit den Geistern sollen sie keine Furcht haben vor den Weißen; denn ich werde den Weißen das Geheimnis wegnehmen, Schießpulver zu machen, und das Pulver, das sie jetzt vorrätig haben, wird nicht brennen, wenn es gegen die roten Männer, meine Kinder, gerichtet ist, welche die Gesänge und Tänze der Geister wissen; dagegen wird das Pulver, das meine Kinder, die roten Männer besitzen, brennen und töten, wenn es von denen, die glauben, gegen die weißen Männer gerichtet wird. Und wenn ein roter Mann von den Händen der weißen Männer getötet wird, während er tanzt, so wird sein Geist nur bis ans Ende der Erde gehen und dort sich den Geistern seiner Väter beigesellen und im nächsten Frühling zu seinen Freunden zurückkehren. So gehet denn, meine Kinder, und verkündet diese Dinge allem Volke und bereitet euch vor auf die Ankunft der Geister.

Man gab uns Speise, die gut und süß zu verkosten war, und als wir saßen und aßen, da kam durch die Wolken herauf ein Mann so groß wie ein Baum und so dünn wie eine Schlange. Große Zähne ragten aus seinem Munde hervor und sein Körper war ganz mit kurzen Haaren bedeckt. Wir wußten sogleich, es war der böse Geist. Und er sagte zum Großen Geiste: „Ich verlange die Hälfte aller Bewohner der Erde". Und der Große Geist antwortete und sprach: „Ich kann sie dir nicht geben, ich liebe sie alle zu sehr." Der böse Geist forderte sie zum zweitenmale, und wurde zum zweitenmale abgewiesen; und er forderte zum drittenmale, und dann sagte der Große Geist, er könne die Weißen haben und mit ihnen machen, was er wolle, daß er ihm aber keine Indianer ausliefern könne, da diese für alle Zukunft sein auserwähltes Volk sein würden. Dann zeigte man uns die Tänze und lehrte uns die Lieder, die ich euch jetzt bringe, meine Brüder. Der, welcher uns die Leiter hinaufgeführt hatte, führte uns jetzt wieder herab. Wir fanden unsere Pferde und ritten zurück bis zu den Feuerwagen. Der Messias schwebte in einer Wolke immer über uns und lehrte uns die Lieder und die neuen Tänze. Bei den feurigen Wagen verließ er uns und befahl uns, zu unserem Volke zurückzukehren und ihm und allen roten Nationen zu verkünden, was wir gesehen hatten, und er versprach uns, daß er nicht wieder in den Himmel zurückkehren werde, sondern auf der Erde bleiben und die Geister unserer Väter zu uns bringen werde, sobald der nächste Winter vorüber sein wird.'"

*

Man kann sich vorstellen, welch ungeheuren Eindruck diese, mit der Schlauheit der Hölle ersonnene Erzählung auf die einfachen und leichtgläubigen Rothäute machen mußte. Eine verderblichere Irrlehre als diese hatte ihnen nicht verkündet werden können. Sie paßte sich dem von den Vorfahren ererbten Aberglauben der Indianer enge an, versprach ihnen die Befreiung von dem verhaßten Joche der Weißen und die Rückkehr zur ungebundenen Freiheit der Väter inmitten von paradiesischen Jagdgründen, die von großen Herden fetter Büffel die nur erlegt, und prachtvoller wilder Pferde, die nur gefangen zu werden brauchten, wimmelten. Ist es zu verwundern, daß viele sich den Täuzen anschlossen, die den Schlüssel zu all diesen Herrlichkeiten bildeten? Dennoch hielten sich viele von den besonneren Indianern, besonders der bekehrten, der Bewegung fern, obgleich sie deswegen dem Spott und der Verfolgung von seiten der Mißleiteten ausgesetzt waren.

Einer der eifrigsten Anhänger und Verbreiter der neuen Lehre wurde Sitting Bull, dieser böse Geist der Sioux, der in ihr die Gelegenheit wahrnahm, seinen schwindenden Einfluß auf seine Stammesgenossen wieder zu heben. Er stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen und maßte sich die Würde eines Apostels und Hohenpriesters des neuen Kultus an. Er fastete und betete so strenge, daß er zu einem Skelett abmagerte, und tanzte und sang mit einer Begeisterung, die seine Nachfolger unwiderstehlich mit sich riß. Am 15. Oktober 1890 zerbrach Sitting Bull in einer Versammlung der Geistertänzer unter großen Zeremonien die Friedenspfeife und erklärte, er sei bereit, zu kämpfen und, wenn es sein müsse, für die neue Lehre sein Leben zu lassen. So kam es zur offenen Empörung. Der Agent der Reservation Standing Rock, Herr McLaughlin, sandte eine Abteilung der Indianerpolizei, um Sitting Bull festzunehmen. Dieser widersetzte sich und forderte seine Leute zum Feuern auf. Der Leutnant Büffelkopf von der Indianerpolizei wurde tödlich getroffen, wandte sich aber schnell herum und tötete Sitting Bull durch eine Kugel in die Brust. Dies geschah am 15. Dezember 1890. Achtzig Stunden später starb Büffelkopf an seiner Todeswunde.

Hätte Bischof Marty damals in Standing Rock sein können, so wäre der Tod Sitting Bulls und der blutige Krieg, der darauf folgte, vielleicht abgewendet worden.

Durch den Tod Sitting Bulls wurde zwar dem Unfug ein Dämpfer aufgesetzt, doch war die Gefahr noch keineswegs beseitigt; vielmehr rotteten sich die unzufriedenen Indianer zusammen und zogen mit Empörern von den übrigen Reservationen in die Wüste der sogenannten „Bad Lands", wo sie ein Lager aufschlagen. Jetzt griff das Militär ein, und durch den Anblick der vielen marschierenden Soldaten erschreckt, flohen nun auch viele der bisher noch ruhig gebliebenen Indianer mit Weibern und Kindern zu den „Bad Lands", wo sie sich mit den Aufrührern vereinigten. Hier wurden die Indianer von den Soldaten umzingelt und zur Übergabe und Ablieferung der Waffen aufgefordert. Die Flüchtlinge gehorchten. Die Männer kamen mit entfalteter weißer Friedensflagge den Soldaten entgegen, während die Weiber und Kinder bei den Zelten blieben, über denen ebenfalls die Friedensfahne wehte. Nachdem ein Teil der Waffen abgeliefert worden, feuerte ein halbverrückter indianischer Taugenichts auf die Soldaten und tötete einen ihrer Offiziere. Sofort öffneten die Soldaten ein mörderisches Feuer auf die gedrängt stehenden Indianer und töteten 84 Männer und Knaben. Von den Soldaten fielen, da die Indianer das Feuer erwiderten, 25 Mann. Dann erfolgte der Angriff auf die Weiber und Kinder, bei dem die Soldaten ihrer Grausamkeit freien Lauf ließen. Hören wir, was einer der indianischen Abgeordneten, die später in Washington bei dem Präsidenten eine Audienz hatten, über dieses Gemetzel berichtet:

„. . . . . Die Männer waren von den Frauen getrennt und waren von Soldaten umringt. In der Nähe war das Lager der Indianer, und das war ebenfalls von den Soldaten umzingelt. Als das Schießen begann, wurden natürlich die Män-

ner, welche unmittelbar um den jungen Mann standen, der den ersten Schuß abgefeuert hatte, alle zusammen getötet, und dann richteten sie (die Soldaten) ihre Gewehre, Hotchkiß-Kanonen usw. auf die Weiber, welche in den Zelten waren, über denen die Friedensflagge aufgehißt war. Und natürlich, sobald auf diese gefeuert wurde, flohen sie. . . . Da war eine Frau mit ihrem Kinde auf dem Arm, welche getötet wurde, als sie fast die Friedensfahne berührte. Und die Weiber und Kinder liefen natürlich im Lager hier und da zerstreut umher, bis auch sie umgebracht wurden. Ganz nahe der Friedensfahne wurde eine Mutter mit ihrem Säugling niedergeschossen; das Kleine aber wußte nicht, daß seine Mutter tot war, und suchte noch seine Nahrung an ihrer Brust, und das war ein ganz besonders trauriger Anblick. Die Weiber, die mit ihren Windelkindern auf dem Rücken flohen, wurden zugleich mit diesen durch und durch geschossen und getötet, und die Weiber, welche in naher Zeit der Geburt ihres Kindes entgegen sahen, wurden auch getötet. Alle Indianer flohen in drei Richtungen, und nachdem die meisten von diesen niedergemacht waren, erhob sich ein Ruf, daß alle, die nicht getötet oder verwundet seien, hervorkommen sollten; sie würden in Sicherheit sein. Eine Anzahl kleiner Knaben, die nicht verwundet waren, kam aus ihren Verstecken hervor und sobald sie sich zeigten, wurden sie von den Soldaten umringt und auf der Stelle abgeschlachtet. Natürlich ist unser Herz über diese Dinge sehr betrübt." . . .*

Das ist die sogenannte Schlacht am Wounded Knee Creek.

Was von den Indianern diesem scheußlichen Blutbade entging, floh weiter in die unwegsame Wildnis der „Bad Lands" hinein, knirschend, grollend und Rache brütend. Von hier aus überfielen sie die Ansiedlungen der Weißen, brannten deren Häuser nieder und trieben das Vieh weg oder schlachteten es. Bei einem dieser Rachezüge zerstörten sie auch die Regierungsgebäude der Pine Ridge Agentur. Bei dieser Gelegenheit kam es mit den Soldaten zu einem Gefecht, aus welchem die Indianer als Sieger hervorgingen. Dieses Gefecht wird von einer Schwester an der katholischen Schule in Pine Ridge in einem Briefe sehr lebhaft beschrieben. Leider ist der Brief nur als Bruchstück in meine Hand gekommen, aber auch so ist er noch interessant genug.

Holy Rosary Mission, Pine Ridge,
January 15, 1891.

Teure Mutter Pudentiana und liebe Schwestern!

Gewiß sehnen Sie sich ängstlich danach, zu erfahren, wie es uns hier geht. Dem lieben Gott und der Allerseligsten Jungfrau, unserer Schutzpatronin, sei Dank, wir sind bis jetzt in Gnaden verschont geblieben, und niemand hat versucht, der Mission oder ihren Einwohnern im geringsten zu schaden, obschon wir schreckliche Wochen durchlebt haben.

Am Tage nach der Schlacht am Wounded Knee Creek bot die Gegend einen fürchterlichen Anblick. In allen Richtungen stiegen die Flammen zum Himmel empor; denn die erbitterten Wilden steckten alles in Brand. Um 10 Uhr brannten sie die Tagschule der Regierung, die einen Weg von 5 Minuten von uns entfernt ist und auf dem Hügel liegt, nieder. Ihr Werk war gräßlich anzusehen. Aber es sollte noch viel schlimmer kommen. Ungefähr 10 Minuten später machten mehr als tausend Truppen (das 7. Kavallerieregiment) vor der Agentur ihr Erscheinen. Sie glaubten, unsere Mission stehe in Flammen. Und wie sie ritten! Man unterschied kaum Roß und Reiter; beide bildeten nur eine unbestimmte Erscheinung. Schon von ferne riefen sie so laut, daß es durch die ganze Mission schallte: „Alle noch Leben?" Und fort waren sie, den Brandstiftern nach, welche zu dem nahen Gehölz zurückgekehrt waren, wo die Indianer ihr Lager hatten. Diese zählten 7000. Unkluger Weise ließen sich die Soldaten, die nicht wußten, wie viele in der Nähe im Hinterhalt lagen, in einen

* Aussage des Häuptlings „Amerikanisches Pferd" vor dem Indianerkommissär. Dolmetscher: Mr. Cook. (Report of the Commissioner of Indian Affair 1891, Vol. I. pag. 181.)

Kampf mit ihnen ein, gerade vor unserer Türe. Die Kugeln pfiffen an unsern Fenstern vorbei. Offenbar würden die Indianer gewonnen haben, wenn die Truppen sich nicht zurückgezogen hätten. Das Geheul der 7000 Indianer hätten Sie hören sollen, so oft einer der Soldaten zu Falle gebracht war! Zwei der verwundeten Soldaten wurden in die Mission getragen, und gegen 4 Uhr kehrte das Regiment zur Agentur zurück. Für drei oder vier Tage nach diesem Zusammenstoß war die Ebene so still wie ein Grab. So weit das Auge reichte, war kein menschliches Wesen zu erspähen. Das einzige Lebenszeichen der Indianer war der fürchterliche Feuerschein brennender Häuser am fernen Horizont. Wir legten uns in unseren Habiten zur Ruhe. Die Jesuitenbrüder bewachten die Ebene die ganze Nacht. Unser Wasserschlauch wurde am Kran gelassen, und jede von uns hatte ihre Aufträge, was sie zuerst retten solle; denn wir kannten die Gesinnung der Wilden gegen uns nicht.

Holy Rosary Mission, Pine Ridge, S. D.

„Drexel-Schule," wo dieser Brief geschrieben ist.

Eines Tages fuhr der hochwürdige Superior in einem Buggy zur Agentur. Unterwegs begegneten ihm zwei indianische Krieger und befahlen ihm, umzukehren. Als der Priester zögerte, wendeten sie das Pferd herum, legten Hand an die Räder und zwangen ihn so, zur Mission zurückzukehren. Später erfuhren wir, wie freundlich die Indianer gegen uns und die Priester gesinnt waren. Diese zwei Indianer wollten nur das Leben des Vaters Superior retten, weil damals in der Agentur ein blutiger Kampf entbrannt war. Sie sagten, ihr lieber Sinasapa solle nicht getötet werden. Der Priester erkannte diese beiden Indianer nicht, da sie fürchterlich mit Farben beschmiert waren.

Am Neujahrstage hatten wir Aussetzung des Allerheiligsten und beteten inbrünstig um Frieden. Der hochw. Vater Stephan von Washington, Kommissar des Katholischen Indianerbüros, kam, sobald er hörte, daß wir in Gefahr seien, hierher, um uns wegzuführen. Am Morgen opferten wir nach altbewährter Märtyrerweise unser Leben dem lieben Gott auf und baten ihn, das Opfer anzunehmen. Wir verziehen unseren Mördern zum Voraus und baten um ihr ewiges Heil, wenn wir grausam getötet werden sollten. Am Abend während der Erholungszeit teilte ich den Schwestern mit, daß wir wahrscheinlich am nächsten Morgen würden scheiden müssen, daß acht von uns abreisen sollten, daß aber ich mit einer der Schwestern bei den Indianerkindern bleiben würden. Diese Mitteilung betrübte die Herzen der Schwestern, aber keine wollte fortgehen. Ich konnte kaum die Tränen zurückhalten beim Anblicke solcher Anhänglichkeit. Ich gab nach, und so beschlossen wir einmütig, beisammen zu bleiben, wenn es uns nicht im Gehorsam befohlen würde, zu fliehen.

Als ich am nächsten Morgen dem Vater Stephan unsern Entschluß mitteilte, war er damit einverstanden, wurde aber vor seiner Abreise wieder beunruhigt und telegraphierte an den hochwürdigsten Bischof Marty, der durch eine De-

pesche antwortete, daß wir, falls die Gefahr drohend werden sollte, im heiligen Gehorsam abreisen müßten. Eine ähnliche Depesche kam am nächsten Tage von unserer Oberin in Buffalo, Mutter Zäzilia, die durch Schwester Katharina (Miß Drexel) beeinflußt, uns befahl, unser Leben zu retten. Am Montag kam noch ein drittes Telegramm von den Schwestern der Barmherzigkeit in Omaha, die uns ihr Heim als Zuflucht anboten. Dieses Anerbieten war ebenfalls durch Schwester Katharina bewirkt worden. Ich schrieb an die Schwestern in Omaha und dankte ihnen für ihre Güte. Dann schrieb Schwester Katharina uns gestern einen schönen und rührenden Brief. Sie schickte jeder von uns ein schönes Bild und zeigte mir an, daß alle Schwestern der Barmherzigkeit eine dreitägige Andacht gemacht und die heilige Kommunion aufgeopfert hätten für uns und die armen Indianer und daß Messen für uns gelesen worden seien. Mit innigstem Danke gegen Gott und seine heiligste Mutter sei es aller Welt verkündet, daß er allein, und kein anderer, bewogen durch alle die Gebete, die an so vielen Orten für uns verrichtet worden sind, uns vor jedem Schaden bewahrt hat.

Wir waren in der Tat ihm ganz überlassen. Kein Soldat (ausgenommen das eine Mal), noch sonst jemand, hat sich uns als Schützer gezeigt. Unser Vertrauen ist gestärkt worden. Wen er retten will, den rettet er. Es ist uns als hörten wir noch die Kanonen brüllen und als fühlten wir die Kugeln unsere Brust durchbohren. Jeden Morgen starrte uns der Tod in das Angesicht, und jeden Abend dachten wir, diese Nacht ist die letzte, und unsere Mission ist morgen ein Haufen rauchender Trümmer.

Alles dieses schreibt und liest sich leicht, etwas ganz anderes aber ist es, die Wirklichkeit selbst zu erfahren. Ungefähr 7000 Wilde, die von allen Seiten her zusammengelaufen waren, lagerten eine halbe Stunde Weges von unserer Mission. Sie waren schrecklich anzusehen; ganz gelb bemalt, mit großen roten Klecksen, wie Blutflecken im Gesicht . . ." Hier endet das Brieffragment. —

Es fanden noch einige Scharmützel mit den Truppen statt, aber gegen das Ende des Monats Januar waren die Indianer wieder auf ihre Reservationen zurückgekehrt und die Ruhe war wieder hergestellt. Forts. folgt.

Der liebe Gott hält Mission.

Sengend schwül die Julisonne! Weizenfelder ährenschwer!
Schwüler noch, und angstbeklommen blickt Europa um sich her.
Wie ein Blitz aus heiterem Himmel schallt das blutig ernste Wort:
Krieg im Osten! Krieg im Westen! tönt es fort von Ort zu Ort.
Für die Heimat kämpfen, sterben! sagt sich jede Nation.
Blicket auf, ihr Menschenkinder: Unser Gott hält Mission!

Alle sind wir schuldbeladen, alle haben wir gefehlt.
Dir, o Leiter der Geschicke, bleibt kein Unrecht je verhehlt.
In der Suche nach dem Glücke wollt' der Mensch nicht zu Dir fleh'n,
Zu dem Schöpfer aller Dinge; und Dein Auge hat's geseh'n.
„Voll des Mitleids und Erbarmens über jede Nation,"
Sprachest Du, o Allgerechter, halt Ich Selbst nun Mission."

Ihr am Rheine, an der Donau, hörtet Seiner Stimme Macht,
Als im heißen Pulverdampfe die Kanonen wild gekracht;
Und des Vaterlandes Söhne mutig gingen in den Tod,
Leuchtet herrlich an dem Himmel wunderbar ein Morgenrot:
Tiefbewußt ob deiner Sünden, rufst du, deutsche Nation,
Allerbarmer, sei uns gnädig: Segen bring' die Mission!

Nicht das Laster, „freies Leben", — laut bekennt es der Soldat —,
Glaube, Tugend, diese stählen unser Blut zur Heldentat.
Auch die einstens in dem Lehrsaal Gottes Dasein frech verlacht,
Hat des Schöpfers Kriegespredigt wieder zum Verstand gebracht.
Kämpft denn einig, deutsche Brüder, einig, und dem Feind zum Hohn!
Vaterland! Sieh' hier dein Segen, in der Weltenmission.

Seh' ich dich, du armes Frankreich, leugnen Gottes Dasein laut!
Hast du jenes Wort vergessen: „Wenn der Herr das Haus nicht baut . . . ."
Was nützt deiner Söhne Bluten, deren Mut mit Herz und Hand?

Kommt der Segen nicht von oben in dein armes Frankenland?
Kehr zurück zum Vaterherzen, wie einst der verlor'ne Sohn;
Dann, ja dann wird dir zum Segen Gottes heilige Mission.

Ob die Heimat an der Themse, oder an der Wolga steht,
Lügen haben kurze Beine; doch die Wahrheit nicht vergeht!
Völker, ob im sonn'gen Süden, oder Ost und West ihr wohnt,
Euer höchster Lenker ist Der, so da über Sternen thront.
Jenem Volke wird beschieden die ersehnte Siegeskron',
Das die Stimme höret Dessen, der da predigt Mission.

Ign. Forster, O. S. B.

Als Christ gestorben.

(Nach einer wahren Begebenheit erzählt von M. Buol.)

Vor der Tür Nr. 7 steht eine blasse, kleine Frau, das schmächtige Gesicht umrahmt von der großen, weißen Haube der Bretonischen Bäuerinnen. Ein Beben und Zucken fliegt von Zeit zu Zeit über ihre Züge. Die zitternden Hände hält sie unter der Schürze versteckt, damit niemand sehe, was sie da hält. Ach nein, niemand darf es wissen, daß es ein Rosenkranz ist, den ihre Finger umklammern!

Vom Krankensaale heraus dringen Rufe, die ihr das Herz zerreißen: „Yvonne! Yvonne!"

Ihr Name ist das, und der ihn ruft, ist ihr Mann! Ihr Mann, dem eine Granate den rechten Arm weggerissen und den Leib zerfleischt hat, und von dem man ihr geschrieben hat, daß er sterben müsse!

Aber sie darf nicht zu ihm, wenigstens nicht gleich. Kaum in der Stadt angekommen, ist sie zum Lazarett geeilt, hat nach ihm geforscht, hat ihn gesehen, erkannt. O ja, gleich hat sie ihn erkannt, wenn er sich schon arg genug verändert hat während des harten Lebens in den Schützengräben, während des rauhen Winters in den Argonnen! O, und das Aufleuchten in seinem müden, schmerzzerrissenen Gesichte! Aber gleich hat ihr ein Sanitäter den Weg vertreten: „Wissen Sie denn nicht, daß man erst um drei Uhr besuchen darf?"

Sie hat wieder hinaus müssen. Und nun steht sie schon eine volle Stunde da und hört ihn rufen. Und ihre Seele will zerschmelzen vor Weh und Mitleid.

Allmählich sind die Rufe verstummt. Der arme Verwundete meint wohl, sie sei weggegangen. Sie ist froh, seinen Wehruf nicht mehr zu hören. Sie muß ja ruhig bleiben und sich sammeln. Sie muß besonnen handeln und reden. Nicht von Liebe und Mitleid will sie ihm sprechen. Sie will ihn erinnern an das einzig Notwendige. Sie will ihn mahnen, an der Schwelle der Ewigkeit seine Rechnung mit Gott abzuschließen.

Yvonne und Pierre haben sich geliebt und geheiratet wie so viele, die auf ein langes, glückliches Leben Seite an Seite rechnen. Pierre war kein Ungläubiger, kein Spötter, aber freilich auch kein praktischer Christ. Ihm war es genug, ein tüchtiger Arbeiter und fleißiger Landwirt zu sein. Und Yvonne, die in ihrer reinen aber blinden Liebe gehofft hatte, den Mann für Gott zu gewinnen, sah sich bald enttäuscht. Bald hatte Pierre genug von der stillen, sanften Frau, bald wandte er sich von ihr ab und zertrat ihr Herz. Sie duldete Jahr für Jahr und betete und darbte nach einem guten Wort von ihm. Aber erst als der Krieg ausbrach, und die Stunde des Abschiedes kam, erwachte etwas von seiner alten Liebe. Doch als sie, seine gerührte Stimmung benützend, ihn bat, zu beichten, da lachte er nur. — „Das wäre eine zu lange Rechnung, Liebe!"

Und nun liegt er tödlich verwundet im Lazarett. Nun muß sie doch gemacht werden, die lange Rechnung. Und Yvonne fühlt, daß es von ihr töricht, ja grausam wäre, wenn sie die kurze Frist, die ihr gegönnt ist, vergeuden würde in Ergüssen irdischer Liebe und Teilnahme, zu denen ihr Herz sie treibt, worin sie vielleicht vorübergehende Erleichterung fände.

Drei Uhr schlägt's auf der großen Uhr vom nahen Stadtturme. Nun gibt's kein Zögern mehr für Yvonne. Rasch läßt sie den Rosenkranz in ihre Tasche gleiten, drückt auf die Klinke, steht neben ihm! Er hebt den Kopf aus den Kissen. Sein linker Arm streckt sich ihr zum Willkomm entgegen. — „Ich fürchtete schon, sie hätten dich verscheucht."

einem fast heiteren Lächlen in seinen edlen Zügen fort, „ich möchte heute dieselbe Frage wie damals an Euch stellen! Gute Freundin meiner Jugendzeit, wollt Ihr mir nicht wieder die Lämmlein hüten? Ich stehe eben im Begriffe, ein Kloster zu gründen für fromme Frauen, deren Aufgabe darin besteht, armen verlassenen Waisenkindern Pflege und Erziehung zuteil werden zu lassen. Wollt Ihr die oberste Leiterin des Klosters werden an der Seite Eurer frommen Enkelin und diese zu Eurer künftigen Nachfolgerin heranbilden?“

Die beiden Frauen waren keines Wortes mächtig. Wie, sollten sie, die beiden Verlassenen, plötzlich ein Heim gefunden haben, wie sie sichs längst im stillen ersehnt hatten? Ihre Blicke kündeten deutlich, daß sie durch diese Worte im tiefsten Herzen bewegt und erfreut waren.

„Nun denn,“ sagte Felice Peretti, „so folgt mir, ich will Euch noch in dieser Stunde ein Asyl im Hause frommer Frauen bereiten, von wo Ihr gar bald Euren Einzug in Euer neues Heim halten könnt. Morgen aber besuchet mich in meinem Hause, wo ich —“ fügte er mit Rührung bei, „noch immer den eichenen Hirtenstab aufbewahre, der einst für meinen nun längst in Gott ruhenden Vater ein gar teures Andenken gebildet hatte, während mir der Allmächtige in seinem unerforschlichen Ratschlusse vor kurzem einen goldenen Hirtenstab in die Hand legte.“

„Einen goldenen Hirtenstab?“ stammelte Marietta, welche lange Zeit hindurch den äußeren Vorgängen in der Welt keine Beachtung geschenkt hatte und eine Ahnung dämmerte in ihrem Gehirn. Luzia aber hauchte, keinen Blick von dem ehrwürdigen Priestergreise wendend: „Ihr seid Felice Peretti, der spätere Kardinal Montalto, der nun den Namen Sixtus trägt!“ und sank zu den Füßen des edlen Tröfters nieder.

Es hatten sich mittlerweile mehr und mehr Kirchenbesucher in das Gotteshaus hereinbewegt und siehe, jetzt gewahrte einer derselben den silberhaarigen Greis mit dem engelsanften Angesichte, auf welches sich eben durch das hohe Bogenfenster ein Strahl der Abendsonne senkte; sofort hatte er ihn erkannt und er kniete gleich dem Mädchen vor ihm nieder und küßte den Saum seines Gewandes und auch andere folgten seinem Beispiele und sie lispelten: „Seht, seht, der Heilige Vater geht wieder, um unerkannt zu bleiben, im schlichten Kleide einher, Traurige zu trösten und Bedrängten zu helfen für Gottes Lohn!“

Der Heilige Vater?! Felice Peretti, der einstige Hirtenknabe von Grotte a mare, der spätere schlichte Franziskanermönch, sollte das Oberhaupt der Kirche sein?

Fast unglaublich schien es den beiden Frauen und gar vielen Zeitgenossen des neugewählten Papstes, der kurz vor dieser Begebenheit den Stuhl Petri bestiegen hatte! Gottes Wege sind wahrhaft wunderbar, er hatte in seiner Macht und Güte den kleinen Hirten von Grotte a mare zu dem großen Hirten erhoben, den die Geschichte den glorreichen fünften Sixtus nennt. . .

Großartig sind die Werke Sixtus V. Zeugen sie aber auch für alle Zeiten von seinem ruhmreichen tatkräftigen Wirken, so möge auch jener edle Zug aus seinem Leben nicht vergessen sein, als der große Sixtus eines Freundschaftsdienstes nicht vergaß, der ihm in seiner Jugendzeit erwiesen worden war, indem er nun derjenigen, die damals seinetwillen Leid erfahren hatte, mit sanfter Hand die vom Schicksal geschlagenen Wunden heilte, mit der bedeutungsvollen und rührenden Frage: „Willst du mir die Lämmlein hüten?“

Die Gnade Gottes wirkt allgewaltig mit dem Einfältigen und Demütigen, zieht sich aber von jedem Selbstsüchtigen, selbst im edelsten Gewande der totalen Hingabe an den Nebenmenschen, zurück. Bischof Ketteler.

Der reinste Ton, der durch das Weltall klingt,
Der reinste Strahl, der zu dem Himmel dringt,
Die heiligste der Blumen, die da blüht,
Die heißeste der Flammen, die da glüht:
Ihr findet sie allein, wo fromm gesinnt,
Still eine Mutter betet für ihr Kind.

Martin Marty, O. S. B.,

Erster Abt von St. Meinrad, erster Apostolischer Vikar des Territoriums Dakota, Bischof von Sioux Falls und St. Cloud, Apostel der Sioux-Indianer.

20)

Es möge hier nachgetragen werden, daß Bischof Martin Marty neben seinen vielen und beschwerlichen Arbeiten als Indianermissionär noch Zeit zu finden wußte, um seine Vorliebe für literarische Beschäftigung zu betätigen.

Im Jahre 1888 erschien aus seiner Feder im Verlage von Gebrüder Benziger als Prämie des „Wahrheitsfreund" und als Andenken an das 50-jährige Jubiläum dieses Blattes das Lebensbild des hochw'sten Dr. Johann Martin Henni, des Gründers des genannten hochverdienten, leider jetzt eingegangen katholischen Wochenblattes.

Die für den hochw'sten Herrn Verfasser so charakteristische Vorrede zu dieser geradezu mustergültigen Lebensbeschreibung soll hier ihren Platz finden.

An die Leser des „Wahrheitsfreund"!

Ich sitze hier am Schreibpulte im Arbeitszimmer des verewigten Erzbischofs Johann Martin Henni, um die Vorrede zu seiner Lebensskizze zu schreiben. Ich bin auf allen Seiten umgeben von den Bauwerken und Anstalten, welche seinem langjährigen Schaffen und Wirken ihr Dasein verdanken. Er selbst weilt nicht mehr sichtbar hier, aber es ist unzweifelhaft ein Teil seines Lohnes, daß er die Früchte schauen darf, welche im Laufe von mehr als vier Dezennien seiner unermüdlichen Tätigkeit und aufopfernden Berufstreue entsprossen sind. Und über dem herrlichen Altar seiner Kathedrale sehe ich das Bild seines Namenspatrons, des heiligen Apostels und Evangelisten Johannes, den er, wie sein Meister und Erzieher, der hochw'ste Johann Petrus Mirer, sich im innern Leben und äußern Wirken zum Muster genommen. Auf der rechten Seite des Bildes steht der Opferaltar und vor demselben steht Johannes und reicht der Mutter seines Heilandes ihren geliebten Sohn unter der Gestalt des Brotes. Im Hintergrunde, von Engeln umgeben, zeigt sich als eine das ganze Leben verklärende Vision der Kalvarienberg mit dem Gekreuzigten und am Fuße des Kreuzes sehen wir Maria und Johannes und vernehmen die testamentarischen Worte: „Mutter, siehe deinen Sohn! — Sohn, siehe deine Mutter!"

Unter dem Schutze Mariens das Opferleben Jesu fortzusetzten zum Heile der Seelen und zur Ausbreitung seiner heiligen Kirche, das war der leitende Gedanke im Leben des Jünglings, des Priesters und Bischofs. Als er die Feder ansetzte, um das erste katholische Blatt für seine deutschen Landsleuten der neuen Welt zu schreiben, war er durchdrungen von der nämlichen Begeisterung, welche der Apostel ausspricht in den Anfangsworten seiner ersten Briefes: „Was vom Anfange war, was wir gehört, was wir mit unsern Augen gesehen, was wir beschauet und unsere Hände betastet haben, von dem Worte des Lebens verkündigen wir euch, damit auch ihr Gemeinschaft mit uns habet, unsere Gemeinschaft eine Gemeinschaft sei mit dem Vater und mit dem Sohne Jesu Christo; und dies schreiben wir euch, damit ihr euch freuet und eure Freude vollkommen sei."

Es ist das Leben Jesu in einem getreuen Sohne seiner gebenedeiten Mutter das wir hier sich entfalten sehen unter den wechselnden Verhältnissen eines so vielbewegten und einflußreichen Daseins, und ich hoffe, daß kein Leser dieses Büchlein aus der Hand legen wird, ohne den Vorsatz erneuert zu haben, daß auch er nichts anders, aber dasjenige ganz und jederzeit sein will, wozu die göttliche Vorsehung ihn bestimmt, befähigt und bisher geleitet hat.

Damit diese Hoffnung sich verwirkliche, lege ich diese unvollkommene Arbeit, wie alle andern meines Lebens, in die Hände Mariens, und schließe mit dem herzlichsten Danke an Herrn Louis Benziger, meinen ehemaligen Schüler, der mich zu derselben veranlaßt hat, sowie an alle diejenigen Freunde, die mich im Verlaufe derselben unterstützt haben.

Milwaukee, den 10 August 1887.

XII.

Indianerkongresse.

In den voraufgehenden Kapiteln dieser Lebensskizze haben wir gesehen, wie unser Indianerapostel den göttlichen Samen des Evangeliums durch unermüdliches Predigen und durch Gründung von Schulen in die Herzen seiner geliebten Indianer einzusenken sich bemüht hat. Wir haben ebenfalls gesehen, wie dieser Same Wurzel gefaßt und Keime getrieben hat. Nun galt es, die vielversprechende Pflanzung nicht allein am Leben zu erhalten, sondern auch zu einer kräftigen Entwickelung und zu einem fruchtbaren Gedeihen zu bringen. Das Mittel, welches der kluge Bischof zur Verwirklichung dieses Zweckes wählte, sind die Indianerkongresse. Welches war der Erfolg? — Wir können die Antwort auf diese Frage am besten in einem Auszuge aus dem Berichte über die erste Generalversammlung katholischer Indianer geben. Der Bericht erschien in „Katholische Missionen" von Jahre 1891. Es heißt darin:

„Am 4. Juli dieses Jahres wurde in der Standing Rock-Agentur der erste allgemeine Kongreß katholischer Indianer, der Sioux-(Dakota)-Indianer, eröffnet. Der Anstoß dazu ging freilich von den katholischen Missionären aus, doch bewies die zahlreiche Vertretung von Abgeordneten aus all den verschiedenen Stämmen zur Genüge, daß ein solches „Familienfest" vollkommen den Wünschen der Indianer entsprach. Vorläufiger Zweck dieses Kongresses war es, die katholischen Indianer selbst einander als Söhne des einen Glaubens, der einen Kirche näher zu bringen, sie mit den Fortschritten der katholischen Religion unter den einzelnen Stämmen durch die Berichterstattung der jeweiligen Abgeordneten bekannt zu machen und dadurch eine gegenseitigen Aneiferung und Stärkung im heiligen Glauben hervorzurufen.

Insbesondere sollte auch die Wirksamkeit der verschiedenen katholischen Vereine, welche zumal in Standing Rock und Fort Totten ganz unerwartete Erfolge erziehlt hatten, bei dieser Gelegenheit recht gewürdigt und allgemeiner bekannt gemacht werden. „Erste Regel dieser Sodalitäten", schreibt Pater Digmann, S. J., „ist, daß ihre Mitglieder die alten Wege des Indianerlebens aufgeben, ihr langes Haar abschneiden, sich wie Weiße kleiden, Ackerbau treiben, sich redlich nähren und gegenseitig unterstützen. Seit ich diesem Kongreß beigewohnt und die unerwarteten Erfolge gesehen habe, bin ich überzeugt, das ist der Weg, um die Indianerfrage zu lösen."

Der Kongreß wurde eröffnet durch ein feierliches Hochamt, welches der hochw. Pater Fintan Wiederkehr O. S. B., Missionär in der Crow Creek-Agentur, zelebrierte. Die Delegation von Fort Totten sang eine Choralmesse, wobei man sich, wie unser Gewährsmann, Pater Emil M. Perrig S. J., erzählt, nicht genug über die deutliche Aussprache des Lateinischen wundern konnte.

Nachmittags gegen zwei Uhr marschierten die Männer- und Frauenvereine vor die Wohnung des Missionärs, um den hochwürdigsten Bischof Martin Marty, O. S. B. und die eingetroffenen Missionäre in feierlichem Zuge zu dem Vereinslokale abzuholen. Es dauerte eine geraume Zeit, bis eine Delegation nach der andern mit ihren bunten Vereinszeichen und fliegende Fahnen Aufstellung genommen hatte. Den Vortritt hatte man dem ältesten Vereine, der St. Josephs Männergilde von Fort Totten, eingeräumt. Die stämmigen Rothäute sahen mit ihren roten Federbüschen und Schärpen gar stattlich aus, zumal unter ihnen sich auch eine beträchtliche Anzahl katholischer Polizisten in Uniform befand. Dann folgten die Männervereine von Standing Rock, vertreten durch nicht weniger als 232 Mitglieder. An dritter Stelle marschierten die Abgesandten der Cheyenne-River-Agentur, Crow Creek-Agentur, Yankton-Agentur, Rosebud-Agentur und endlich die von Fort Pierre, im ganzen etwa 170 Mann stark. Nur wenige von ihnen trugen die Vereinsfarben die übrigen, meist seit kurzem erst bekehrten Indianer hatten noch keinen Verein unter sich gegründet.

Auf die Männer folgten die Weiber in derselben Reihenfolge, um den Hals die Vereins-

medaille am silbergestickten Bande, auf dem Haupte einen blauen Schleier. 316 Frauen trugen Vereinsabzeichen, 200 etwa folgten ohne dieselben. So standen endlich rechts und links vom Eingange des Missionshauses gegen die Festhalle hin nahezu tausend katholische Indianer und Indianerinnen und bildeten Spalier. Mitten durch fuhren auf sechs reichgeschmückten Wagen der hochwürdigste Bischof Marty, die hochwürdigen Missionäre Pater Martin Kenel, O.S.B., Pater Beda Marty, O. S. B., Pater Bernard Straßmeier, O.S.B., von Standing Rock, Pater Fintan Wiederkehr, O. S. B., von Crow Creek, Pater Florentin Digmann, S. J., von Rosebud, Pater Emil M. Perrig, S. J.. von Pine Ridge, Agent McLaughlin, Frau McLaughlin und eine Schar weißgekleideter Indianermädchen. Als man an dem Vereinslokale angekommen war, stellte es sich alsbald heraus, daß dasselbe, obwohl sehr geräumig, doch für eine solche Menschenmenge viel zu klein war. Deshalb ließ man die Leute vor der Halle auf der großen, in einen künstlichen Hain verwandelten Wiese platznehmen. Pater Martin, O. S. B., Superior der Benediktinermissionen in Standing Rock, Direktor der sechzehn Meilen südlich von Fort Yates gelegenen Staats-Ackerbauschule und Rektor der dortigen St. Benediktskirche, bewillkommnete in herzlichen Worten die Festgäste und erklärte den Kongreß für eröffnet. Zwei Indianer von Fort Totten und einer von Standing Rock hielten Reden, wie sie in jeder Versammlung von Weißen wohlverdiente Anerkennung gefunden hätten.

Da indessen die Zeit schon ziemlich vorgerückt, nahm der hochwürdigste Bischof Marty das Wort, um seinen teuern roten Kindern zu sagen, welch unendlichen Trost es ihm bereite, zu sehen, wie nach langen Jahren Gott die Bemühungen der Missionäre in so reichem Maße gesegnet habe und wie der gegenwärtige Kongreß die tröstlichen Hoffnungen für eine glückliche Zukunft der Indianer in Zeit und Ewigkeit biete. Der Hochwürdigste Bischof ermunterte die Anwesenden, durch gutes Beispiel, Eifer im Empfang der heiligen Sakramente, und durch große Nächstenliebe gegen alle, Christen und Nichtchristen, miteinander zu wetteifern und so auch andern zur Erkenntnis der Wahrheit zu verhelfen.

— — — — — — — — — — — —

Abends sieben Uhr versammelten sich zahlreiche Gäste um den hochwürdigsten Bischof in dem großen Saale der Regierungsschule, wo die Indianerkinder ebenso überraschende Beweise ihrer Fertigkeit im Vortrage englischer Gedichte und Dialoge, als ihrer Fortschritte im Singen und Pianospiele ablegten. Wer in aller Welt sollte erwarten, vier- und sechshändige Stücke, und zwar nicht von der leichtesten Art, von Indianerkindern auf dem Piano ausgeführt zu hören?

Am folgenden Tage, Sonntag den 5. Juli hörten die Missionäre den ganzen Morgen die Beichten der Firmlinge, die am Vorabend wegen Mangels an Zeit noch nicht hatten ankommen können, und bei jeder heiligen Messe war die Kommunionbank mit Andächtigen besetzt. Nach Einsegnung der vergrößerten und verschönerten St. Peterskirche hielt der hochwürdigste Bischof Marty um 10 Uhr ein feierliches Pontifikalamt. Sechs Indianerknaben dienten als Akolythen, und Indianerkinder sangen den liturgischen Choral. Die Festpredigt hielt der Bischof selbst. Nachmittags um 3 Uhr war die Kirche schon wieder mehr als zur Hälfte mit Kindern, Männern und Frauen gefüllt, die gefirmt werden sollten. Nach einem Lied zum Heiligen Geiste in der Siouxsprache, zu welchem alle Stimmen innerhalb und außerhalb der Kirche sich vereinigten, erklärte Pater Florentin Digmann in leicht faßlicher, herzlicher Sprache den Firmlingen nochmal die Wirkungen des heiligen Sakramentes und die Mittel, dieselben dauernd zu bewahren. Darauf spendete der hochwürdigste Bischof das heilige Sakrament 224 Indianern, nachdem er vor kaum einem Jahre zwischen 80 und 90 gefirmt hatte. Den Schluß der Feier bildete abermals ein vielhundertstimmiges begeistertes Lied zur seligsten Jungfrau Maria. Abends fand die Zweigversammlung des Kongresses auf freiem Felde statt, nmitten der im weiten Kreise errichteten Indianerzelte. Am Abend langte auch noch der hoch-

würdigste Bischof John Shanley von Jamestown, Nord-Dakota, mit dem hochverdienten Missionär Pater Jerome Hunt, O.S.B., von Devils Lake an.

Am Montag, den 6. Juli in der Frühe reisten die beiden hochwürdigsten Bischöfe in Begleitung mehrerer Missionäre und einer Anzahl berittener Indianer nach dem 25 Meilen von dem Fort Yates entfernten Cannon Ball, um allda die neue Kirche, die vierte katholische in der Standing Rock Agentur einzuweihen.

In einer letzten Vereinigung bestimmten die Indianer als nächsten Versammlungsort Cheyenne River.

Der zweite Kongreß wurde, wie es auf dem ersten Kongreß beschlossen worden, im Juli 1892 auf der Cheyenne Agentur abgehalten. Auf dem Rückwege nach Standing Rock, in der Nähe des Lagers Sitting Bulls (der, nebenbei bemerkt, am 15. Dezember 1890 wegen Widersetzlichkeit von einem Indianerpolizisten erschossen wurde), wo er die St. Aloysiuskirche in der Gegend des Grand River einweihen wollte, erlitt der Bischof eine schmerzhafte Verrenkung des Fußgelenkes, wodurch ihm die Fortsetzung der Reise sehr erschwert wurde. Nach einigen Tagen der Ruhe und der Pflege in Fort Yates war er jedoch wieder imstande, seine Reise nach andern Punkten seines ausgedehnten Sprengels fortzusetzen.

Die dritte Generalversammlung der katholischen Indianer fand statt zu Cherry Creek, welches hundert Meilen westlich von der Cheyenne River Reservation gelegen ist.

Auch im Jahre 1895 wohnte Bischof Marty dem Indianerkongreß bei, der zu Oak Creek (Wakpala) auf der Agentur Standing Rock stattfand.

Der Indianerkongreß des folgenden Jahres war der letzte, den Bischof Martin mit seiner Gegenwart beehrte. Derselbe wurde auf der Pine Ridge Agentur abgehalten. Einige Wochen später, am 19. September desselben Jahres 1896, setzte ein gottseliger Tod dem tatenreichen Leben des unermüdlichen Bischofs ein Ende.

Seither wurden die Indianerkongresse alljährlich abgehalten. Über den Kongreß des Jahres 1915 sandte der hochwürdige Pater Plazidus Sialm, S. J., Missionär der Holy Rosary-Mission, uns einen dankenswerten Bericht zu, den wir hier wiedergeben, damit der Leser beurteilen kann, zu welch reicher Quelle des Segens und der Gnade der jährliche Indianerkongreß sich mit den Jahren entwickelt hat.

Katholikenkongreß der Soux-Indianer am 7., 8. und 9. August 1915.

Was die Volksmissionen sind für die Weißen, das sind die Indianer-Katholikentage für die katholischen Siouxstämme. Eine echt urchristliche Atmosphäre weht in diesen Kongressen. Wer davon Zeuge war, kann kaum genug Worte finden, um die fromme, echte Begeisterung der großen Versammlung zu beschreiben.

Man wird buchstäblich an die 5000 Leute in der Wüste erinnert, die dem Heiland folgten, um ihn vom Himmelreiche reden zu hören.

Der Siourkongreß fand dieses Jahr in einem neuen Gebiet statt. Man drang sozusagen mitten ins feindliche Land und schlug dort offen und frei das Lager auf.

Die Yankton-Sioux sind meistens in die Hände der Protestanten gefallen. Zwar waren einige der ältesten Indianer von Pater de Smet getauft. Man sagt, daß P. de Smet unter ihnen sozusagen die erste Sioux-Mission gründen wollte. Mangel an katholischen Missionären für Indianer ließ die Pläne des berühmten Pater de Smet erst nach 75 Jahren zur Tatsache werden.

Der wohlbekannte eifrige Pater Henry Westropp, S. J., der soviel für die Sioux auf den Pine Ridge- und Rosebud-Reservationen geleistet hatte, wurde zum Werkzeug der göttlichen Vorsehung, um die Yankton-Sioux zur katholischen Kirche zurückzubringen. Es sind kaum zwei Jahre, seitdem er unter ihnen erschien. Sein Erfolg ist großartig. Der Spruch des Heilandes: „Suchet zuerst das Reich Gottes und alles andere wird euch hinzugegeben" hat in ihm bei Gründung dieser Mission bei den Yankton-Sioux seine Erfüllung gefunden. Ohne Geldmittel und ohne

sonstige Hilfe ging er ans Werk, wie damals die Apostel des Herrn ohne Gepäck, ohne Sack, ohne Stab, immer froh und heiter, und Gott half weiter.

In zwei Jahren hat er zwei Kirchen gebaut. Aber was ihm am meisten am Herzen lag, war zuerst lebendige Tempel zu erbauen. Er machte sich an den Häuptling Beans, der vor 75 Jahren von Pater de Smet getauft war, und als keine Schwarzröcke kamen, sich an die Kurzröcke (Presbyterianer) anschloß. Der ehrwürdige Greis war bald gewonnen. Das war ein erster Triumph. Andere folgten darauf. Im September 1914 schlug Pater Westropp seine Residenz bleibend in der St. Pauls-Mission auf. Er schlief und kochte und lebte in einem kleinen Zimmer hinter seiner kleinen Kapelle. Von dort aus sandte er Stöße von Briefen und Karten in die Welt und gewann Freunde und Helfer. Almosen kamen bald. Einer seiner Freunde in New York, Herr Heide, gab ihm $2,000, um eine Memorial Chapel in Greenwood-Agentur zu bauen.

Worauf Pater Westropp am meisten Mühe und Arbeit verwandte, war für den kommenden Kongreß vorzubereiten. Das ist eine gewaltige Arbeit für einen Mann draußen auf der Prairie. Er rechnete darauf, daß 2000 Leute dabei Anteil nehmen würden. So kam es auch. Sechzehn Indianer-Stämme waren da vertreten, als der Kongreß im Gange war: Ogalallas von Pine Ridge, Rosebud-Indianer, Cheyennes, Lower Brules, Crow Creeks, Indianer von Standing Rock, Poncas, Santies, Omahas, sogar Indianer vom Süden, Choktos, Quappas, usw. Wie zu Pfingsten waren die Leute von allen Sprachen und Stämmen und Farben und Gewohnheiten. Ein Gedanke beseelte sie alle: Gott und unserer heiligen katholischen Kirche Ehre, Lob und Preis zu geben.

Der hochwürdigste Herr Bischof O'Gorman firmte am 8. August 142 Personen bei diesem Kongreß. Etwa 1000 Kommunionen wurden ausgeteilt, 50 Neubekehrte wurden ins Taufbuch eingetragen, Heiraten wurden ins Reine gebracht und der Same des göttlichen Wortes fiel in wohl bereitete Herzen — in gute Herzen, — die, so hoffen wir, 60 bis 100-fältige Frucht bringen werden.

Der hochwürdigste Herr Abt Bernard Murphy, O. S. B. von Sacred Heart-Abbey, Oklahoma, beehrte die Versammlung mit seiner Gegenwart und weihte die neuerbaute Kirche in Greenwood ein. Der Indianerpriester, der hochwürdige P. Gordon war zugegen und erfreute und erbaute das Gemüt seiner Stammesbrüder durch schöne Worte der Aufmunterung. Er ist ein Chippewa-Indianer.

Pater Henry Grotegeers, S. J., kam von Mankato, Minn., und predigte dreimal in Sioux. Alle waren hoch erfreut, ihren beliebten Sioux-Missionär wieder neugestärkt und wohl in ihrer Mitte zu sehen. Schreiber repräsentierte die Pine Ridge Indianer, Pater Ambros, O. S. B., kam von Standing Rock. Vor allem aber ist der hochw. W. H. Ketcham, der Direktor des katholischen Indianer-Büros in Washington zu erwähnen. Er ist sozusagen, die Seele des ganzen Unternehmens. In den Verhandlungen gibt er Rat und Auskunft. Hochw. Vater Ketcham ist der erste und größte Freund der Indianer. Sein Indianername ist: wachender Adler. Er kennt alle Stämme, er hat ein Herz für Jung und Alt. Er ist der Mann der Vorsehung Gottes, der mit Mut und Erfahrung die Sache der katholischen Indianer vor der Regierung vertritt. Mit ungewöhnlicher Geduld hört er alle Bitten der Indianer, was immer sie sein mögen. Er benutzte die Gelegenheit, diese große Versammlung in Bezug auf die Gefahr, die von Seite der Regierung gegen die katholische Indianerschule droht, aufzuklären. So wurde denn während eines ganzen Tages die Schulfrage erörtert. Die Folge war, daß die Yankton-Indianer auch an Gründung einer katholischer Schule für ihre Kinder dachten und die ersten Schritte machten. Ein Mann schenkte vierzig Acker Landes im Werte von $2500—3000. Viele machten große Geldversprechungen. Sicherlich wird Gottes Segen auch auf diesem Unternehmen ruhen.

Der Kongreß war für vier Tage angeordnet.

Begeisterung und die Wichtigkeit der zu besprechenden Geschäfte forderten jedoch einen weiteren Tag. Am Schluß meldete sich ein fremder Indianer zu einer kurzen Ansprache. Wir geben die Rede möglichst wortgetreu, weil sie kurz und bündig den Kongreß zusammenfaßt. Wie es sich herausstellte, war der Mann ein Omaha-Indianer, der Presbyterianer war und zufällig am Kongreß teilgenommen hat. Er sagte: „Freunde! ich reiche die Hand euch allen! Sechs Tage war ich unter euch. Ich sah euch mit meinen Augen, ich hörte mit meinen Ohren euch zu. Ich bin euch Freund. Ich bin ein Omaha-Indianer. Jetzt sehe ich ein, daß wir Omaha-Indianer in die Irre gegangen. Ihr Sioux aber gehet den rechten Weg. In diesen fünf Tagen sah ich euch, wie ihr nur von Gott sprachet, ich hörte euch singen und ich war Zeuge, wie ihr in diesem Kongreß nur über euere wichtigsten Geschäfte, über Erziehung eurer Kinder, über Erhaltung und Gedeihen ihres Glaubens untereinander euch besprochen habt. Eure jungen Männer und die Besten eueres Volkes sind da und beweisen mit ihren Reden, daß ihr auf dem richtigen Wege seid. Wir Omahas haben zwar auch eine Kirche, aber nur zwölf kommen. Wir haben keinen Kongreß, wie ihr. Ich werde meinen Landsleuten sagen, was ich hier gesehen." Und gegen die anwesenden Priester sich wendend sagte er zum Schluß: „Noch ein Wort. Das sind euere Anführer, das sind gute Männer, diese leiten euch. Folget ihnen. Sie haben euere jungen Leute erzogen. Sie haben euch zu dem gemacht, was ihr seid. Ihr seid durch sie uns weit voraus. Das werde ich meinem Volke sagen, wenn ich nach Hause komme. Lebet wohl. Ich danke euch und reiche allen die Hand der Freundschaft."

Das ist der Ausdruck eines Auswärtigen, eines Protestanten, über unseren Sioux-Kongreß.

Wie werden wohl unsere weißen Mitbrüder in Christo denken? Es ist für uns eine Freude zu bestätigen, daß der jährliche Kongreß ein neuer Ansporn ist für die katholischen Indianer-Missionen zu arbeiten. Es sind herrliche Früchte, die da vor den Augen der Welt zutage treten. Die innige Begeisterung in den Reden, in den Liedern, der andächtige Empfang der Sakramente, die gegenseitige Liebe, die da so schön und innig tiefe Wurzel gefaßt. Wahrhaftig man wird an die ersten Christen erinnert. Das ist unser Trost, unser Lohn, unsere Krone.

Plazidus F. Sialm, S. J.

Da es heuer (1916) 25 Jahre sind, seit der erste Indianerkongreß abgehalten wurde, so wird man in diesem Sommer das silberne Jubiläum der jährlichen Generalversammlung der katholischen Indianer feiern können. Gott gebe seinen Segen dazu und erwecke den armen Indianern viele Wohltäter! —

Mütterleins Rosenkranz.

Siehst du dort die arme Greisin
Vor dem Gnadenbilde knien?
Leiden furchten ihr das Antlitz,
Und die Lust ist längst dahin.

Mütterlein mit weißen Haaren,
Die geweihte Perlenkron'
Seh' in deiner Hand ich weilen
Nun so viele Jahre schon.

Sag' mir, Greisin, welche Freude,
Welchen Trost du findest dort,
Bei dem Bild der Gottesmutter,
An dem einsam' stillen Ort?

„Rosenkranz ist meine Freude,"
Spricht das arme Mütterlein,
„Ist mir Trost, ist meine Stütze,
Seit die Prüfung brach herein.

Hoffnungsfroh zog einst der Jugend
Traum in meine Seele ein;
Rosenkranz hielt in Gefahren
Stets mein Herze keusch und rein.

All die holden Kindheitstage
Meines Jesu, seine Lieb',
Seine Arbeit, sein Gehorsam,
Und wie er stets arm verblieb:

Webten sich zum vielgeliebten,
Freudenreichen Rosenkranz;
Mein Gemüt die Kraft hier schöpfte
In des Vorbilds Tugendglanz.

Und so flossen meine Jahre
Lebensfroh, beglückt dahin,
Dieser Welt verbot'ne Freuden
Trübten niemals meinen Sinn.

Doch als ich mich auf dem Gipfel
Alles Erdenglücks geglaubt,
Hat der Tod mein Allerliebstes
Von der Seite mir geraubt.

Sohn und Gatte mußten sterben
In des Krieges Waffentanz.
Ach! da bliebst nur du mein Tröster,
Schmerzensreicher Rosenkranz.

Will nicht lassen drum vom lieben
Schmerzensreichen Rosenkranz,
Bis im langersehnten Tode
Einst bricht meiner Augen Glanz.

Wenn mein Stündlein dann geschlagen,
Rüst ich mich aufs Wiedersehn.
Rosenkranz wird mitgenommen,
Soll mit mir zum Himmel gehn.

Dann erst greif' ich zum glorreichen
Rosenkranz zu Gottes Preis.
Will mich mit den Lieben freuen,
Die ich ewig bei mir weiß."

Mütterlein mit weißen Haaren,
Rosenkranz dein Trost, dein Lohn;
Mög' auch mir den Weg er weisen,
Der da führt zu Gottes Thron!

Ignaz Forster, O. S. B.

Eine opfermutige Heldin der christlichen Nächstenliebe.

Auf einem Personendampfer, welcher den Verkehr zwischen Amerika und Antwerpen vermittelt, hatte sich ein gar böser Gast eingestellt.

Die Cholera in ihrer ganzen Furchtbarkeit war ausgebrochen, Tod und Verderben um sich her verbreitend. Etwa 200 Personen, darunter arme, müde Menschen, die in der neuen Welt ihr Glück gesucht, aber nicht gefunden hatten, befanden sich auf demselben.

In Antwerpen angelangt, durften die Bedauernswerten das Schiff nicht verlassen, sondern mußten warten, bis die Krankheit auf dem Schiffe erloschen wäre. So verlangen es die Vorschriften der Gesundheitspolizei, welche in aller Strenge gehandhabt werden, um ja nur eine Verschleppung der schlimmen Seuche zu vermeiden.

Welch ein Schmerz für die Fahrgäste und Mannschaften des Schiffes, im Angesichte der langentbehrten Heimat sterben zu sollen, den teuren Boden, auf dem ihre Wiege gestanden, nicht mehr betreten, das Antlitz heißgeliebter Zurückgebliebener nicht wiedersehen zu dürfen!

In dumpfen, elenden Kabinen lagen die unglücklichen Opfer der schrecklichen Krankheit, fast der nötigsten Pflege entbehrend. Unter Schmerzen wandten sie sich hin und her und sahen verzweifelnd dem Tode entgegen, dessen Beute sie werden sollten. Der Kapitän des Schiffes und seine Offiziere taten allerdings, was in ihren Kräften stand, um das Los der armen Kranken zu lindern. Aber es befand sich nur ein einziger Arzt an Bord, den die Nachtwachen und Überanstrengungen schon sehr erschöpft hatten, und namentlich fehlte es an weiblicher Hilfe. Wohl war die traurige Lage der Schiffsbesatzung in der Stadt bekannt geworden, aber niemand schien es wagen zu wollen, das Schiff zu betreten, um die armen Opfer der Krankheit zu pflegen. — Wirklich niemand? — O nein! Es fand sich noch eine Heldin, die bereit war, sich zu opfern, um andern zu helfen.

In früher Morgenstunde sah man eines Tages eine junge Frau in einer der belebtesten Straßen aus der Türe eines stattlichen Hauses treten. Sie trug in ihrem Äußern den Stempel vornehmer Geburt und Erziehung, doch war sie sehr einfach gekleidet. Ein ehrwürdiger Greis nahm auf der Schwelle der Wohnung von ihr Abschied. Sie war sein einziges Kind, eine junge Witwe, die nach dem Tode ihres Gatten sich gänzlich den Werken der Nächstenliebe widmete. Gott hat ihr ein in seltenem Maße verliehenes irdisches Glück früh genommen. Jung, schön, reich, von einem edlen Manne geliebt, von ihrem Vater vergöttert, ging sie heiter und sorglos durch das Leben, bis der Tod ihrem Herzen die erste tiefe Wunde schlug. Aber sie hatte den eigenen Schmerz durch ein Mittel zu bekämpfen gewußt, dessen tröstliche Wirkung im Leben nie versagt. Wo und wie sie konnte, suchte sie das Leid anderer zu lindern, sich um ihretwegen zu vergessen, zu mühen, zu opfern und hinzugeben.

Amt, das Volk im Namen Gottes zu segnen, von den Patriarchen auf die Priester über, d. h. auf Aaron und seine männlichen Nachkommen, und der frühere Patriarchen-Segen wird in der Heiligen Schrift nicht mehr erwähnt. — Hingegen ist dem Segen der Eltern noch immer eine besondere Wirksamkeit zugeschrieben. „Der Segen des Vaters befestigt die Häuser der Kinder," sagt die Schrift (Eccli. 3, 11); und jedenfalls gilt das nicht nur vom Segen jüdischer, sondern auch von denjenigen christlicher Eltern.

P. Sigisbert Zarn. O. S. B.

Ein verborgener Schatz.

Die heilige Messe ist in Wahrheit die reichste Quelle der Gnaden. Das erfahren aber nur die, welche fleißig dem heiligen Meßopfer beiwohnen. Für viele katholische Christen ist sie ein verborgener Schatz, der in einem Acker vergraben ist und keinen Nutzen bringt, bis er endeckt wird.

Das ganze Tagwerk geht viel besser vonstatten, alle Arbeiten, auch die schwersten, werden leichter. Ein wunderbarer Segen ruht auf allem. Darum wohnte der berühmte Gelehrte Joachim Barrande, der Erzieher des edlen Grafen Chambord, jeden Morgen der heiligen Messe bei, ehe er sich seinen Studien widmete. „Es fehlt mir etwas", pflegte er zu sagen, wenn es vorkam, daß er einmal eine heilige Messe unterlassen mußte. Es war ihm, als ob bei seinen Arbeiten ihm etwas hemmend in den Weg trete. Barrandes Frömmigkeit war überall bekannt. Wenn er aus der heiligen Messe nach Hause ging, versperrten ihm regelmäßig einige Arme den Weg. Sie wußten, daß der gelehrte Professor mit seiner Frömmigkeit auch große Wohltätigkeit verband. Für sich selbst ein Mann von großer Einfachheit und Bescheidenheit, gab er jährlich große Summen für gute Zwecke aus. Wegen seiner hervorragenden Gelehrsamkeit aber war er in den Kreisen der Gelehrten geehrt und geachtet. Er war Inhaber vieler Orden und Mitglied der bedeutensten gelehrten Gesellschaften. Im Jahre 1883 ist Joachim Barrande auf dem Schlosse Frohsdorf bei Wiener-Neustadt gestorben.

Auch dem berühmten Münchener Arzt, Professor Dr. Nußbaum, fehlte etwas, wenn er des Morgens keiner heiligen Messe beiwohnen konnte. Nur Krankheit und ganz dringende Berufsgeschäfte hielten ihn davon ab. Wenn er aber eine schwere Operation auszuführen hatte, dann konnte nichts ihn hindern, vorher dem heiligen Meßopfer beizuwohnen. Dafür glückten ihm aber auch die meisten Operationen. Gott leitete sichtbar seine Hand. Während seiner letzten Krankheit empfing er öfters die heiligen Sakramente. Ein Rosenkranz war stets in seiner Nähe. Mit dem katholischen Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus" ist der weltberühmte Arzt und Gelehrte aus dem Leben geschieden. Und an seinen Beichtvater Michael Sinzel schrieb er einmal: „Beten Sie für mich, das ich als Arzt, Mensch und Gelehrter von Gott gesegnet sei".

Dem edlen, leider zu früh verstorbenen Vorkämpfer der kirchlichen Freiheit in Preußen, Freiherr von Mallinckrodt, fehlte auch etwas, wenn er nicht der heiligen Messe beigewohnt hatte. An den Tagen großer Kämpfe im Abgeordnetenhause und wichtiger Entscheidungen tat er mehr: da ging er jedesmal morgens erst zur heiligen Kommunion, bevor er sich auf den Kampfplatz begab.

Ob nicht auch manch einer von uns mehr Gnaden hätte im Leben und im Tode, mehr Segen in der Arbeit und im Geschäft, wenn er des Morgens zuerst der heiligen Messe beiwohnen wollte? Denn auf dem Altare opfert ja Jesus Christus als der oberste Priester sich selbst, und legt Fürsprache für uns ein, indem er dem himmlischen Vater seinen schmerzvollen Erlösungstod und alle seine Verdienste vorstellt und darbringt, damit Gott bewogen werde, uns seine Gnaden zu verleihen.

Wenn die Bäume voll von Früchten hangen,
Neigen sie die Äste freundlich nieder,
Wenn ein guter Mann zu Würden aufsteigt,
Neigt er sich, damit er andern helfe.

Herder, „Der Fruchtbaum".

Martin Marty, O. S. B.,

Erster Abt von St. Meinrad, erster Apostolischer Vikar des Territoriums Dakota, Bischof von Sioux Falls und St. Cloud, Apostel der Sioux-Indianer.

21)

XIII.

Bischof von St. Cloud. — Letzte Lebenstage.

Bischof Martin Marty war durch lange apostolische Arbeiten erschöpft, seine Gesundheit erschüttert und unheilbar angegriffen. Er litt seit langer Zeit an einem hartnäckigen, schmerzlichen Magenübel, eine Folge vieler, jahrelanger Entbehrungen und Anstrengungen. Ein weniger anstrengender Posten konnte vielleicht einem drohenden Verhängnis Aufschub gebieten. Der bischöfliche Stuhl von St. Cloud war erledigt; denn der zweite Bischof dieser Diözese, Monsignor Otto Zardetti, war zum Erzbischof von Bukarest, der Hauptstadt von Rumänien, befördert worden. Im Jahre 1895, am 21. Januar, am Feste des heiligen Meinrad, übertrug Papst Leo XIII. dem Indianerapostel das Bistum St. Cloud. Die Geistlichkeit und das katholische Volk der Diözese begrüßten den neuen Oberhirten mit großer Freude und rechneten es sich zur hohen Ehre an, einen der gefeiertsten und verdientesten Bischöfe der Union den ihrigen nennen zu dürfen.

Mancherlei ist damals von bösen Zungen gesprochen und von boshaften Federn geschrieben worden über die Gründe der Versetzung des Bischofs Marty von Sioux Falls nach St. Cloud. So findet sich z. B. in einer „Geschichte von Süd-Dakota" ein Kapitel über das Wachstum der katholischen Kirche in diesem Staate, in welchem es heißt: „Bischof Marty behielt die Verwaltung der Geschäfte der Diözese (Sioux Falls) bis 1894, wo er wegen gewisser Mißhelligkeiten, die unter seiner Geistlichkeit entstanden waren, nach St. Cloud versetzt wurde." Ähnliche und noch viel gemeinere Angriffe auf den guten Namen des Bischofs finden sich auch in einer gewissen Sorte von Tageblättern der damaligen Zeit. Wie unbegründet alle diese feigen Angriffe waren, erhellt wohl am besten aus einer feierlichen Ehrenrettung des Bischofs, welche die in einer Konferenz versammelten Priester der Diözese erließen. In dem Protokoll dieser Versammlung lesen wir die folgenden geharnischten Beschlüsse;

„In Erwägung der Art und Weise, wie unser geliebter Bischof in der öffentlichen Presse von gewissen böswilligen und unverbesserlichen Gegnern, die jetzt dem Prälaten von Sioux Falls und seiner Geistlichkeit bekannt geworden sind, beschimpft worden ist, sei es festgestellt:

Daß wir in Synode versammelten Priester der Diözese Sioux Falls es als unsere heilige Pflicht ansehen, unserem vollen Vertrauen auf das ehrwürdige Oberhaupt der Diözese öffentlich Ausdruck zu verleihen. Sein heiligmäßiger Charakter, sein seltenes Verwaltungstalent, seine vollständige Freiheit von jedem nationalen und parteiischen Vorurteil, sein erhabenes Beispiel in jeder christlichen Tugend werden von der gesamten Geistlichkeit und dem Volke von Süd-Dakota anerkannt und bewundert.

Ferner sei es festgestellt,

daß alle, den guten Namen des Bischofs beeinträchtigenden Zeitungsartikel nichts sind, als gemeine Verleumdungen, und daß die Urheber derselben niederträchtige Lügner und durch vermeintliche Zurücksetzung erbitterte Geschöpfe sind.

Da die Geduld ihre Grenzen hat, so sei es endlich festgestellt, daß wir, die Priester der Diözese Sioux Falls an unsere Diözesanbehörden das Ersuchen gestellt haben, daß gegen die Übeltäter gemäß den bestehenden Gesetzen im Gerichtshof vorgegangen werde, wie sie es verdient haben.

Gezeichnet: Joseph A. Stephens, Generalvikar; George Sheehan; F. X. Lawler; Henry Mensing; M. N. Redmond; Pater Claudius Ebner, O. S. B.; C. St. Pierre; George Hepperle; T. A. Flynn; Francis Flannigan; P. J. Seram; T. F. Strecker; M. Traynor; John Hermling; J. Woitowicz; William Kröger; E. A. Brouska; John L. Wulf; J. J. Shea; L. Lamesch; John Hermling; C. A. Hospenthal;

Joseph Weixelberger; Bernard J. Kelley; James Collins; J. F. Hogan; A. O'Hara; J. A. McNally; C. M. Browne; Mathias Kennedy; M. J. Straeten; W. V. Nolan; A. Billion; Edward Johns; J. W. Gavin; J. J. Reiland; Charles Robinson; B. Early; P. Weber.

Dies sind, mit Ausnahme von zweien, die Unterschriften aller Priester der Diözese.

*

In die Freude und die Hoffnungen der Katholiken der Diözese St. Cloud mischten sich die schmerzlichsten Besorgnisse. Und in der Tat zählten die Lebenstage des Bischofs Marty nicht mehr nach Jahren. Dennoch griff er sofort tatkräftig in die Verwaltung der Diözese ein. Wie er trotz seiner anhaltenden Kränklichkeit und stetig zunehmenden Entkräftung unermüdlich tätig war und stets ganz seinen Amts- und Berufspflichten lebte, das ist ersichtlich aus folgenden Angaben, die mir von dem hochw. Pater Alexius Hoffmann, O. S. B., Bibliothekar der St. Johannisabtei in Collegeville, Minn., gütigst mitgeteilt wurden:

Am 12. März 1895 hielt der hochwürdigste Bischof Marty seinen feierlichen Einzug in seine nunmehrige Bischofsstadt und wurde durch den hochwürdigsten Herrn Erzbischof John Ireland, in Gegenwart der übrigen Bischöfe der Provinz St. Paul feierlich inthronisiert. Am heiligen Osterfeste desselben Jahres, am 14. April, feierte der Bischof sein erstes Pontifikalamt als Diözesanoberhirte. Am 25. desselben Monats hielt er eine Konferenz mit seiner Geistlichkeit ab, in welcher u. a. die Bestimmung getroffen wurde, daß alle Gemeinden, die über 40 Familien zählten, inkorporiert werden müßten. Am 11. Juni hielt Bischof Marty die Leichenpredigt bei der Beerdigung des verstorbenen Bischofs Rupert Seidenbusch, O. S. B., des ersten Bischofs von St. Cloud, diese Predigt wurde in englischer Sprache in der St. Johannisabtei zu Collegeville, Minn., gehalten. In diesem Monate beschloß er auch eine bedeutende Vergrößerung der Kathedral-Pfarrschule, welche auch ausgeführt wurde. Am 9 Juli nahm er die feierliche Grundsteinlegung einer Kirche in Wadena, Minn., vor, und zwei Tage später benedizierte er den hochw'sten Herrn Abt Petrus Engel, O. S. B., in der St. Johannisabtei. Im August leitete er die geistlichen Exerzitien für die unter seiner Leitung stehenden Benediktinerschwestern in Yankton, Süd-Dakota. Am 21. August beehrte er mit seiner Gegenwart die Jahresversammlung des Deutsch-Katholischen Lehrervereins zu Cold Spring. Am 3. September war er bei der Eröffnung des St. Paul Seminars zu St. Paul, Minn., gegenwärtig. Am 15. September legte er den Grundstein einer Kirche zu Mora, Minn. Am 29. desselben Monats finden wir ihn in Wheaton, im Staate Illinois, wo er ein Pontifikalamt feierte und das Sakrament der heiligen Firmung spendete. Im Monat Oktober nahm er die Feier der Grundsteinlegung zweier neuer Kirchen seiner Diözese vor, nämlich der Kirche zu Foley und der Kirche zu Princeton, Minn. In diesem Monat führte er auch die Benediktinerschwestern in die neue Pfarrschule zu Long Prairie, Minn., ein. Auch nahm er in diesem Monate teil an dem Eucharistischen Kongreß in Washington, D. C. und an dem zweiten Katholikentage von Minnesota. Am 19. November weihte er die neue St. Annakirche zu Wadena, Minn. Die letzte öffentliche Amtshandlung, die der Bischof in diesem Jahre 1895 verrichtete, war die Weihe des, unter der Leitung der Franziskanerschwestern stehenden St. Otto-Waisenhauses in Little Falls, Minn., die er am 26. Dezember vornahm.

Das Sterbejahr.

Mit dem Jahre 1896 begann die elfte Stunde des heißen und verdienstlichen Arbeitstages im Weinberge des Herrn, und die Zeit rückte heran, wo der gute und getreue Knecht seinen Lohn aus der Hand des Hausvaters empfangen sollte. Der Körper des hochw'sten Bischofs war durch die zunehmende Kränklichkeit auf das äußerste geschwächt, seine Kräfte schwanden zusehends, aber die ganz wunderbare Geistesstärke des Bischofs blieb ungebrochen. Mit unerhörter Willenskraft

zwang er seinen armen ermatteten Leib unter das Joch der Pflicht und trieb ihn zu ununterbrochener Arbeit an. Mit gewohnter Pünktlichkeit erledigte er die vielen Diözesangeschäfte, die das Oberhaupt eines Bistums Tag für Tag zu besorgen hat. Daneben aber entzog er sich auch der Öffentlichkeit nicht, wie folgende Aufzeichnungen des hochw. Pater Alexius, O. S. B., bezeugen:

Am 15. Januar war er anwesend bei der Überreichung des Baretts an den neuernannten Kardinal Satolli. Am 19. April assistierte er als Mitkonsekrator bei der Konsekration des hochw'sten Bischofs Thomas O'Gorman, seines Nachfolgers auf dem Bischofssitze von Sioux Falls. Am 21. Juni legte er den Grundstein der Pfarrschule der Herz-Jesugemeinde zu Little Falls. Am 6. Juli legte er den Grundstein einer neuen Kirche in Swan River, Minn. In demselben Monat besuchte er den Indianerkongreß auf der Pine Ridge Agentur in Süd-Dakota. Am 8 August legte er den Grundstein zu einer neuen Kirche in Long Prairie, Minn. Vom 18. bis zum 20. August leitete er eine Diözesankonferenz, die in der St. Johannisabtei zu Collegeville stattfand. — Um dem Leser einen Begriff zu geben von der unglaublichen Selbstverleugnung, welche die Erfüllung dieser Pflichten dem Bischof kostete, wollen wir hier einen Brief folgen lassen, den der Sekretär des Bischofs, hochw. John Wernich, an dessen Bruder, den Kaplan der Schweizer Leibgarde des Papstes in Rom, Monsignor Johann Baptist Marty, am 27. August 1896, also kaum drei Wochen vor dem Tode des Bischofs Marty, geschrieben hat:

Diocese of St. Cloud.

Episcopal Residence.

St. Cloud, Minn. 27. August 1896.

Hochwürdiger, verehrter Herr:

Das freundliche Schreiben vom 9, dieses Monats ist mir vor einigen Tagen zugegangen, und ich beeile mich, dasselbe zu beantworten, weil die Nachrichten doch verhältnismäßig wieder besser sind. Ich sehe den Herrn Bischof ja fast täglich, und habe Gelegenheit, ihn genau zu beobachten, und gegenwärtig ist auch gar kein Grund für unmittelbare Befürchtungen. Ich muß sagen, daß mir nie im Leben ein Mensch ein solches Rätsel war, wie unser Herr Bischof. Wenn die Doktoren mit beiden Achseln zucken und ihr allerbedenklichstes Gesicht aufsetzen, so daß man meint, die Auflösung stände unmittelbar bevor, dann macht der Herr Bischof alles und alle zuschanden; er erhebt sich von seinem Bett und reist irgendwo hin, wo es viele Arbeit gibt, und kommt gekräftigt zurück von der Reise. Wovon er lebt, ist mir ein Rätsel; er ißt fast nichts. Vergangene Woche hatten wir die jährliche Diözesankonferenz, und da ist er von morgens bis abends beschäftigt gewesen, hat Ansprachen gehalten, die über eine Stunde dauerten, und es war ihm keine Ermüdung anzusehen. Jeder von uns hat gemeint, daß nach dieser großen Anstrengung er sicher wieder das Bett werde hüten müssen, aber er arbeitet wieder nach wie vor auf gleiche Weise. Vor einigen Tagen bat ich ihn flehentlich: Hochw'ster Herr, erlauben Sie sich doch ein besseres Essen, ein gutes Glas Wein, ein wenig Erholung; und was bekam ich zur Antwort? „Sie vergessen, daß ich das Gelübde der Armut gemacht habe" — und damit fand meine Bitte ihre Erledigung. Es ist nichts zu machen. Wenn ich dringlich werde, so lacht er mir meiner Besorgnisse wegen ins Gesicht. Dabei sprach er in der Konferenz von seiner baldigen Auflösung, und daß es aller Wahrscheinlichkeit nach das letztemal sei, daß er alle seine Priester um sich versammelt sehe. Er täuscht sich also nicht über die Natur seiner Krankheit. Und doch, hochwürdigster Herr, ich habe oft genug geglaubt, daß nur die göttliche Allmacht selbst ihm das Leben erhalten und ihn bis dahin gekräftigt hat, sonst hätte der so schwache Körper längst unterliegen müssen, denn niemand kann das Opferleben ahnen, welches dieser ehrwürdige Bischof geführt. Niemand hat eine Idee von den Strapazen, die er durchgemacht hat. Ich bin doch erst fünfzig Jahre alt, aber ich kann jetzt schon nicht mehr ertragen, was er spielend und scherzend jeden Tag erträgt. Wenn ich bedenke, wie schon vor Jahren in Dakota mir oft der Gedanke

kam: wie ist es möglich, daß der schwache Mann das alles aushalten kann, dann glaube ich immer noch nicht daran, daß er uns so schnell entrissen werden wird. Er selbst sagt, daß er noch der Indianer wegen eine Aufgabe zu lösen habe, und, glauben Sie mir, wenn der Bischof *will*, dann muß der Tod warten. Und soviel steht mir über jeden Zweifel fest, daß sein Tod das Ende der erfolgreichen Indianermission bedeuten würde.

Als im Januar dieses Jahres die Ärzte keine Hoffnung mehr gaben, da schrieb ich an seine Verehrer nah und fern, und von allen Seiten bekam ich Briefe über besondere Andachten, die allüberall von Volk und Klerus gehalten wurden. Besonders war es ein Brief, der mich angriff, es opferten Hunderte von Ordensschwestern und Waisenkindern ihre Kommunionen auf; und während ich ihn hilflos und hoffnungslos wähnte, sagte er mir mit einemmal: „Montag gehen wir nach St. Paul"; und *wir gingen*, trotzdem daß ich beinahe meinte, der Herr Bischof habe im Fieber gesprochen. Selbst der Hausarzt konnte sich den Vorgang nicht erklären. Also, hochwürdigster Herr, lassen wir ihn vertrauensvoll in Gottes Obhut. Ich denke mir, er hat auch, wie sein großer Namenspatron, der heilige Martin, gesagt: „Non recuso laborem" (Ich weigere mich nicht, zu arbeiten). — Und arbeiten tut er immerfort. Am Feste Mariä Himmelfahrt hat er noch zweimal in zwei Sprachen gepredigt, anscheinend ohne üble Folgen.

Indem ich mich und unsern ehrwürdigen Bischof Ihrer Fürbitte empfehle, bin und bleibe ich Ew. Hochwürden treuer Diener

J. Wernich.

Die Nähe des Todes konnte wohl den ausgemergelten Leib mehr und mehr schwächen, die eiserne Willenskraft des Geistes konnte sie nicht beugen. "I must do my work— Ich muß meine Arbeit tun", das war die unabänderliche Antwort, die der seeleneifrige Bischof seinem Arzte und seiner Umgebung gab, wenn sie ihm Schonung und Ruhe anrieten. Er täuschte sich keineswegs über seinen Zustand; er wußte und fühlte, daß der Tod jeden Tag, jede Stunde eintreten könne, allein er war entschlossen, der Engel des Todes sollte ihn an der Arbeit treffen. Er wollte zu denen gehören, die der Heiland selig preist mit den Worten: „Selig jene Knechte, welche der Herr wachend findet, wenn er kommt". (Luk. 12. 37.). Nichts konnte den hochwürdigsten Bischof abhalten, zu tun, was er für seine Pflicht hielt, als nur die absolute physische Unmöglichkeit. Dies wird bestätigt durch einen Bericht über die letzten Lebenstage des hochwürdigsten Herrn, den den der hochw. Vater Wernich nach dem Tode des Bischofs an dessen Bruder nach Rom sandte. Vater Wernich schreibt von Luxemburg, St. Wendelin, Minnesota, aus, wo er seit einigen Wochen als Pfarrer angestellt war. Wir lassen den Bericht hier in der Hauptsache folgen:

Am Sonntag, den 6. September, hatte sich der hochwürdigste Herr zum Mittagessen bei mir angesagt. Etwa um halb Ein Uhr kam der Herr Bischof vorgefahren. Er aß mit anscheinend gutem Appetit zu Mittag, legte sich aber gleich darauf aufs Sopha. Dies fiel mir schon auf, und ich fragte ihn, ob er sich nicht wohl fühle, doch meinte er, es sei nur vorübergehende Müdigkeit. Als um halb drei Uhr die Christenlehre anfing, wohnte er derselben, wie auch der nachfolgenden Vesper von Anfang bis zu Ende bei. Der Herr Bischof machte noch die Bemerkung: „Vor fünf Jahren hätten Sie die Christenlehre nicht gehalten; ich hätte sie selbst gehalten." Nach der Vesper verlangte er ein Glas warme Milch, und darauf fuhren wir zusammen nach der etwa 14 Meilen von hier gelegenen St. Nikolaikirche. Auf dem Wege dorthin hielten wir an bei der neu erbauten Kirche in meiner Filiale Pearl Lake, die der Herr Bischof am 15. September weihen sollte. Er freute sich noch über das schöne stilgerechte Gebäude und machte einige Bemerkungen über die innere Ausstattung. Darauf fuhren wir weiter und kamen abends 7 Uhr in St. Nikolaus an. Der Herr Bischof hatte also an jenem Tage reichlich 24 Meilen im Wagen gemacht. Von St. Nikolaus fuhr ich bald wieder nach Hause, und der Herr

Bischof reiste weiter in Begleitung des Pfarrers Hengarten von St. Nikolaus, eines Schweizers. Ich wußte, daß er an mehreren Plätzen firmen wollte, und ich hörte dann, daß er am bestimmten Tage wieder zu Hause eingetroffen sei. Ich war im bischöflichen Hause am Freitag, den 11. September und aß mit dem Herrn Bischofe zu Mittag. Ich fragte beim Abschiede, ob er sich wirklich stark genug fühle, am Montag herauszukommen, um die Kirche in Pearl Lake zu weihen und in der Pfarrkirche zu firmen. Er bejahte diese Frage und meinte, er fühle sich ziemlich wohl. Montag Morgen fand der junge Mann, den ich hinschickte, den Bischof auf dem Sopha liegend, er hatte am Tage zuvor, dem Feste des heiligen Clodoald, des Diözesanpatrons, das Pontifikalamt gehalten und am Abende die Pontifikalvesper. Auf des jungen Mannes Frage, ob der Herr Bischof wirklich reisen wolle, antwortete dieser: „Natürlich!" Er fuhr zur bestimmten Stunde in einer geschlossenen Kutsche ab und kam in meiner Pfarrei an um ein Viertel vor vier Uhr nachmittags am 14. September. Die Gemeinde hatte den gewöhnlichen feierlichen Empfang bereitet. Der Herr Bischof ging in die Kirche und nach den gewöhnlichen Feierlichkeiten hielt er eine Ansprache an die versammelte Gemeinde und erteilte den bischöflichen Segen. Darauf begab er sich in das Pfarrhaus, und als ich nach kurzer Zeit zu ihm ins Zimmer ging, fand ich ihn auf dem Sopha liegen. Auf meine Frage, ob er sich nicht wohl fühle, antwortete er: „Es wird vorübergehen." Er kam abends noch an den Tisch, aß aber fast nichts. Als ich etwa um halb acht Uhr in sein Zimmer ging, um nachzufragen, ob er etwas wünsche, fand ich ihn schon im Bette. Ich wünschte ihm „Gute Nacht" und zog mich zurück. Etwa um elf Uhr nachts hörte ich ihn stark husten, und da die Hustenanfälle immer häufiger wurden, ging ich hinunter und fragte, wie er sich befinde. Er verlangte nach einer Medizin, die er mitgebracht hatte, aber nach Mitternacht wollte er auch von dieser nicht mehr nehmen, weil er die heilige Messe zu lesen beabsichtigte. Ich brachte die ganze Nacht bei ihm zu. Der Morgen der Kirchweihe, der 15. September, brach trübe an, und es regnete in Strömen. Ich mußte um halb sieben Uhr 6 Meilen weit auf meine Filiale fahren, wo ich die Frühmesse zu lesen hatte. Unterdessen war der Generalvikar zu meinem Hause gekommen, und als er den Bischof im Bette fand, beredete er ihn, auf die Kirchweihe in Pearl Lake zu verzichten; er (der Generalvikar) wolle die Kirche benedizieren. Ich werde die Enttäuschung der Leute nicht vergessen, als die Kutsche kam, und der Bischof war nicht darin. Der Generalvikar, Monsignor Bauer, benedizierte dann die Kirche und hielt das Hochamt, und ich hielt die Predigt.

Als ich nachmittags nach Hause kam, fand ich den Bischof noch im Bette. Er wollte ruhen, und niemand störte ihn. Abends ließ er mich rufen und bat mich, mich zu ihm ans Bett zu setzen um mir den Inhalt einiger Briefe zu notieren, die ich schreiben sollte. Ich notierte, bei ihm am Bette sitzend, den Inhalt von 22 Briefen. Als ich bald darauf zu Bette gehen wollte, sagte der Bischof, ich solle ihm eine Schelle ans Bett stellen, er wolle schellen, wenn er etwas wünsche. Das sagte er aber nur, um mich ins Bett zu bringen; ich wußte wohl, daß er nicht schellen werde, und sagte es ihm auch. Morgens um 5 Uhr, es war der 16. September, ging ich hinunter und fragte, ob er etwas wünsche. Er sagte, er sei ganz durchgeschwitzt, er habe aber keine Unterkleider weiter mitgenommen, ich möchte ihm solche geben. Das tat ich, und da er in seiner Schwäche den Wechsel nicht zuwege brachte, half ich ihm, das Hemd anzuziehen und bemerkte dabei, daß er so geschwitzt hatte, daß ich ihn mit einem Handtuche abreiben mußte. Er muß große Schmerzen gelitten haben, denn er stöhnte und stieß von Zeit zu Zeit laute Seufzer aus. Ich tat, was in meiner Macht war, um ihm zu helfen. Am Tage zuvor hatte er noch während meiner Abwesenheit in Pearl Lake in der Allerheiligenkirche die heilige Messe gelesen; — das war seine letzte heilige Messe am 15. September um 8 Uhr. An diesem Tage, den 16. Septem-

ber, hat er nicht mehr zelebriert; die Schwäche und die Schmerzen erlaubten es nicht.

Ich brachte ihm eine Traube ans Bett, er genoß davon zwei Beeren. Er verlangte einen gebratenen Apfel, aber er genoß fast nichts davon. Der Herr Generalvikar war unterdessen gekommen, um für die bestellte Firmung das Hochamt zu singen. Die Firmlinge warteten in der Kirche und hatten morgens kommuniziert, und ich sah, daß der Bischof nicht imstande war, irgend etwas zu tun. Ich redete ihm denn auch zu, ruhig im Bette zu bleiben, aber er sagte, ich solle ihn benachrichtigen, wenn das Hochamt zu Ende sei. Ich tat, wie er befohlen hatte. Er stand auf und kleidete sich an. Ich legte ihm das Rochett an und ging mit ihm in die Sakristei. Als er aus dem Hause in die Luft trat — es war ein schöner September-Vormittag — sagte er: „Welch herrliche Luft." In der Sakristei nahm er Pluviale, Mitra und Stab und ging nach dem letzten Evangelium in die Kirche. Die Kirche ist ein massiver Bau, von Granitblöcken gemauert, und ich fürchtete, die Luft könnte ihn ohnmächtig machen. Ich hatte einen Sessel auf die Plattform des Hochaltars gestellt, und nachdem er die vorgeschriebenen Orationen g e s u n g e n (nicht gebetet) hatte, setzte er sich nieder und firmte so über 70 junge Leute. Ich kniete neben ihm auf der rechten Seite und mußte ihm den Arm stützen, und zweimal sagte er: „Lassen Sie mich ein wenig ruhen." Nach der Firmung erhob er sich, beendete die Gebete, alles singend, gab den Segen und hielt dann noch eine Ansprache an die Firmlinge, ihnen ans Herz legend, wie alles Gute der Wirkung des Heiligen Geistes zuzuschreiben sei, so auch die Gnade, daß jemand ein treues Kind Mariens sei. In diesem Sinne sollten die Firmlinge den Heiligen Geist anrufen, daß sie wahre Kinder der lieben Muttergottes würden, und sich vornehmen, regelmäßig den „Engel des Herrn" zu beten. Während dieser Ansprache stand ich neben dem Bischof, zitternd, daß er zusammenbrechen könne. Ich sah es dem Generalvikar an, daß er dasselbe befürchtete.

Während die Firmlinge ihre Gebete verrichteten, kniete der Bischof auf den Altarstufen und blieb dort knieen, bis alles vorüber war. Der Generalvikar begleitete den Bischof ins Haus, während ich noch in der Kirche zu tun hatte, aber es dauerte keine fünf Minuten, bis der Generalvikar in die Kirche kam und mich rief mit den Worten: „Der Bischof hat einen Ohnmachtsanfall." Ich lief ins Haus und fand den Bischof ausgestreckt auf dem Sopha; er war zu sich gekommen und trieb uns hinaus, wir sollten zu Mittag essen gehen. Wir blieben nicht lange weg, fanden ihn aber bei unserer Rückkehr ruhig auf dem Sopha liegen. Um drei Uhr sagte er, er fühle sich besser und wolle in die Stadt zurückkehren. Wir machten Einwendungen, da er aber darauf bestand, zu reisen, ließ ich anspannen, und nachdem ich ihn sorgfältig in einen Pelz eingewickelt, winkte er uns zum Abschied und fuhr unter dem üblichen Geläute fort. Der Generalvikar machte noch die Bemerkung: „Das sieht fast aus, wie ein Leichenzug". Ach, wie bald sollte es ein Leichenzug werden! Wir sprachen noch eine Zeitlang denselben Nachmittag über des Bischofs Zustand, aber weil er schon oft schwach gewesen war, hat wohl niemand einen so nahe bevorstehenden Tod befürchtet.

Ich war des Bischofs wegen in großer Sorge, nachdem er mein Haus verlassen hatte. Ich konnte die nächste Nacht nicht schlafen, und kaum hatte ich am am andern Morgen die heilige Messe gelesen, als ich nach der Stadt fuhr und mich sogleich zum Bischofshause begab. Ich ging hinauf in des Bischofs Schlafzimmer, aber er hatte sein Bett in das vordere Zimmer bringen lassen. Er war schwach, aber bei klarer Besinnung und sagte nur, er fühle sich recht schwach. Ich blieb in der Stadt, und als mir nachmittags der Generalvikar sagte, der Bischof verlange nach mir, ging ich wieder hin. Er sagte nichts als: „Nun, Sie kommen ja wieder", drückte mir die Hand, und so verabschiedete ich mich. Am Freitag, den 18. September, ließ ich anfragen nach dem Befinden des Bischofs und bekam abends noch die Antwort, es gehe bedeutend besser. Ich hatte mir vorgenommen, am Samstag, den 19. Sep-

tember, gleich nach der Messe wieder in die Stadt zu fahren, mußte aber ungefähr 7 Meilen zu einem Kranken fahren, und als ich etwa um 11 Uhr auf dem Rückwege noch drei Meilen von meinem Hause entfernt war, kam mir ein junger Mann mit dampfenden Pferden entgegen, und auf meine Frage, was es sei, sagte er: „Der Bischof ist tot!" Ich stieg zu dem Unglücksboten in den Wagen und fuhr ohne Aufenthalt zur Stadt. Als ich in das Sterbezimmer trat, lag der Bischof, noch ohne Talar, aber doch angekleidet auf einer Bahre. Wir, die Geistlichen der Kathedralpfarrei und ich, zogen ihm die Pontifikalien an, bis auf das Meßgewand, weil kein passendes da war. Ich schickte einen Boten nach Hause und ließ ein violettes gothisches Meßgewand aus meiner Kirche holen, das er auch ins Grab mitbekommen hat.

Eine Musterfamilie.

Der ehrwürdige Diener Gottes Franz Joseph Rudigier, Bischof von Linz († 1884) entstammte einer schlichten Bauernfamilie mit 8 Kindern. Oft wies er auf seine in Gott ruhende Mutter hin, von der er sagte: „Meine Mutter hat uns, soviel wir auch Kinder waren, noch vor Beginn unserer Schulzeit in den wichtigsten Lehren der heiligen Religion unterrichtet. Bei der Arbeit, sowie im Hause sitzend oder gehend unterließ es die gute Mutter nicht, uns zu belehren. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie ich mein erstes Leseexamen ablegte, als die Mutter am Spinnrad saß. Ich stand an ihrer Seite und mußte meine ersten Leseübungen aus dem Evangelium des heiligen Johannes: „Im Anfange war das Wort" vornehmen. Es fielen, wie ich mich erinnere, gerade die Strahlen der Morgensonne durch die kleinen Fenster des väterlichen Hauses. Mit gleich unermüdlichem Eifer hielt uns die Mutter zum Gebete an. Der Rosenkranz wurde jeden Tag im väterlichen Hause gebetet. Wenn wir Kinder uns abends zur Ruhe gelegt hatten, mußten wir solange im Bette laut beten, bis eins nach dem anderen eingeschlafen war. Der Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus und die unbefleckte Empfängnis der seligsten Jungfrau Maria", war in unserm Hause von altersher Sitte."

Christliche Mutter! Wie bist du doch Seele und Sonnenschein deiner Familie!

Wie der Himmel die Tiroler schützt.

Aus Feldpostbriefen.

„Unsertwegen braucht ihr euch zuhause nicht zu sorgen. Der Schutz des göttlichen Herzens und die Hilfe Unserer Lieben Frau sind augenfällig mit uns." So schreiben die wackeren Standschützen an die Ihrigen. Unter den Hunderten von Briefen in die Heimat ist kaum einer, der nicht diesen wunderbaren Schutz mit kindlicher Freude und innigem Danke erwähnt. Tausende von Zentnern Eisen haben die Italiener auf die Tiroler Stellungen geworfen, oft einen einzigen Schützen mit Dutzenden von Granaten beworfen, aber es ist, als ob jede Granate dem Tiroler ausweiche. Feldkuraten schreiben, daß auf ungefähr 4000 Granaten ein toter Tiroler trifft.

In . . . standen Standschützen zehn Tage lang ununterbrochen im mörderischen Granatenfeuer. Daraufhin unternahmen die Welschen mit gewaltigen Machtmitteln einen Sturm auf die Tirolerstellungen; man möchte meinen, es hätte kein Mann mehr leben können, wenn Tag und Nacht mehr als eine Woche lang, die schwersten Granaten geregnet kämen, und siehe, nach dem Kampfe war das Ergebnis: nicht ein einziger Toter, sondern nur ein Verwundeter. —

Ein Schützenhauptmann sah in den Dolomiten von seinem Gipfel aus, wie ein mörderisches Feuer auf die gegenüberliegenden Gipfel der Standschützen . . . losging. Er meinte: „Nein, da kann kein einziger mehr leben." Und siehe da, nicht einer war tot. Da platzte in der Nähe eines Standschützen ein Schrapnell. Ein gewaltiger Splitter traf ihn, fuhr über seine Brust und riß ihm die Bluse in viele Fetzen. Er selbst blieb ganz unverletzt. — —

„Ewige Anbetung."

In Erwägung endlich, daß jeder Bürger, infolge des unschätzbaren Gutes der Freiheit, die er besitzt, selbst weiß, in welchen Gesinnungen er sterben will,

Beschließt der Stadtrat:

Die Krankenschwestern werden vom 1. Juli ab durch weltliche Wärterinnen ersetzt."

Also, im Namen der Gewissensfreiheit werden die Schwestern verjagt. Es ist doch etwas Kostbares um die Gewissensfreiheit! Wenn man es nur wüßte! Diese Gewissensfreiheit habe ich persönlich schon wenigstens hundertmal verletzt. Ich habe nämlich die Gewohnheit, wenn es mit den Kranken zu Ende geht, sie selbst oder ihre nächsten Anverwandten aufzufordern, nach einem Priester zu schicken, und ich muß gestehen, meine Aufforderung wurde stets, wenn auch mit Schmerzen, doch mit Dank entgegengenommen.

Die liebe Gewissensfreiheit! Welche Verbrechen hat man nicht in den letzten Jahren im Namen der Gewissensfreiheit begangen? Im Namen der Gewissensfreiheit wurden die Staatsschulen verweltlicht und die Klosterschulen geschlossen; im Namen der Gewissensfreiheit schaffte man das Kultusbudget, die Militärmesse und die christliche Eidesformel vor Gericht ab.

Ich bin neugierig, zu wissen, wie die Arbeiterwelt die Austreibung der Schwestern aufnehmen wird, denn das Volk ist weit entfernt, dieselben religionsfeindlichen Gesinnungen zu besitzen wie die intelligente Majorität des Stadtrats, dessen Mitglieder fast alle der hiesigen Loge angehören. Einige Eingeweihte behaupten sogar, Herr Maillard, der Bürgermeister sei ein höherer Würdenträger (der Freimaurerei), so etwas wie ein Ritter des „Weißen Pelikans", und er habe letzthin einen strengen Verweis vom Großorient erhalten. Man finde, so heiße es darin, seine Haltung in der allgemeinen Bewegung und Schilderhebung gegen die Institutionen der Kirche etwas lau, und man fange an seine freimaurerischen Gesinnungen zu verdächtigen.

Um der Loge einen Beweis seiner Treue und Anhänglichkeit zu geben und seinem Ansehen bei den Brüdern wieder etwas aufzuhelfen, soll er die Austreibung der Schwestern aus dem Spital beantragt haben.

5. Juli 1905.

Sie sind fort. Um 9 Uhr morgens hielten sechs Autos des Herzogs von Francheville vor dem Portale, um sie nach dem anderthalb Kilometer entfernten Bahnhof zu bringen. Sie begaben sich nach Paris in ihr Mutterhaus. Fünf Schwestern, unter diesen die ehrwürdige Mutter Louise, blieben in der Stadt zurück. Einige fromme Familien hatten ihnen eine Zufluchtsstätte angeboten. Die Stunde der Abreise war bekannt geworden, und als die geistlichen Töchter des heiligen Vinzenz von Paul auf der Türschwelle erschienen, wurden sie mit begeisterten Hochrufen empfangen. An ihrer Spitze ging die ehrwürdige Oberin am Arme der Herzogin von Francheville. Unter rührenden Beileidsbezeugungen einer großen Volksmenge stiegen sie in die Autos. Manche Frauen, die unter ihrer geschickten Pflege die Gesundheit wieder erlangt hatten, weinten still und winkten ihnen ein stummes aber sehr beredtes Lebewohl zu.

1. August 1907.

Zwei Jahre sind verflossen, seit die weltlichen Wärterinnen ins Spital eingezogen sind. Im Anfang ging alles so ziemlich den gewohnten Gang. Bald aber liefen Klagen gegen die Fräuleins ein: Sie seien so lau im Dienste, sie pflegten die Kranken so herzlos und gäben ihnen so mürrische Antworten; nur diejenigen, die ihnen ein Trinkgeld einhändigten, wären gut versorgt. Manche Kranke klagten sogar über ungenügende Nahrung und gänzliche Vernachlässigung.

Gestern abend spät wurde ich noch zu einem Kranken der Stadt gerufen, dessen Zustand eine augenblickliche chirurgische Operation erheischte. Da ich am Mittag mein Besteck im Spital zurückgelassen hatte, begab ich mich dahin, um es zu holen. Mit einem kleinen Schlüssel öffnete ich die Nebenpforte, durch welche ich zu jeder Stunde der Nacht freien Zutritt habe. Als ich durch den Kreuzgang schritt, drang plötzlich der

Laut von verworrenen Stimmen und fröhlichem Gelächter an mein Ohr. Ich gehe dem Schalle nach und komme an das Speisezimmer der Wärterinnen. Die Türe steht halb offen, und ich konnte alles sehen, was darin vorging, ohne selbst gesehen zu werden. An dem reichlich mit Speisen und Wein besetzten Tisch saß das ganze Dienstpersonal des Spitals versammelt. Wärter und Wärterinnen, Aufseherinnen und Nachtwächterinnen ließen sichs wohl sein. Die Herren und Damen hatten während der Abwesenheit des vom Stadtrate ernannten Direktors ein Nachtbankett auf Kosten des Spitals veranstaltet.

Übrigens finden die Steuerzahler, daß das Spital seit der Abreise der Schwestern ungemein viel kostet. Die Ausgaben für das Personal haben sich vervierfacht. „Bei derselben Anzahl Kranker," heißt es im diesjährigen Berichte, „wurden im vergangenen Jahre 1200 Liter mehr Milch, 1100 Liter mehr Wein, 90 Liter mehr Rum getrunken, als zur Zeit der Schwestern. Der Verbrauch des Fleisches stieg von 1600 auf 2600 Pfund, der des Brotes von 100,000 auf 120,000 Pfund; ferner wurden 1150 Dutzend Eier mehr verbraucht, als zur Zeit der Schwestern. Endlich stieg der Verbrauch an Wäsche und Leinen auf das Doppelte."

Man munkelte schon von einer gerichtlichen Untersuchung, die im Spitale und in den Privatwohnungen mehrerer Wärter und Wärterinnen vorgenommen werden soll.

In einer Interpellation im Stadthause warf ein Katholik der Majorität die Verschleuderung der Gemeindegelder vor. Der Bürgermeister leugnete die Zunahme der Ausgaben im Spitale nicht, doch meinte er, die Gewissensfreiheit der Kranken sei jetzt gewahrt, und die könne man nicht teuer genug bezahlen.

3. November 1907.

Damit nichts mehr die Kranken an eine andere Welt erinnere, wurden die Kruzifixe, welche die Krankensäle schmückten, auf Geheiß des Bürgermeisters herabgenommen und die Krankensäle umgetauft. Der Saal des heiligen Vinzenz von Paul erhielt den Namen Emil Zola, der des heiligen Johannes wurde in den Saal Ernst Renan, und der des heiligen Ludwig in den Saal Voltaire umgewandelt; der Saal der heiligen Katharina von Siena wurde nach einer berühmten Schauspielerin Saal Adrienne Lecouvreur benannt. Die Kapelle des Spitals endlich wurde in ein Sprechzimmer umgewandelt und der Spitalgeistliche entlassen.

„Wenn ein Kranker den Priester wünscht, so teilt er dies der Wärterin mit. Diese überbringt den Wunsch dem Direktor, der sogleich dem Priester die schriftliche Ermächtigung erteilt, den Kranken zu besuchen." So lautet das Reglement, das die vom Bürgermeister präsidierte Verwaltungskommission über die Ausübung der Religion im Spitale ausgearbeitet hat.

Heute morgen traf ich mit dem Kaplan, dem der Dienst der Kranken im Spital obliegt, im Sprechsaal zusammen. Er war trostlos und beklagte sich über die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen habe, um einem Kranken die Sterbesakramente zu spenden. Er muß selbst den provisorischen Altar herrichten, und oft wird er mit Spottreden empfangen. Zur Zeit der Schwestern starb kein einziger Kranker ohne die Tröstungen der Religion, während schon in diesem Jahre ihrer fünf ohne jedwede kirchliche Zeremonie vom Polizeikommissär verscharrt worden sind. Ich konnte den Kaplan nicht trösten und antwortete ihm nur das eine Wort; „Ja, aber die Gewissensfreiheit!"

15. Juli 1909.

Wir haben den Typhus in der Stadt. Das schlechte Trinkwasser ist schuld daran. — Schon lange ist eine Wasserleitung, die die Bevölkerung mit frischem Wasser versorgen soll, geplant, doch hat man es von Jahr zu Jahr wegen Geldmangels hinausgeschoben. Sie soll 100,000 Franken kosten. Da es sich hierin nicht um Gewissensfreiheit, sondern nur um gesundes Wasser handelte, so hatte der Bau keine Eile. Ein katholischer Stadtrat meinte zwar in einer Gemeinderatsitzung, mit dem Gelde, das die Verweltlichung des Spitals schon verschlungen, hätte

man die Wasserleitung bauen können und noch Geld übrig behalten.

Im „Moraſt," einem an dem Ufer eines kleinen Baches gelegenen Stadtviertel, ſind bereits zehn Perſonen geſtorben. Zwanzig andere liegen krank darnieder und haben wenig Ausſicht auf Beſſerung. Das Spital ſelbſt iſt von Typhuskranken überfüllt. Jeden Tag werden einige hinausgetragen zu ihrer letzten Ruheſtätte. Das Perſonal iſt mit Arbeit überladen und fängt an zu murren. Es verlangt eine Lohnerhöhung und droht zu ſtreiken, wenn man ſeinem Wunſch nicht gerecht wird.

Die Epidemie fordert jeden Tag ihre Opfer. Ein Krankenwärter und zwei Wärterinnen wurden vor wenigen Tagen hinweggerafft, infolge deſſen die Hälfte des Dienſtperſonals das Spital verließ, um nicht von der Seuche angeſteckt zu werden. Einige Damen vom Roten Kreuz, ſowie vier von den zurückgebliebenen Schweſtern (eine von ihnen iſt geſtorben) nahmen ſogleich ihre Stelle am Bette der Kranken ein.

8. Auguſt 1909.

Noch eine Wärterin, drei Schweſtern und ein Arzt fielen der Seuche zum Opfer. Die Folge davon war, daß die noch übrigen Wärterinnen, mit wenigen Ausnahmen von Furcht ergriffen wurden. Sie überließen die Kranken ihrem Schickſal und zogen ſich in ihre Familien zurück. Die Rote-Kreuz-Damen und die letzte Schweſter ſind Tag und Nacht auf den Beinen und pflegen die Typhuskranken mit einer unermüdlichen Aufopferung. Zum Glück fängt die Seuche an, nachzulaſſen. In der Stadt werden überall Verwünſchungen laut gegen die pflichtvergeſſenen und feigen Wärter und Wärterinnen. Der Bürgermeiſter und ſeine radikal-ſozialiſtiſche Majorität teilen dasſelbe Schickſal. Sobald ſich einer von ihnen in der Öffentlichkeit zeigt, wird er ausgepfiffen. Die reichſten von ihnen haben übrigens ihre Haut in Sicherheit gebracht. Sie ſind einfach verreiſt.

9. Auguſt 1909.

Herr Maillard, der Bürgermeiſter, wurde geſtern abend, als er etwas ſpät nach Hauſe kam, auch von der Krankheit befallen. Er lebt allein in einem großen Hauſe mit drei Kindern, einer alten Magd und einem Stallknecht. Seine Frau iſt ſeit einigen Jahren tot, und ſeine Kinder ſind noch zu jung als daß ſie ihn pflegen könnten. Er bat mich daher, ihm eine Perſon ausfindig zu machen, die ſich ſeiner annehme, er werde ihre Dienſte mit Gold aufwiegen. Ich verſprach, mein Möglichſtes zu tun, doch hatte ich wenig Hoffnung auf Erfolg da er höchſt unbeliebt iſt. Ich klopfte bei verſchiedenen Männern und Frauen an, doch vergebens. Ich mochte ihnen im Namen des Bürgermeiſters noch ſo hohen Lohn anbieten, alle ſchlugen ab.

„Möchte er nur verrecken!" meinte der eine.

„Hol ihn der Teufel!" ſagte ein anderer.

Bevor ich zur Ruhe ging, machte ich noch einen Rundgang durch die Säle des Spitals. Kaum hatte ich die Rote-Kreuz-Damen und die Schweſter von der Krankheit des Bürgermeiſters in Kenntnis geſetzt, ſo eilte letztere ſchon hin, um ihn zu pflegen. Heute morgen fand ich ſie am Bette des fiebernden Herrn ſitzen.

Während der Nacht hatte ſich zwiſchen dem „Ritter des Weißen Pelikans" und der Schweſter ein recht erbauliches Geſpräch entſponnen. Ich gebe es hier nach den Worten der Schweſter wieder.

Herr Maillard traute ſeinen Augen kaum, als er die ehemalige Oberin des Spitals bei ſich eintreten ſah.

„Der Doktor ſagte mir, Sie ſeien krank, und ich komme, Sie zu pflegen," erklärte ſie einfach.

„Ach Schweſter, welche Güte! Es tut mir herzlich leid, Sie aus dem Spital vertrieben zu haben. Wir ſind nun grauſam dafür geſtraft. Wenn ich geſunde, will ich alles wieder gut machen."

„Um zu geſunden, müſſen Sie ſich vor allem ruhig verhalten und ſich gar nicht aufregen."

„Im Gegenteil, ſprechen wir von Ihren Schweſtern, was iſt aus ihnen geworden? Lebt die ehrwürdige Greiſin noch mit den edlen, feinen Zügen, die ſich einer ſo großen Beliebtheit erfreute?"

„Sie meinen wohl Schwester Augustine? Sie ist tot. Von hier begab sie sich zu ihrem Neffen, dem Grafen Arlatte, wo sie bald darnach das Zeitliche segnete. Sie war eine geborene Arlatte."

Der Bürgermeister machte große Augen. Das ging über seinen Verstand. Eine Gräfin, die ins Kloster geht, um die armen Kranken zu pflegen!

„Und die Schwester Therese, die mit dem himmlischen Lächeln," fuhr er nach einer Pause fort, „wo befindet sich die?"

„Die lebt augenblicklich auf einer Insel im stillen Ozean, wo sie die Aussätzigen pflegt. Unsere ehrwürdige Mutter verlangte zwei Freiwillige für die Insel. Sogleich meldeten sich Schwester Therese und Schwester Bathildis. Die arme Schwester Therese! Vor menigen Wochen velor sie ihre Mutter, die Marquise von Lamarre. Sie konnte ihr weder in ihrer letzten Krankheit beistehen, wie sie versprochen hatte, noch ihrem Begräbnis beiwohnen."

Der Bürgermeister verwunderte sich immer mehr. Schwester Augustine war eine Gräfin und Schwester Therese eine Marquise, und er war nur ein Ritter, und noch nicht ein echter Ritter, nur ein freimaurerischer Ritter, ein „Ritter vom Weißen Pelikan!" Und diese heiligen Frauen hatte er herzlos vertrieben!

„Und die andern Schwestern, o erzählen Sie, wohin sind sie verschlagen worden?"

„Zwölf von ihnen befinden sich augenblicklich in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, in einem neuerbauten Spital, wo sie ihren Berufspflichten obliegen. Die Direktoren des Spitals, lauter Protestanten, haben sie auf ihre Kosten nach Amerika kommen lassen. Die andern sind, wie Sie wissen, hier geblieben und — gestorben. Ich bin die letzte unsers Ordens hier in Francheville."

Da der Zustand des Kranken sich verschlimmerte, wurde das Gespräch abgebrochen.

16. August 1909.

Der Bürgermeister schwebte drei Tage lang zwischen Leben und Tod. Dank seiner kräftigen Natur und der sorgfältigen Pflege der Schwester Louise geht er der Besserung entgegen. Die Epidemie hat gänzlich ihren bösartigen Charakter verloren. Die Kranken, die noch in Behandlung sind, haben die Krisis überstanden und befinden sich auf dem Wege der Genesung. Die Rote-Kreuz Damen atmen wieder auf. Jetzt, da die Gefahr vorüber ist, sprechen die ausgrissenen Wärter und Wärterinnen von der Wiederaufnahme ihres Dienstes. Doch ist die Bevölkerung dermassen gegen sie aufgebracht, daß der Direktor es nicht wagte, sie wieder in ihr Amt einzusetzen. Der Bürgermeister, den man über den Fall befragte, sprach sich energisch gegen ihre Aufnahme aus.

25. August 1909.

Heute morgen wurde ein vom Bürgermeister unterschriebenes Dekret in der Stadt angeschlagen, das alle Wärter und Wärterinnen, die während der Epidemie ihren Posten verlassen haben, ihres Amtes entsetzt und die Rückkehr der Krankenschwestern ankündigt. Dieses Dekret wurde mit großer Begeisterung aufgenommen. Am Abend wurde dem Bürgermeister, der sich durch diese Maßregel wieder das Vertrauen der Stadtbevölkerung erworben hat, sogar eine Ovation dargebracht.

12. September 1609.

Leider ging die Sache nicht so leicht wie der Bürgermeister sich vorgestellt hatte. Die in Frankreich aus den Spitälern ausgewiesenen Schwestern sind alle ausgewandert und haben in Belgien, in Holland, in England und in den Vereinigten Staaten gastfreundliche Aufnahme gefunden. Das Mutterhaus in Paris ist nicht in der Lage, dem Wunsche des Bürgermeisters zu willfahren.

Schwester Louise ist ihrerseits von der heimtückischen Krankheit befallen worden. Sie hatte den Keim der Seuche am Bette des Bürgermeisters in sich aufgenommen, und am Tage, wo dieser zum erstenmale nach seiner Krankheit sich in seinem Garten erging, verkündete der Klang der Totenglocke das Hinscheiden der letzte Krankenschwester von Francheville. Sie war zugleich

das letzte Opfer der Seuche. Herr Maillard empfand ihren Tot besonders schmerzlich.

„Die Schwester," sagte er seither öfters, „gab ihr Leben hin, das meinige zu retten!"

*

Herr Maillard, der „Ritter des Weißen Pelikan", ist nun ein treuer Katholik und verwendet den Reichtum, den ihm Gott verliehen hat, um seine armen Mitmenschen zu unterstütz n. Besonders wacht er darüber, daß es den Kranken im Spitale an nichts fehle, und daß der Priester zu jeder Stunde des Tages und der Nacht freien Zutritt habe.

Eucharistische Notizen.

Der hochw'ste Bischof Koudelka von Superior feierte das Fronleichnamfest bei den Chippewa-Indianer zu Reserve nahe Hayward gelegen, wo das Fest aufs feierlichste begangen wurde. Bei dem vom hochw. Neupriester Pater Lucas Niederer, O. F. M., zelebrierten feierlichen Hochamt predigte der hochw'ste Bischof in der Chippewa- und in der englischen Sprache. Bei der nach dem Hochamt im Freien gehaltenen Prozession trug er das Allerheiligste und nach der Prozession spendete er 18 Indianerkindern die heilige Firmung.

*

Durch Dekret vom 23. Februar 1916 hat der Heilige Vater Papst Benedikt XV. es dem klugen Ermessen der Ordinarien anheimgestellt, zu erlauben, daß an Orten, wo es kein Olivenöl gibt, oder dasselbe nur mit großer Schwierigkeit und bedeutenden Kosten zu erhalten ist, die Lampe, die Tag und Nacht vor dem Allerheiligsten Sakramente brennen soll, auch mit anderen, womöglich Pflanzenölen, oder reinem oder gemischtem Bienenwachs gespeist werden kann. Im äußersten Falle mag auch elektrisches Licht angewendet werden.

*

Eine Fronleichnamsfeier einziger Art fand in Granada, Spanien, statt, wo die Behörden der Stadt die Mauren und Araber von Tanger, Fez und Tetuam zur Teilnahme an den Feierlichkeiten eingeladen hatten. Granada ist die einstige Hauptstadt des Maurenreiches in Spanien. Die große Beteiligung vonseiten der Eingeladenen legte Zeugnis ab von den großen Fortschritten, die der katholische Glaube unter den Arabern der spanischen und französischen Besitzungen in Afrika gemacht hat. Die Fronleichnamsprozession, die immer einen herrlichen Anblick bietet, gewann ein besonders prächtiges Gepräge durch die Teilnahme so vieler katholischer Araber in ihrer malerischen Tracht.

Nachlese auf dem Felde der Kirche.

Ausland.

Die Idee der Medaille, die jedes Jahr am Feste der heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus geprägt wird, ist in diesem Jahre „Friede". Sie stellt den heiligen Vater dar umgeben von fünf Figuren, welche die fünf Weltteile versinnbilden, und die Allerseligste Jungfrau Maria, wie sie mit einem Ölzweig, dem Sinnbilde des Friedens, vom Himmel niederschwebt.

*

Das Königreich Bayern ist unter den Schutz Unserer Lieben Frau von Alt-Ötting gestellt worden; ihr Fest am 14. Mai wird von jetzt an als nationaler Feiertag begangen werden.

*

Die Kongregation des Heiligen Offiziums hat solche Bilder, welche die heilige Jungfrau Maria mit priesterlichen Gewändern angetan darstellen, verboten.

*

Die schweizerischen Bischöfe gedenken Schritte zu tun, um die Heiligsprechung des seligen Nikolaus von der Flüe, des großen Friedensstifters und Schutzheiligen der Schweiz, zu veranlassen, da am 21. März nächsten Jahres 500 Jahre seit seiner Geburt verflossen sein werden.

*

Der bekannte italienische Katholikenführer Filippo Crispolli stellt im „Cariere d'Italia" fest, daß der Vatikan auf zahllose Anklagen des Vier-

verbandes über Vergewaltigungen von Hunderten von Klosterfrauen in Belgien durch deutsche Soldaten eine Untersuchung habe anstellen lassen, welche in ganz Belgien auch nicht einen einzigen nachweisbaren Fall ergab.

*

Die „Kölnische Volkszeitung" erfährt von zuverlässiger Seite: Am Sonntag (den 20. Mai) fand in Rom ein geheimer Freimaurerkongreß statt, der bezweckte, unverzüglich Maßnahmen zu ergreifen, um zu verhindern, daß der Papst eine erfolgreiche Friedensvermittelung einleite und dadurch sein Ansehen eine ungeheure Stärkung außerhalb der Kirche erfahre. Die Loge müsse dafür sorgen, daß der Friede durch ihre Hand komme. — (Ein Friede aus blutbefleckter Hand?!)

*

Der Papst empfing am 19. Juni 500 Kinder des Kindheit-Jesu-Vereins in Rom, die ihm vom Kardinal Vannutelli, dem Protektor des Vereins, vorgestellt wurden. Der Papst segnete die Kinder und dankte ihnen für ihre Gebete und Almosen für die Heidenkinder.

*

Die päpstlichen Kanzleien zu Columbia, Costa Rica, Nicaragua, Honduras, Haiti, Venezuela sind zu Internuntien erhoben worden und stehen im gleichen Range wie jene in Argentinien, Chili und Holland.

*

Der Heilige Vater hat beschlossen, daß alle diplomatischen Vertreter des Apostolischen Stuhles, die nicht den Titel Nuntien führen, in Zukunft Intenuntien heißen sollen. Der Titel Apostolischer Delegat ist nur jenen eigen, welche rein kirchliche Befugnisse haben, nämlich jenen in Washington, Ottawa in Kanada, Manila auf den Philippinen, Havana auf Cuba, San Juan in Porto Rico und in Mexiko. Hingegen werden die Vertreter in Argentinien, Chili, Columbia, Costa Rica, Nicaragua, Honduras, Haiti, Peru, Venezuela und Holland die Bezeichnung Internuntien führen.

*

Im heil. Kardinalskollegium sind jetzt 12 Vakanzen. Ein Konsistorium war für den Monat Juni in Aussicht gestellt worden, auf welchem fünf oder sechs neue Kardinäle hätten kreiert werden sollen, es wurde aber aus triftigen Gründen bis zum November verschoben.

*

Signor Meda, das Haupt der katholischen Bewegung in Italien, ist zum Finanzminister von Italien ernannt worden. Signor Meda ist seit Jahren der erste überzeugungstreue Katholik im italienischen Kabinett.

*

Aus vierzig Entwürfen für ein Grabmal des hochseligen Heiligen Vaters Papst Pius X., ist eines, welches das Grab des großen Papstes schmücken soll, ausgewählt. Es stellt Pius X. dar, wie er sich eben von seinen Throne erhoben hat und sich der göttlichen Gerechtigkeit als Sühnopfer darbietet, um das Strafgericht des Krieges von der Menschheit abzuwenden.

*

Der Heilige Vater hat eine Generalkommunion für alle Kinder der katholischen Welt auf den 30. Juli angeordnet, dem Jahrestages des Beginnes des Weltkrieges, für die Erflehung des Friedens.

*

Der hochw'ste Vater Johann Joseph Audibert der frühere Generalobere der Kongregation des Allerheiligsten Altarssakramentes und vertrauter Freund des Ehrw. Pater Peter Julian Eymard des Stifters besagter Genossenschaft, hat am 10. Juni den 73. Jahrestag seiner Priesterweihe gefeiert. Der ehrwürdige Jubilar wurde am 30. August 1819 geboren und erfreut sich noch einer erstaunlichen Rüstigkeit und Geistesfrische, so daß man hofft, er werde sein 100. Lebensjahr nicht nur erreichen, sondern auch überleben.

Inland.

Der „Kindheit-Jesu-Verein" zählt nach dem Rechnungsbericht für das Jahr 1915 in der ganzen Welt über 20,000,000 Mitglieder. Der Verein sammelt für die Kinder der Heidenmission jährlich mehr als $800,000, unterhält in

den Heidenländern 1,550 Waisenhäuser, 11,650 Schulen, 4,750 Handwerkschulen, rettet aus dem Unglauben und erzieht beinahe 600,000 Kinder jedes Jahr, hat bereits 20,000,000 sterbende Kinder durch die heilige Taufe direkt in den Himmel gesandt. In den Vereinigten Staaten sammelte der schöne Verein im letzten Jahre $55,760. 63. — Zu dieser Summe trug St. Meinrad bei: $5346.48, worin ein Testamentarisches Vermächnis der verstorbenen Miß Franziska Wigger von $5,293.43 einbegriffen ist.

*

Die jährliche Versammlung katholischer Lehrer und Erzieher tagte in Baltimore während der letzten Woche des Monats Juni. Kardinal Gibbons besuchte die Versammlung am letzten Tage ihrer Sitzuug und hielt eine Ansprache, die auf dem Programm nicht vorgesehen war.

*

Kardinal O'Connell hat 60 Priester in das Militärlager zu Framingham gesandt, um die Beichten der dort versammelten katholischen Soldaten zu hören.

*

Einhundertundfünfzig Priester leisteten dem Feldkaplan des 9. Regimentes Hilfe bei der Ausspendung des heiligen Bußsakraments an die von Massachusetts nach der Mexikanischen Grenze abreisenden Soldaten.

*

Ein neues Kolleg für Knaben soll in kurzem in Des Moines errichtet werden. Bischof Dowling sprach über diese Angelegenheit zu seinen, in „Retreat" versammelten Priestern, und sogleich wurden ihm $40,000 für den Zweck zugesichert.

*

Die Bischofsstadt St. Cloud erhält eine neue bischöfliche Residenz. Mit den Bauarbeiten ist bereits begonnen worden.

*

In New York ist der Sekretär des Bischofs von Jalapa, Vera Cruz, angekommen und machte folgende Mitteilung: Am 26. Mai firmte der Bischof in der von Andächtigen gefüllten Kathedrale von Jalapa, als Carranzasoldaten in die Kirche drangen und den Oberhirten sofort, bevor er die heilige Handlung vollendet hatte, arretierten. Der 71-jährige Bischof wurde auf ein Pferd gesetzt und in das Innere Mexikos entführt.

*

In der Nähe von Milwaukee fuhren sechs Schwestern in einem Automobil. Das Automobil wurde umgestürzt und keine der Schwestern wurde verletzt. Die haben gewiß am Morgen gut zu ihren Schutzengeln gebetet.

*

Mount St. Sepulchre mit seiner weit und breit bemerkbaren Kirche in der Nähe der katholischen Universität Washington, zieht alljährlich mehr Pilgerscharen an. Kürzlich kamen 600 Pilger aus Baltimore und andere Hunderte aus Boston und New York.

*

Wie eine Depesche aus Rom besagt, hat der Papst sich persönlich an Präsident Wilson und General Carranza mit dem Ersuchen gewendet, ihren ganzen Einfluß aufzubieten, um einen Krieg zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten zu verhüten. — Wie so viele Kabelnachrichten aus Rom, so ist auch diese — erlogen. —

*

Der Kongreß hat das Gesetz, das den Unterhalt der Indianerschulen aus den "tribal funds" (Stammesvermögen) der Indianer verbot, widerrufen und dadurch die Möglichkeit geboten, ein großes Unrecht wieder gutzumachen.

*

Kardinal O'Connell erteilte am 17. Juni in der Kathedrale zu Boston 500 meist erwachsenen Konverliten aus allen Teilen der Erzdiözese das heilige Sakrament der Firmung.

*

Der resignierte Erzbischof von Dubuque, hochw'ste John Joseph Keane, feierte am 2. Juli in aller Stille das fünfzigjährige Jubiläum seiner Priesterweihe.

*

Der hochw'ste Bischof Heinrich P. Northrop von Charleston, Süd-Carolina, ist am 7. Juni gestorben. Er war am 15. Mai 1842 in Charleston geboren, studierte zu Emmitsburg, Md., und in Rom und wurde 1865 zum Priester geweiht; 1882 wurde er Bischof von Charleston.

Erzbischof Mundelein von Chicago hat, wie angekündigt wurde, den Priestern der Erzdiözese Chicago den Besuch von Theatern verboten.

*

Das Interesse für die auswärtigen Missionen wächst in diesem Lande mehr und mehr; auch mehren sich unter den jungen Männern die Berufe für den opfer- und verdienstreichen Stand der Heidenmissionäre. Das ist auch ein günstiges Zeichen für die Erstarkung des inneren Lebens der Kirche in unserm Lande.

*

Der hochw'ste Weihbischof von Philadelphia, John J. McCort ist zum Bischof der durch den Tod des hochw'sten Thomas Conaty verwaisten Diözese Monterey und Los Angeles ernannt worden.

*

Am Sonntag, den 2. Juli feierte der junge Jesuitenpater, hochw. C. A. Seidl, der am Mittwoch, den 28. Juni, zu St. Louis zum Priester geweiht worden, in seiner Vaterstadt Dayton, Ohio, sein erstes heiliges Meßopfer. Pater Seidl, S. J. ist der Sohn einer in Dayton ansässigen Famile, welche vier Söhne dem Priester- und Ordensstande gegeben hat. Einer der vier Brüder ist der Benediktinerpater Nikolaus Seidl, Pfarrer der St. Nikolausgemeinde in Longmont, Colo., der andere ist der Benediktinerpater Benedikt Seidl von Peru, Ill., der dritte war der bereits verstorbene Franziskanerpater Seidl, und der vierte ist der eben geweihte Jesuitenpater C. A. Seidl. Die glückliche Mutter wohnt noch in Dayton, Ohio.

*

Einer der sechs Diakonen, die kürzlich vom hochw'sten Bischof O'Connor in der Kathedrale zu Newark zu Priestern geweiht wurden, war der hochw. Chas. D. Meyer, früher Prediger der protestantischen Episkopalkirche.

*

Die „Verlustliste" des glorreichen V i e r t e n zeigt dieses Jahr „nur" 8 Tote und 190 Verwundete auf. Im letzten Jahre waren es noch 19 Tote und 903 Verwundete.

*

Der hochw'ste Erzbischof von Chicago hat auf der Südseite der Stadt eine neue Gemeinde unter Anrufung der hl. Dorothea gegründet. Dies ist die zweihundert und dritte katholische Gemeinde innerhalb der Grenzen der Riesenstadt.

Aus dem Benediktinerorden.

Einen glänzenden Verlauf nahm die Feier des goldenen Priesterjubiläums des hochw'sten Abtes Innozenz Wolf von der St. Benediktsabtei zu Atchison. Fünf Bischöfe, neun Äbte und viele Ordens- und Weltgeistliche hatten sich dazu eingefunden. Zahlreiche Telegramme und Glückwünsche aus allen Teilen der Welt liefen ein, darunter auch ein sehr ehrendes Glückwunschschreiben Sr. Heiligkeit des Papstes, der dem Jubilar das Privilegium verleiht, die „Cappa Magna" zu tragen. Die Jubelfeier erstreckte sich auf den 6. und 7. Juni 1916. Am ersten Tage brachte das St. Benedikt's College Orchester um 8 Uhr abends eine Auswahl klassischer Musikstücke zu Gehör, und der hochw'ste Abt-Präses der Amerikanisch Cassinensischen Benediktinerkongregation, Herr Ernst Helmstetter, O. S. B., überreichte dem hochw'sten Herrn Jubilar die „Cappa Magna." Am folgenden Tage wurde in der Abteikirche das hochfeierliche Pontifikal-Jubelamt vom hochw'sten Herrn Johann Ward, Bischof von Leavenworth gesungen. Die Festpredigt hielt der hochw'ste Herr Joseph Tihen, Bischof von Lincoln. Nach dem Amte wurde der Segen mit dem Allerheiligsten erteilt. Das Te Deum des Vatikanischen Graduale bildete den Schluß der kirchlichen Feier. Um 1 Uhr nachmittags folgte das Festmahl, bei welchen vier Toaste ausgebracht wurden, nämlich (1) „Unser Heiliger Vater Papst Benedikt XV." von hochw'sten Bischof Thomas Lillis von Kansas City, (2) „Unser Jubilar" vom hochw'sten Bischof J. Heinrich Tihen von Lincoln, (3) „St. Benedikt's Kolleg" vom hochw. Herrn B. S. Kelly, Rektor der Kathedrale, (4) „Die Benediktiner in Kansas" vom hochw. Herrn F. M. Orr, Kanzler der Diözese Leavenworth. Darauf besuchten

Guitarre, noch hört man das wüste Lärmen der Trinker, während andere im schweren Rausche liegen; alles übrige schläft. Aber der Domherr findet nicht mehr Zeit, hieran zu denken. Kaum hat er, 1 Uhr 30 Minuten, die Schwelle des Hauses wieder verlassen, als ein dumpfes, fernes Geräusch von Cotacachi her, einem längst erloschenen, in der Nähe der Stadt gelegenen Vulkan, an sein horchendes Ohr schlägt und mit rasender Schnelligkeit sich brüllend heranwälzt, gleichsam hindurchrollend durch ein zweites, unbeschreiblich wirres Getöse stürzender Mauern, einsinkender Dächer, herumgeschleuderter Steine, zersplitternder Balken, sich öffnender Bodenspalten, und hierauf zum Himmel hebt sich eine finstere Wolke erstickender Staubes. — Ein Augenblick war es und Ibarra ist nicht mehr; zwei wütende Erdstöße, von unten nach oben gerichtet, folgen nacheinander in wenigen Sekunden. Alle Zeugen fühlten sich fast meterhoch emporgeschleudert und es deuchte ihnen, als tue die Erde in krampfhaft wogenden Zuckungen ihren weiten Schoß auf, um sie mitsamt der Stadt lebendig zu begraben. Ein herzzereißender Schrei drang durch das wüste Getöse und drang verzweifelnd hinauf durch die wirbelnde Staubwolke:

„Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!“

Der Schrei galt nicht mehr dieser Welt; in einem Moment ziehen Tausende hier vor das Tribunal des Richters, der über sie, unvorbereitet wie sie sind, für die Ewigkeit entscheidet!

Welch schreckliche Stunden waren die wenigen, die es noch bis zur Morgendämmerung brauchte! Das Wehgeschrei der Verwundeten, der rücksichtslose Hilferuf der teilweise Verschütteten, das Röcheln der Sterbenden, das jammervolle Wimmern und Winseln der zerquetschten kleinen Kinder erhöhte die Schauer dieser finsteren und grauenvollen Nacht. Von wiederholten Erdbeben geschüttelt, suchten die wüsten Trümmer durch neue Einstürze ihre Opfer stets fester zu umklammern.

Kein Ausweg, auch keine Rettung für die Verwundeten aus diesem Durcheinander wilder Verwüstung; selbst die Straßen fanden sich durch hohen Schutt versperrt, und ein Durchkommen war unmöglich Und als beim Anbruch des Morgens die ersten Strahlen der Sonne sich der Gefangenen erbarmten, da beleuchteten sie zugleich eines der erschütterndsten Bilder, welche die Weltgeschichte aufzuweisen hat. Hilflos, leichenblaß, ohne auch nur etwas zu besitzen, irrte ein Teil der Überlebenden umher, die besten Freunde kannten sich nicht wieder wegen der entstellenden Wunden oder wegen Geisteszerrütterung. Und dazwischen ertönte noch immer der jämmerliche Hilfrufe so vieler Verschütteten, die sich selber nicht helfen konnten, das Röcheln so vieler mit dem Tode Ringenden, der laute Klageton so vieler Mütter, die ihre Kinder suchten, und der armen Kleinen, die nach Vater und Mutter schrieen. Und noch immer schwankte der Boden, immer noch krachten die nachstürzenden Gebäude und vermehrten den Schrecken der zerstörten Stadt.

Jetzt, nachdem das Entsetzliche geschehen war, war es dem Pater Pigatti klar geworden, wer ihn nicht hatte zur Ruhe kommen lassen. „Ohne die Warnung meines Schutzengels,“ so sagte er sich, „läge ich nun auch tot, verwundet oder lebendig begraben unter den Trümmern meines Hauses. Dank der inneren quälenden Unruhe aber hatte er die Gefahr herantosen hören und sich mitten in seinem Garten, in geschützter Entfernung von Gebäuden, in Sicherheit bringen können. In innigem Gebete dankte er seinem Schutzengel für seine Rettung.

Für uns sind derartige Vorkommnisse immer wieder eine Mahnung, uns täglich, und namentlich in allen Gefahren des Leibes und der Seele, dem heiligen Schutzengel zu empfehlen.

Eine schöne Menschenseele finden,
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.

Herder „der grettete Jüngling“.

Wer auch Erlaubtes sich versagen gelernt hat, der hält sich weislich vom Unerlaubten fern.

Hl. Gregor der Große, „An den Defensor Romanus“.

Martin Marty, O. S. B.,

Erster Abt von St. Meinrad, erster Apostolischer Vikar des Territoriums Dakota, Bischof von Sioux Falls und St. Cloud, Apostel der Sioux-Indianer.

22)

XIV.

Der Heimgang.

Obschon Bischof Martin selbst den nahenden Tod schon längst täglich und stündlich erwartet hatte, war derselbe doch für alle, sogar für seine nächste Umgebung, ganz unerwartet gekommen. Niemand konnte glauben, daß ein Mann, der eine solche Fülle der anstrengendsten Arbeiten mit einer solchen Pünktlichkeit verrichtete, wie Bischof Martin es tat, dem Tode so nahe sein könne. Darum konnte auch die in St. Cloud erscheinende Zeitung „Journal and Preß" am Todestage des Bischofs schreiben: „Bischof Martin Marty, O. S. B., der Bischof der katholischen Diözese von St. Cloud, ist diesen morgen um 9:15 gestorben. Sein Tod war gänzlich unerwartet, und die Trauer der Anhänger seiner Kirche ist aus diesem Grunde um so schmerzlicher. Obgleich er erst vor anderthalb Jahren nach St. Cloud kam, hatte er sich doch durch sein bescheidenes, leutseliges und anspruchloses Wesen und durch sein echt christliches Benehmen gegen jede Anstalt und jeden Bürger der Stadt und der Diözese die Liebe aller erworben. . . ."

Aber nicht allein die Liebe der katholischen Bevölkerung von St. Cloud hatte sich der Dahingeschiedene in den wenigen Monaten seines Aufenthaltes in dieser Stadt zu sichern gewußt, Auch bei den Andersgläubigen war die Trauer um seinen Hingang tief und innig, wie die folgende, jedenfalls wohlgemeinte, Zuschrift beweist, die dem „Journal and Preß" vonseiten des Rev. E. V. Campbell, der mehr als dreißig Jahre lang Prediger der Presbyterianerkirche zu St. Cloud gewesen, zuging:

„Wollen Sie mir gütigst ein wenig Raum gestatten, um von der großen Trauer zu sprechen, mit welcher mich die soeben erhaltene Nachricht von dem Tode Bischofs Marty's erfüllt hat. Ich weiß nicht, woher meine Verehrung stammt, wenn es nicht die erste Begegnung war, die ich im Trauerhause mit ihm hatte. Damals waren seine Worte so teilnehmend und gewinnend, daß ich nicht anders konnte, ich mußte den Mann lieben. Als ich in der Folge noch öfters mit ihm zusammenkam, wurde der Eindruck, den er zuerst auf mich gemacht hatte, nur noch bestärkt. Einfach, ernst, anspruchslos, warmherzig, ein liebevoller, echter Christ, wie er war, vergaß ich in seiner Gegenwart, daß er ein Bischof war — und fühlte nur, daß, während wir in einigen Dingen getrennt waren, — wir doch in wichtigeren Dingen innig vereint waren. Er lebte ohne allen Zweifel für seinen Herrn und Meister Jesus Christus.

Ich wünsche mich seinem Volke in der Trauer um den Verlust, den es durch seinen Tod erlitten hat, anzuschließen und mit kurzen Worten die sehr hohe Achtung auszudrücken, die ich für ihn als Menschen und Christen gehegt habe.

E. V. Campbell."

Über den Tod des Bischofs berichtet dasselbe Blatt; „Seit Monaten befand er sich in einem an völlige Entkräftung grenzenden Zustand, doch leistete er mit wahrer christlicher Entschlossenheit den tückischen Angriffen seiner Krankheit Widerstand. Erst diese Woche sah er sich genötigt, eine für Pearl Lake getroffenen Anordnung abzusagen. Am Dienstag aber stattete er der St. Wendelinuskirche einen amtlichen Besuch ab. Am Donnerstag erreichte er seine Wohnung als schwer kranker Mann, und die Hausgenossen des Bischofs mußten ihn in sein Zimmer tragen. Dennoch wurde sein Zustand weder von seinem Arzte, noch von seinen Freunden für gefährlich angesehen. Heute früh aber kam das Ende mit erschreckender Plötzlichkeit.

Der hochwürdige Vater Jones, Pfarrer der Kathedrale, besuchte in der Frühe des Bischofs Gemächer und fand, daß derselbe bereits sein Bett verlassen und sich angekleidet hatte. Er machte ihm Vorstellungen darüber, und auf sein

Zureden begab sich der Bischof wieder zu Bett.."

Gegen 8 Uhr 45 Minuten streckte der Bischof plötzlich seine Arme empor und rang nach Luft. Der hochw. Vater Jones, der sah, daß dies das Ende sei, eilte, um das Allerheiligste Sakrament und die heiligen Öle zu holen. Der Sterbende empfing bei vollem Bewußtsein die heiligen Sterbesakramente, fiel dann in Bewußtlosigkeit, aus der er erst in der andern Welt erwachte, am Quatembersamstag, den 19. September 1896, um 9 Uhr 15 Minuten vormittags. Nachmittags wurde die Leiche in das untere Stockwerk getragen, mit den bischöflichen Gewändern und Insignien bekleidet und in dem großen Empfangssaal aufgebahrt. Unterdessen verkündeten die Glocken der verwaisten Kathedrale der Stadt und der Diözese, daß ihr geliebter Oberhirte, der große Indianerapostel hingegangen sei, um den Lohn seines opferreichen Lebens von dem zu empfangen, der auch nicht den Trunk kalten Wassers unbelohnt läßt.

Die Türen des Bischofshauses wurden geöffnet, und alsbald fingen die Leute an, in dichten Scharen einzuströmen, um zum letztenmale die noch im Tode freundlichen Züge ihres geliebten Vaters und Lehrers zu betrachten. Sonntag nachmittag um 3 Uhr fand die feierliche Übertragung der Leiche in die Kathedrale statt. Es hatten sich dazu viele Priester aus der Stadt und der Nachbarschaft eingefunden, besonders Mitglieder der nahen Benediktinerabtei St. Johannes. Die Vereine bildeten Spalier, und unter Absingung der von der heiligen Kirche vorgeschriebenen Psalmen und Gebete wurde die Leiche in die Kathedrale gebracht und dort im Chore vor dem Hochaltar aufgebahrt. Der Sarg, in den die sterblichen Überreste des Verblichenen kurz vor der Übertragung gebettet worden, ist aus gewalztem Stahl, mit schwarzem Tuche überzogen und mit silbernen Griffen versehen. Den Deckel, in welchem eine Glasscheibe den Blick auf das Antlitz und den Oberkörper gestattet, ziert ein silbernes Kruzifix, das Zeichen der Auferstehung und des Lebens.

Die Bestattung war auf Mittwoch, den 23. September, festgesetzt, aber bereits am Montag zelebrierte um 9 Uhr der hochw'ste Herr Generalvikar, Monsignor Bauer, das erste Requiemamt. Die Kathedrale war den ganzen Tag und die ganze Nacht von betenden Andächtigen gefüllt, und so war sie es auch am folgenden Tage bis zur Stunde des Begräbnisses.

Die Liebe und Verehrung, welche der heimgegangene Oberhirte während seines Lebens genoß, fand in den großartigen Feierlichkeiten, womit seine Bischofsstadt, seine Diözese, ja die ganze Kirchenprovinz St. Paul ihm die „letzte Ehre" erwies, einen würdigen Ausdruck. — Die „Daily Times" von St. Cloud brachte am Begräbnistage die folgende Schilderung der erhabenen Trauerfeier:

„Mit der ganzen Feierlichkeit und dem ganzen Gepränge, welche die katholische Kirche bei einer solchen Trauerfeier entfaltet, wurden die sterblichen Überreste des verstorbenen hochwürdigsten Herrn Martin Marty, Bischofs der Diözese St. Cloud, heute auf dem Friedhofe auf dem Kalvarienhügel zur Ruhe gelegt. Die große Kathedrale, die so manche Freudenfeier gesehen, war heute in Trauer gehüllt. Draperieen von ernstem Schwarz und reinstem Weiß schlangen sich um die stattlichen Säulen, hingen in schönen Kurven von den hohen Gewölbebogen nieder und zogen sich an den Wänden und an den Gittern der Emporen und des Sanktuariums hin. Der Sarg, der die sterbliche Hülle des verstorbenen Prälaten umschloß, ruhte auf einer schrägen Plattform, die den Blick auf sein Angesicht erleichterte. Zu Häupten des Sarges stand ein Kruzifix und an seiner Seite lehnte der goldene Hirtenstab. Duftende Blumen bedeckten den Sarg und waren um denselben aufgehäuft, während zwei Reihen Kerzen mit ihrem milden Lichte das friedliche Antlitz des im Todesschlummer Ruhenden bestrahlten.

Die zehnte Stunde war die für die Bestattung festgesetzte Zeit, aber schon lange vor dieser Zeit drängte sich die Menschenmenge in den Straßen, die zur Kathedrale führen. Die Kirchentüren blieben geschlossen bis zehn Uhr und eine Abtei-

lung von Aufsehern, bestehend aus den Herren J. E. C. Robinson, Georg Rosenberger, Christoph Schmidt, Franz Thielmann, Alois Tschümperlin und Wilhelm Rechtenwald hielten die Ordnung aufrecht und wiesen den Leuten ihre Sitze an, während eine Anzahl Polizisten am Fuße der zum Haupteingange führenden Freitreppe ein gefährliches Gedränge verhüteten. Punkt zehn Uhr stellten sich mehr als hundert Priester vor der bischöflichen Wohnung auf und zogen unter dem Vortritte der Bischöfe und anderen Prälaten in Prozession zur Kirche, traten durch das Hauptportal in die Kathedrale ein und schritten durch den Gang des Mittelschiffes zum Sanktuarium hinauf. Diejenigen, welche als Offizianten am Gottesdienst teilnehmen sollten, nämlich alle Bischöfe und eine Anzahl Geistlicher, gingen in das Sanktuarium, die übrigen nahmen die Sitze in der Nähe des Chores ein. Der Prozession der Geistlichkeit schlossen sich an der St. Josephverein, der katholische Orden der Förster, Ancient Order of Hibernians und der Polnische Klub, welche die Ehrenwache an der Leiche bildeten. Diese, sowie eine Menge der Gläubigen füllten die Kirche, während viele Hunderte vor der Kirche und in den anstoßenden Straßen geduldig warteten, um Zeugen des Leichenzuges zu sein.

Nachdem die Priester das Totenoffizium gesungen, zelebrierte der hochwürdigste Bischof McGolrick von Duluth das hochfeierliche Pontifikalrequiem. Ihm assistierten: als Erzpriester der hochw. Vater Eduard Jones; als Ehrendiakone die hochw. Väter Pater Gregor Steil, O. S. B., und Göbel; als Diakon und Subdiakon der Messe die hochw. Väter Richter und Arzt; als Zeremoniare die hochw. Patres Franz Merschmann O. S. B., und Vater Pfeifer; als Mitraträger der hochw. Vater Kitowski; als Buchträger der hochw. Vater Altendorf; als Kerzenträger der hochw. Vater Lemmer; als Akolythen die hochw. Väter Stiegler und Wiest; als Rauchfaßträger der hochw. Vater Brogan. — Als Kapläne für die hochw'sten Herren Prälaten dienten die folgenden Herren: für den hochw'sten Erzbischof Ireland von St. Paul die hochw. Väter Meierhofer und Pater Meinulph Stukenkemper, O.S.B.; für den hochw'sten Bischof Scannel von Omaha die hochw. Väter Welp und Gospodar; für den hochw'sten Bischof Cotter von Winona die hochw. Väter Shout und Kitowski; für den hochw'sten Bischof Shanley von Jamestown die hochw. Väter Valentin und Gaskell; für den hochw'sten Bischof O'Gorman von Sioux Falls die hochw. Väter Gunkel und Stephan; für den hochw'sten Abt Frowin, O. S. B., von Conception die hochw. Väter Hengarten und Gumper.

Nach Beendigung des Pontifikalamtes trat der hochw'ste Erzbischof Ireland an das Chorgitter und hielt mit seiner markigen Beredsamkeit die Leichenrede, die wir hier im Auszuge mitteilen. Es war der Wunsch des Verstorbenen gewesen, daß der Erzbischof ihm diesen Liebesdienst erweisen möchte.

„Selig die Toten, die im Herrn sterben".

Nachdem der Redner die unumschränkte Herrschaft des Todes über alle Geschöpfe, über alle Menschen geschildert, fährt er fort, indem er sich an den verstorbenen Bischof wendet:

„Oft habe ich dich heimgesucht, oft hast du auch mich heimgesucht, und du warst voll von Leben und sprachest über irdische und himmlische Dinge. Heute besuche ich dich und finde dich stumm im Tode. Ich spreche, und du hörst mich nicht . . . Meine Freunde, es sind noch nicht viele Monate verflossen, seit wir hier versammelt waren, um Martin Marty anzukündigen als den durch Gottes Barmherzigkeit und des Apostolischen Stuhles Gnaden Bischof von St. Cloud, und ihr habt ihn bewillkommnet, und er hat euren Willkomm beantwortet, indem er seine Kraft, seine Treue, seine Liebe dem Dienste eures Seelenheils verpfändete; und heute sind wir hier versammelt, um ihm unser letztes Lebewohl zu entbieten. . . . Selig sind die Toten, die im Herrn sterben. — Selig sind die Toten, die im Herrn *gelebt haben*, die gelebt haben, um ihm zu dienen. Bei solch feierlichen Anlässen, wie dem gegenwärtigen, werden wir uns mehr als sonst unserer erhabenen Bestimmung bewußt. Gäbe es keinen

lebendigen Gott über uns, gäbe es keinen Erlöser Jesus Christus, hätten wir nichts zu erwarten als diese gegenwärtige Welt, wie leer, wie zwecklos wäre dann unser Dasein, wie unergründlich und bitter unser Elend! Warum sollten wir dann leben? Warum sollten wir arbeiten? Welchen Zweck hätten dann Ehrgeiz und Anstrengung, wenn alles, was wir erreichen können, nichts weiter ist als ein Schatten, der unserer Hand entschlüpft, sobald wir ihn ergreifen wollen?. . . . O wenn es weiter nichts gibt als diese Erde, dann ist der Mensch, das edelste aller Geschöpfe, auch das unglücklichste aller Geschöpfe. Denn wenn andere Geschöpfe sterben, dann haben sie wenigstens kein Bewußtsein einer höheren Bestimmung, welches sich über alle irdischen Dinge erhebt und mit nichts Vergänglichem sich zufriedenstellen läßt, welches den Geist und das Herz immer zu etwas Höherem und Besserem und Bleibenderem antreibt. Im Hinblick auf diese unsere höhere Bestimmung will ich nun von dir und von den Tagen, die du, unser Freund, in unserer Mitte zugebracht hast, reden.

Wenn Bischof Marty nur für diese Welt gelebt hat, dann hat er heute — *nichts*. Wenn er nur gelebt hat, ihre Gaben zu erhaschen, dann hat er *nichts*; denn er hat sie alle zurücklassen müssen. Wenn er nur gelebt hat des Vergnügens, des Genusses, des Besitzes wegen, dann hat er nichts von dem Vergnügen, dem Genusse und dem Besitze, denn das kalte Grab hat nichts als Finsternis. Aber Bischof Marty hat gelebt für Gott. Er hat bedacht, daß seine Bestimmung der Himmel war, und darum dürfen wir auch ihn selig preisen mit den Worten: Selig die Toten, die im Herrn sterben!

Gott zeichnet allen seinen Kindern auf dieser Welt ihre Pflichten vor; und was er von ihnen verlangt, ist, daß sie diese Pflichten ohne Tadel und Fehl erfüllen Gottes wegen, daß sie ihm dienen und um seinetwegen auch ihrem Nächsten dienen. Das größte und erste Gebot ist dieses: „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, mit allen deinen Kräften, und das andere ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst." Von seiner frühesten Jugend an hat Bischof Marty sein Herz Gott geweiht. . . .

Nachdem der Erzbischof hier eine kurze Lebensskizze des Verewigten gegeben, fährt er fort:

Jeder Mensch besitzt einen ihm eigentümlichen Charakterzug, der ihn unter seinen Mitmenschen auszeichnet. Bischof Marty's eigentümlicher Charakterzug war ein *unbeugsamer Gehorsam gegen sein Gewissen*. Er liebte Gott über alles und suchte in allem, was er tat, Gottes Willen zu erfüllen. Wenn sein Gewissen ihm befahl zu handeln, dann konnte nichts ihn zurückhalten; wenn sein Gewissen ihm verbot zu handeln, dann war keine Macht der Welt imstande, ihn zum Handeln zu bewegen. Der, sein ganzes Leben beherrschende Grundsatz war, auf sein Gewissen zu hören und ihm zu gehorchen; denn er wußte, daß die Stimme des Gewissens die Stimme Gottes ist, und in diesem absoluten Gehorsam gegen sein Gewissen besteht sein ganzes Lebenswerk. Die Heiligkeit besteht in nichts anderm, als in dem Gehorsam gegen das Gewissen, und zwar Gottes wegen, und wenn wir einst von Gott gerichtet werden, werden wir, was immer wir tun mögen, gerichtet werden durch unser eigenes Gewissen. Unsere Werke sind des Lohnes oder der Strafe wert, je nach dem sie gemäß unserm Gewissen oder gegen unser Gewissen getan werden. Und so wie wir Bischof Marty gekannt haben, war er *ein Heiliger*. Wir fühlen es heute: ein Heiliger ist in ihm von der Erde geschieden; denn er war ein Mann der *strengsten Gewissenhaftigkeit*, ein treuer Diener des ewigen Gottes. Erfüllt von der Liebe Gottes über alles, legte er diese Liebe an den Tag in seinen mannigfachen Eigenschaften, in seinen mannigfachen Werken für seine Mitmenschen. Ihr, meine Brüder, habt ihn noch nicht lange gekannt, aber doch lange genug, um zu bezeugen, wie erbaut ihr immer waret, so oft ihr hierher gekommen seid. Und jene, die ihn seit Jahren und Jahren gekannt haben, legen dasselbe Zeugnis ab. Wie wunderbar seine Selbstverleugnung! Darin liegt

die Probe auf das echte Christentum, wenn einer imstande ist, auf Vergnügen und weltliche Freude zu verzichten aus Liebe zu Gott, in der Nachfolge Christi. Nichts hat er je erstrebt um des Vergnügens willen. Was er erstrebte, erstrebte er im Namen der Pflicht. Seine Lebensweise war so einfach und schlicht, wie sie nur sein konnte. Sein Leben war ein Leben der Armut. Er gestattet sich nichts als das absolut Notwendige. Vor Jahren, als das Territorium Dakota fast nur eine ungeheure Wildnis war, erstreckten sich seine Reisen über Hunderte von Meilen. Bald mußte er unter dem Zelte des wilden Indianers, bald in der Hütte des armen Ansiedlers sein Unterkommen suchen. Seine Jahre waren Jahre unbeschreiblicher Entbehrung. Nie hat er sich darüber beklagt, nie ein ungeduldiges Wort gesprochen. Es ist ja allbekannt, daß seine Todeskrankheit, an der er schon seit Jahren bald mehr, bald weniger litt, eine Folge der Entbehrungen war, die er als Missionär in den früheren Tagen Dakotas erduldete. Diese Selbstverleugnung dauerte sein ganzes Leben lang. Er verleugnete sich um der Selbstverlengnung willen und er verleugnete sich aus Liebe zu seinem Nächsten. . . . Sanftmut! — O er war die Sanftmut selbst. Ein mildes Wort für jedermann, einerlei, was man ihm sagte, oder was man ihm antat; nie wurde er empfindlich oder bitter. Demütig unterzog er sich allen Trübsalen in Sanftmut und Geduld, denn er erkannte in ihnen den Willen Gottes und duldete sie aus Liebe zu Gott. — Güte! — Sein ganzes Leben ging auf in der Liebe zu Gott und darum auch in der Liebe zu seinem Nächsten; und die Liebe ist immer gütig. Und die Liebe zieht andere Segnungen Gottes herab auf die, welche sie üben und auf die, für welche sie geübt wird. Einige sind geneigt zu glauben, Bischof Marty sei sogar zu gütig gewesen. Er konnte über niemanden Böses vermuten. Er konnte nicht glauben, daß jemand ihn belügen könne; und wenn man ihm sagte, man sei bereit, Großes für Gottes Ehre zu tun, so glaubte er es. Und was wir jetzt tun müssen, ist, in dem Herzen des Bischofs Marty lesen und sehen, wie es in göttlicher Liebe erglühte, und nach dieser Liebe seines Herzens müssen wir alle seine Handlungen beurteilen.

Seine so wunderbar schlichten Tugenden waren begleitet von einer tiefen Frömmigkeit, von dem beständigen, ununterbrochenen Umgang mit seinem Schöpfer, mit seinem Erlöser. Er liebte die Stille des Heiligtums der Kirche, denn es ist die Wohnung Jesu. Wie oft waren wir erbaut, wenn wir ihn hineilen sahen, das Allerheiligste Sakrament zu besuchen, sich im Gebete vor dem Tabernakel niederzuwerfen, oder, wenn er auf Reisen spät am Tage den Ort seiner Bestimmung erreichte, und, während andere erschöpft und müde der Ruhe gepflegt hätten, noch nüchtern zum Tabernakel eilte, um dort seine Danksagung zu verrichten. Alle seine Sorgen und Kümmernisse brachte er vor seinen im heiligen Sakramente verborgenen Gott, dort suchte er Licht und dort suchte er Mut und dort zog er in seine treue Seele die Gnade seines allmächtigen Gottes ein. . . .

Er hatte eine leidenschaftliche Liebe für den amerikanischen Indianer. Warum? Es findet sich doch in dem armen Indianer nichts, was dem Auge gefallen und die Liebe der Menschen anziehen könnte, ausgenommen sein Elend; und wir werden eilen, diesem Elend abzuhelfen, wenn wir in dem Unglücklichen das geliebte Kind Gottes sehen und wissen, daß wir Gott dienen, wenn wir dem Unglücklichen dienen. Je verlassener der arme Wilde, um so glühender war Bischof Marty's Diensteifer für ihn; und noch vor wenigen Monaten reiste er, obgleich schon Bischof von St. Cloud, Hunderte und Hundert von Meilen, um den Indianern zu dienen, und vielleicht seine letzte bedeutende Beschäftigung auf Erden war, an seine Brüder im bischöflichen Amte im Interesse der Indianermissionen zu schreiben. . . .

Bevor wir von ihm für diese Welt auf immer Abschied nehmen, laßt uns die Lehre seines Lebens beherzigen. . . . . Laßt uns, wie unser verstorbener Freund, ein Leben führen, heilig, demütig, rein, mäßig und ohne Tadel. Das ist die Lehre des heutigen

Tages, und wenn wir diese Lehre zu Herzen nehmen, dann werden wir auch unsere letzte Pflicht gegen unsern heimgegangenen Freund erfüllen, indem wir unsere Gebete für ihn hinaufsenden zum Throne der Gnade. . . . ."

Nach der Rede des Erzbischofs, um 12 Uhr 30 Minuten, folgte die ergreifende Zermonie der feierlichen Absolution, welche die anwesenden Prälaten in schwarzen Pluvialen und mit schneeweißen Mitren bedeckt, vornahmen. Darauf begleiteten die Bahrtuchträger Michael Majerus, Bertus Müller, J. D. Sullivan, H. C. Waite, John Schuhmacher. J. M. Rosenberger, J. M. A. Tchümperlin die Leiche zum Leichenwagen, worauf sich ein Leichenzug, wie ihn die Stadt St. Cloud noch nicht gesehen, in folgender Ordnung zum Friedhofe bewegte:

1. Der Orden der katholischen Förster,
2. Der St. Josephsverein,
3. Der Polnische Klub,
4. Der Verein der katholischen Lehrer von Stearns County.
5. Kutsche mit dem hochw'sten Abte Frowin, O. S. B., Pater Benno Gerber, O. S. B., von St. Meinrad, Msgr. Lawler und Vater Mensing.
6. Kutsche mit den hochw'sten Bischöfen Cotter, Shanley, O'Gorman und Scannel,
7. Kutsche mit dem hochw'sten Erzbischof Ireland, dem hochw'sten Bischof McGolrick, Msgr. Bauer und Vater Jones,
8. Leichenwagen,
9. Wagen mit Blumen,
10. Kutsche mit den Angestellten des bischöflichen Haushaltes,
11. Kutsche mit den Bahrtuchträgern,
12. Bürger zu Wagen und Bürger zu Fuß in unabsehbarer Reihe.

Den letzten Liebesdienst der Einsegnung und Beerdigung auf dem Gottesacker erwies seinem verewigten Ordensgenossen, Jugendfreunde und Mitschüler der hochw'ste Herr Abt Frowin Conrad, O. S. B., von Conception.

Von den Priestern der Diözese St. Cloud fehlte kaum einer bei der Beerdigung. Von den Benediktinern der St. Johannisabtei finde ich

Bischof Martin Marty, O. S. B., drei Wochen vor seinem Tode.

die Namen der folgenden hochw. Patres als anwesend verzeichnet: Pater Prior Hermann Bergmann, Pater Subprior Plazidus Wingerter, Pater Gregor Steil, Pater Konrad Glatzmeier, Pater Paulin Wiesner, Pater Vinzenz Schifferer, Pater Meinulph Stukenkemper, Pater Ludger Ehrens, Pater Ignatius Wesseling, Pater Ildephons Molitor. — Der hochw'ste Herr Abt Peter Engel war zur Zeit abwesend in Washington und nicht imstande, St. Cloud früh genug zu erreichen.

Ein Denkmal aus Granit bezeichnet die Stelle, wo die sterblichen Überreste des Bischofs Martin Marty ihre glorreiche Auferstehung erwarten. Dasselbe trägt die einfache Inschrift:

RT. REV. MARTIN MARTY
BISHOP OF ST. CLOUD.
BORN JAN. 12. 1834
DIED SEPT. 19. 1896.
R. I. P.

Bleibender als dieser Granitstein ist das Denkmal, das sich der Verewigte gesetzt hat durch sei-

nen ganzen gottseligen Lebenslauf in allen Lagen des Lebens; als gehorsamer Sohn seiner guten Eltern, als pflichttreuer Student, Priester, Ordensmann und Lehrer der Jugend, als Gründer und erster Abt der Abtei St. Meinrad, als Missionär der Indianer und Retter unzähliger Seelen, die er durch seine apostolische Tätigkeit aus der Finsternis des Heidentums auf den Weg des Heiles geführt hat, und schließlich als Stellvertreter des obersten Hirten, Lehrers und Königs der Seelen, Jesus Christus, in seinem bischöflichen Amte zu Sioux Falls und St. Cloud.

Aber wenn auch alles dieses im Laufe der Zeiten vergessen werden könnte, so wird doch in Ewigkeit nicht vergehen die Krone der Herrlichkeit, mit der, wie wir wohl unbedenklich annehmen dürfen, der Richter über Lebendige und Tote, der gerechte Vergelter, ihn gekrönt hat im Orte der Erquickung, in loco refrigerii. Denn wenn je einer, so durfte wohl Bischof Marty am Ende seines gottgeweihten Lebens mit dem Apostel Paulus die Hoffnung aussprechen: „Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, den Glauben bewahrt; im übrigen ist mir die Krone der Gerechtigkeit hinterlegt, welche mir an jenem Tage geben wird der Herr, der gerechte Richter." (II. Tim. 4; 7,8.)

Preis eines Gutachtens.

Es war ein kalter Novemberabend des Jahres 1825, als ein Mann, in einen weiten Mantel gehüllt, an der Türe Dupins, eines der ausgezeichnetsten Advokaten von Paris anklopfte; er wurde sogleich in das Arbeitszimmer des berühmten Rechtsgelehrten eingeführt.

„Mein Herr," sagte er, indem er ein starkes Aktenheft auf das Pult niederlegte, „ich bin reich, aber der Prozeß, in welchen man mich heute verwickelt, kann mich gänzlich zugrunde richten. In meinem Alter kann man seine Vermögensumstände nicht wieder herstellen; so würde mich denn der Verlust dieses Prozesses in das tiefste Elend stürzen. Ich komme, um den Beistand Ihrer Einsicht in Anspruch zu nehmen. Hier sind die Akten. Was die Tatsachen angeht, werde ich Ihnen dieselben, wenn Sie es wünschen, deutlich auseinandersetzen."

Der Advokat hörte dem Unbekannten aufmerksam zu, öffnete dann das Heft untersuchte die darin enthaltenen Stücke und sagte: „Mein Herr, der Prozeß, den man gegen Sie erhoben, ist auf Recht und Moral gestützt. Zum Unglück stimmt, trotz der bewundernswerten Vollkommenheit unserer Gesetzbücher, das Gesetz nicht immer mit dem Rechte überein, und hier spricht das Gesetz für Sie. Wenn Sie sich also strenge an das Gesetz halten, wenn Sie ohne Bedenken sich aller Mittel bedienen, die zu Ihren Gunsten sind, und wenn diese Mittel mit Klarheit und Umsicht angewendet werden, so werden Sie unfehlbar den Prozeß gewinnen, und niemand wird es demnächst wagen, Ihnen das Vermögen, um dessen Besitz Ihnen bange ist, streitig zu machen."

„Niemand in der Welt," erwiderte der Beklagte, „ist besser imstande, das, was Sie sagen, auszuführen, als Sie selbst. Ein in diesem Sinne abgefaßtes und von Ihnen unterzeichnetes Gutachten würde mich unbesiegbar machen. Ich schmeichele mir mit der Hoffnung, daß Sie meine Bitte nicht abschlagen werden."

Der gelehrte Advokat dachte einige Augenblicke nach, nahm dann das Heft, das er anfangs mit einer eigentümlichen Barschheit zurückgestoßen hatte, und sagte, daß er ein solches Gutachten abfassen wolle, und daß solches am andern Tage um dieselbe Zeit bereit sein werde.

Der Beklagte stellte sich zur bestimmten Stunde ein. Der Advokat reichte ihm das Gutachten, so wie er ihn erblickte, entgegen, und ohne sich die Mühe zu geben, auf die Höflichkeiten, womit ihn sein Klient überschüttete, zu antworten, sagte er rauh: „Hier ist mein Gutachten; kein Richter kann Sie, nachdem er dies gesehen, verurteilen. Geben Sie mir 3000 Franken."

Der Beklagte war stumm und unbeweglich vor Erstaunen.

„Es steht bei Ihnen, Ihr Geld zu behalten," fuhr der Advokat fort, „so wie es bei mir steht, meine Arbeit ins Feuer zu werfen." Mit diesen

Worten näherte er sich dem Kamine. Aber der Beklagte hielt ihn zurück und erklärte, er wolle die Summe bezahlen, habe aber nur ungefähr die Hälfte bei sich. Er zog wirklich 1500 Franken aus seiner Brieftasche hervor.

Der Advokat nahm mit einer Hand die Banknoten und warf mit der andern das Schreiben in eine Mappe und verschloß diese in seinem Pulte. „Aber," erklärte der andere, „ich kann Ihnen ja über den Rest der Summe einen Wechsel ausstellen." — „Nichts da; ich will bares Geld! Bringen Sie mir noch 1500 Franken, oder Sie werden keine Zeile von mir erhalten!"

Es gab keinen Ausweg, und die 1500 Franken wurden ausbezahlt. Der Beklagte aber erzählte, um sich wegen dieser Brandschatzung zu rächen, allenthalben, was ihm begegnet war. Die kleineren Zeitungen bemächtigten sich des schmackhaften Bissens und waren 14 Tage lang voll von Scherzen und Anspielungen auf die Uneigennützigkeit des großen Advokaten. Leute, die über solche Dinge nicht zu lachen pflegten, sagten, es sei bedauernswert, daß ein sonst so verdienstreicher Mann von einem so entwürdigenden Laster, wie der Geiz, angesteckt sei. Selbst seine Freunde ärgerten sich, und einige gingen so weit, ihm öffentlich sein Benehmen vorzuwerfen. Statt aller Antwort begnügte er sich, die Achseln zu zucken; und, wie alles in Paris schnell vorüber geht und vergessen wird, so hörte man auch bald von dieser Sache nicht mehr reden.

Zehn Jahre waren seitdem vergangen, als eines Tages die Mitglieder des Kassationshofes in ihren roten Gewändern die Treppe des Justizpalastes herabstiegen, um einer öffentlichen Feierlichkeit beizuwohnen. Mit einemmale stürzte eine Frau hervor, sank zu den Füßen des Generalprokurators nieder und ergriff den Saum seines Kleides, den sie an ihre Lippen drückte. Man hält die Frau für wahnsinnig und will sie beiseite bringen.

„O, laßt mich, laßt mich!" rief sie aus, „ich erkenne ihn, er ist's, er ist mein Retter! Ihm verdanke ich es, daß ich meine zahlreiche Familie ernähren konnte, daß mein Alter ein glückliches ist! O, Ihr wißt nicht, Ihr wißt nicht! Eines Tages — damals war ich sehr unglücklich — hatte man mir geraten, mit einem weitläufigen Verwandten meines verstorbenen Gatten, der sich, wie man mir sagte, einer reichen, meinen Kindern zukommenden Erbschaft bemächtigt hatte, einen Prozeß anzufangen. Ich hatte bereits die Hälfte meines Hausrats verkauft, um jenen Mann gerichtlich belangen zu können, als eines Abends ein Mann bei mir eintrat und zu mir sprach: „Prozessieren Sie nicht! Die Vernunft und die Moral sind für Sie, aber das Gesetz verurteilt Sie. Behalten Sie das Wenige, was Sie noch besitzen, und fügen Sie diese dreitausend Franken hinzu, die Ihnen von rechtswegen gehören." Ich blieb stumm vor Erstaunen. Als ich wieder zu Worten kam und danken wollte, war der Unbekannte verschwunden, aber der Sack mit den dreitausend Franken stand auf meinem Tische, und das Bild des edelmütigen Mannes blieb meinem Herzen tief eingedrückt, ohne je durch die Zeit verwischt zu werden. Und dieser Mann, dieser Retter meiner Familie steht vor mir! Laßt mich ihm danken vor Gott und vor den Menschen!"

Der ganze Gerichtshof blieb stehen. Der Generalprokurator schien lebhaft gerührt, aber mit sichtbarer Anstrengung sich selbst beherrschend, rief er aus: „Führt diese gute Frau hinweg und sorget dafür, daß ihr kein Leid geschehe; ich glaube, daß sie nicht ganz bei Verstande ist." — Allein es war kein Irrtum. Die gute Frau war nicht verwirrt, nur hatte sie ein gutes Gedächtnis, während Herr Dupin tat, als wenn er die Sache vergessen hätte.

Wer Gott dienen will, muß den Kampf zwischen Natur und Gnade bestehen, in jedem Stande! Denn welchen Stand man auch erwähle — auf Entsagung, auf Selbstverleugnung, also auf Opfer, muß man gefaßt sein. Sie bilden das Fundament unsers Glück.

Ida Gräfin Hahn-Hahn, „Die Erzählung des Hofrats" I.

Die Rettung.

Eine Schauspielerin in Genf hatte eine kleine Tochter von 11 bis 12 Jahren. Die Mutter, welche schon lange ihre religiösen Pflichten vergessen hatte, erinnerte sich auf einmal wieder ihres katholischen Glaubens und wünschte, daß die Kleine zur ersten heiligen Kommunion vorbereitet werde. Sie meldete das Kind bei Pfarrer Mermillod an, der im Jahre 1892 als Kardinal starb. Der Geistliche empfing die Mutter mit großer Güte und es wurde beschlossen, in kurzer Zeit mit dem Unterrichte zu beginnen und zwar in Gegenwart der Mutter.

Einige Tage nach dieser Zusammenkunft führte ihn der Weg an der Wohnung seiner kleinen Schülerin vorbei. Er läutete an der Tür und nannte der öffnenden Dienerin seinen Namen. Diese bat ihn einzutreten und bemerkte, ihre Herrin habe bereits Befehl gegeben, den Herrn Pfarrer jedesmal vorzulassen, wenn er sich einfinden würde.

Die Dame jedoch saß eben mit einem Dutzend Gäste zu Tische.

Der Priester befand sich in einer peinlichen Lage; ebenso die Gäste. Er wollte sich zurückziehen, die Herrin des Hauses bat jedoch so inständig und höflich um ein kleines Verweilen, daß der Anstand es erforderte, ein wenig zu bleiben und Platz zu nehmen. Das kleine Mädchen war ebenfalls anwesend, und saß zwischen seiner Mutter und einer jungen Schauspielerin.

Pfarrer Mermillod, ein Mann mit Herz und Verstand, war überzeugt, inmitten dieser Umgebung etwas Gutes wirken zu können und glaubte, daß die Vorsehung ihn nicht ohne Absicht in diesen Kreis geführt habe. Er erwiderte daher mit der größten Höflichkeit die Aufmerksamkeit, deren Mittelpunkt er geworden und erwarb sich rasch die Sympathie der Anwesenden.

Zuerst begann Mermillod mit der Kleinen eine Unterhaltung und fragte, ob sie sich auch vorgenommen habe, recht würdig die erste heilige Kommunion zu empfangen.

„O ja, Hochwürden, von ganzem Herzen," sagte das Kind. „Aber hier," so fuhr es fort, und zeigte auf seine Nachbarin, „diese Dame möchte etwas sagen, getraut es sich aber nicht."

Die Schauspielerin errötete und gestand mit einiger Verwirrung, daß sie der Kleinen das weiße Kleid zu ihrem Festtag schenken möchte.

„Das ist ein guter und liebenswürdiger Gedanke," erwiderte der Priester; „aber es gibt noch etwas anderes, weit besseres, nämlich diesem Kinde nachzuahmen und wie es die religiösen Pflichten zu erfüllen." Die Schauspielerin errötete noch mehr. „Dies ist mir leider unmöglich," sagte sie; „mein Beruf auf der Bühne bietet mir allein den Lebensunterhalt und macht mir die praktische Ausübung der Religion unmöglich; auch bin ich nicht zur ersten heiligen Kommunion gegangen. Jetzt bin ich dazu zu alt." — „Man ist niemals zu alt, um zu Gott zurückzukehren," antwortete sanft der Priester; „und in Ihrem Alter ist es wirklich kein Ding der Unmöglichkeit, einen Beruf zu verlassen und sich einem anderen zuzuwenden, der für Sie besser paßt."

„Ganz meine Ansicht! Ew. Hochwürden haben recht," sagte ein Schauspieler lachend, „und Sie würden gut tun, sich zu bekehren." Die Schauspielerin antwortete nicht und die Unterhaltung wurde bald allgemein; man befrug den Priester über die Beichte, über dies und das; von der einen oder anderen Seite wurde lebhaft widersprochen, aber ohne alle Bitterkeit.

Das Essen war beendet, man erhob sich vom Tische; die Fenster des Saales gewährten eine herrliche Aussicht auf einen nahen See. Ein Dampfschiff fuhr vorüber. Da wandte sich Pfarrer Mermillod an die Gesellschaft und sagte: „Ich möchte Ihnen ein Beispiel anführen, woran Sie vollkommen die Zweckmäßigkeit der Beichte erkennen können. Sie sehen ein Dampfschiff. Eine gewaltige Kraft setzt seine Maschine in Bewegung und läßt es sich schnell fortbewegen; aber dieselbe Kraft ist auch eine Gefahr, die sichere Grundbedingung einer Explosion und Zerstörung ohne das, was man — Sicherheitsventil nennt. Durch dieses Ventil entweicht die Ueberfülle des Damp-

fes, und das Schiff und die Reisenden sind in Sicherheit. Ähnlich verhält es sich auch mit uns allen. Wir besitzen in unserem Inneren gewaltige Kräfte, unsere Leidenschaften; diese Kräfte, diese Leidenschaften bedürfen eines Ventils, einer Öffnung, ohne welche wir verloren sind. Eben dieses Ventil ist die Beichte, jene heilige, vertrauliche Mitteilung, welche Gott uns gegeben hat zur Erleichterung unseres Herzens; zur Tröstung und zur Reinigung unseres Gewissens. Deshalb trifft man auch bei Ungläubigen und dort, wo die Beichte verkannt ist, mehr Entfremdung vom inneren Leben, mehr Verzweiflung und Selbstmord als bei Katholiken."

Kurz darauf nahm er dann Abschied von den Anwesenden, welche ganz bezaubert waren von seinem Geiste und seiner Liebenswürdigkeit. Die junge Schauspielerin begleitete ihn bis zur Tür. „Folgen Sie doch Herrn Mermillod bis zur Kirche und beichten Sie sofort; dies würde Ihnen gewiß recht nützlich sein," sagte einer der Künstler zu ihr. „Ich leugne das letztere absolut gar nicht: auch würde mich nichts daran hindern können," erwiderte das junge Mädchen ernsthaft. Sie ging mit dem Priester hinaus bis in den Hausflur; dort sagte sie mit von Tränen erstickter Stimme: „Hochwürden, Sie haben mich gerettet. Die Vorsehung hat Sie zu mir in dieses Haus geführt. Ich war in Verzweiflung; diesen Abend noch wollte ich mich in den See werfen, um mich den Leiden dieses Lebens zu entziehen. Vor einigen Tagen wurde ich auf der Bühne ausgezischt und wollte deshalb dort nicht mehr erscheinen. Ich sah nirgends Rettung, hatte keine Freunde mehr auf Erden, so wollte ich mich töten. Aber jetzt will ich wieder leben, beichten und ein neues Leben beginnen."

Der Priester beruhigte sie liebevoll, ermutigte sie in ihrem Entschlusse und fügte den vor der ganzen Gesellschaft geäußerten Worten noch einige Ratschläge bei. Die Künstlerin wollte am folgenden Tage sich zur Beichte einfinden.

Sie hat Wort gehalten und wurde eine gute und eifrige Christin.

Der heilige König Ludwig und das Allerheiligste Altarssakrament.

Im Jahre 1248 unternahm der heilige Ludwig XI., König von Frankreich, den siebenten Kreuzzug, um Palästina aus der Gewalt der Sarazenen zu befreien. Alle Schiffe waren wohl ausgerüstet; nun wurde der Befehl gegeben, in die See zu stechen. Auch das königliche Schiff war mit allem Notwendigen wohl versehen — doch eines fehlte noch, gerade das, was in den Augen des Königs für ein so gefahrvolles, wichtiges und heiliges Unternehmen das Unentbehrlichste war. Und was hielt der heilige König für das Unentbehrlichste? Auf dem königlichen Schiff war eine Kapelle errichtet, in derselben war ein kostbarer Altar erbaut, und auf demselben stand ein Tabernakel, gefertigt aus dem feinsten Golde. In diesem Tabernakel sollte der König Himmels und der Erde wohnen, und mit ihm, unter seiner Leitung, unter seinem Schutz und Schirm, wollte der Heilige den Kreuzzug unternehmen und jenes Land erobern, in welchen der König Himmels und der Erde geboren ward, wandelte, lehrte, Wunder wirkte, litt und starb. In feierlicher Prozession wurde das hochwürdigste Gut in der Kirche abgeholt, auf das königliche Schiff getragen. Und im goldenen Tabernakel verwahrt. Jetzt erst bestieg auch der König das Schiff, ließ die Anker lichten und vor dem allerheiligsten Sakrament warf sich Ludwig sodann nieder und bat ihn, den Gott der Heerscharen, unter Tränen, um seine Gnade, seine Hilfe und seinen Beistand zu dem heiligen Werk, das er nicht aus Herrschsucht und Eroberungslust, sondern einzig zu seiner (Jesu Christi) Ehre unternommen. Täglich ließ der König in seiner Schiffskapelle die heilige Messe lesen, täglich betete er öfters und voll Inbrunst vor dem hochwürdigsten Gute, und öfters empfing er dasselbe mit höchster Ehrfurcht und glühender Liebe. Nach etlichen Tagen der Seefahrt erhebt sich ein schrecklicher Sturm, der Wind heult, die Wogen toben, die Fluten türmen sich auf, gähnend reißt des Meeres Schlund sich auf, als wollte er die ganze Flotte in seinem Abgrund begraben. Des Königs

Schiff wird an ein Felsenriff geschleudert und droht zu scheitern. Der Heilige aber kniet vor dem Tabernakel und betet zu demjenigen, der einst durch sein Allmachtswort den Winden und Wellen Ruhe geboten; er seufzt: „Herr, hilf uns, oder wir gehen unter!" Und Der im Tabernakel hat sein Gebet erhört. Wind und Wellen legen sich, das Meer wird ruhig, und alle sind gerettet.

Razafindrafara und Razanamoro.

Diese zwei Schwestern sind wirklich „wilde junge Gänse". Sie haben goldene Herzen, aber harte Köpfe. Sie sind schnell wie Katzen und geschmeidig wie Eichhörnchen und können nie ruhig sitzen. Sie müssen die freie Luft der weiten Felder haben, sonst betäuben sie uns mit ihrem wilden Schreien und lassen ihre Genossen die Stärke ihrer jungen Muskeln fühlen. Ihre streitsüchtige Natur hatte auch andere beeinflußt, so sehr, daß wir strenge einschreiten mußten; und Sie werden sich nicht wundern wenn Sie hören, daß ein wirklicher Kampf begann. Jede Äußerung von meiner Seite versetzte meine zwei wilden Vögel in Zorn. Jeder Versuch sie zu besänftigen, schlug fehl. Schließlich kam ich zu der Überzeugung, daß es besser sei, ihre Gefühle austoben zu lassen. Sobald der Anfall vorbei war, dann schauten sich die zwei kleinen Hitzköpfe nach der Türe um, und im nächsten Augenblicke rannten sie über die Felder zu ihrem Dorfe. Aber bald verging ihnen die Raublust; die kleinen Flüchtlinge hatten nämlich keine Eltern und stahlen deshalb, was sie nötig hatten. Mehrere Nachbarn brachten sie zu uns zurück trotz ihres Schreiens. Das alte Leben fing von neuem an. Wiederholte Züchtigungen führten nur zu neuen Szenen. Aber das ist jetzt alles vorbei, obgleich Razafindrafara und Razanamaro erst einige Monate auf der Mission sind. Wie ist es den möglich, daß in einer solch kurzen Zeit zwei Wölfe in sanfte Lämmchen verwandelt wurden? Ein Geheimnis Gottes, ein Wunder der Gnade. Der Geist des Christentums drang in ihre Herzen, und jetzt wäre die Zeit, daß eine freigebige Seele die Auslagen für die Erziehung der beiden bestreite. Gott hat uns diese ersehnte Wohltäterin gesandt, welcher unsere kleinen Mädchen ihren materiellen Unterhalt, und was noch wertvoller ist, die Gabe des ewigen Lebens verdanken. — „Schwester Johann Berchmans von den Madagaskar Missionen."

Man sende milde Gaben an:
Headquarters of the St. Peter Claver Sodality
Füllerton Bldg., 7 and Pine strs.
St. Louis, Mo.

Der Heilige Vater an zwei brave Kinder.

Ergreifende Episoden werden aus der Zeit des jüngsten Vorstoßes der österreichischen Heeresmacht an der italienischen Front berichtet. Ein Kind des Sugana-Tales hatte erfahren, daß durch Vermittelung des Papstes, in Rom Nachrichten über seinen Vater eingetroffen seien, den man bereits seit einem Jahre tot geglaubt hatte. Das Kind bat den Ortspfarrer, er möge doch an seiner Statt durch den Bischof von Padua dem Heiligen Vater für seine Liebe danken, es selber aber wolle zur heiligen Kommunion gehen, daß man bald Frieden machen könne.

Packender noch ist folgender Vorfall:

Zu Torzegno (Val Sugana) waren über Nacht erst der Ortspfarrer, dann auch der Kaplan unvermuteterweise interniert worden. Das Land selbst mußte auf Befehl der militärischen Behörden von den noch zurückgebliebenen Bewohnern geräumt werden. In der Kirche befand sich noch das Allerheiligste. Was beginnen? Dasselbe allein in den Gefahren zurücklassen! Die brave, des Priesters beraubte Bevölkerung, die auch nicht die geringste Hoffnung hegen konnte, einen ihrer Geistlichen freizubekommen, war in lebhafter Sorge um das Allerheiligste; sie wollte den Ort nicht verlassen und den Heiland im Tabernakel zurückbleiben sehen.

Was für eine Lösung dachte sich die schlichte, fromme Landbevölkerung aus?

Die ergreifende Art und Weise, mit der man

St. Franziszi letztes Stündlein.

(Zum 4. Oktober.)

Als Sankt Franziskus merkte, daß sein letztes Stündlein wolle schlagen, da legte er sich auf die Erde hin, als dächte er, seinen Leib der allgemeinen Mutter anzuvertrauen, daß sie ihm ein Bett gewähre in ihrem Schoße, bis der Engel ihn erwecke mit der Posaune am Auferstehungsmorgen. Seine Hände aber hob der Heilige gen Himmel, als wollte er seine Seele dem Vater übergeben, der im Himmel ist. Seine Mienen waren wie die eines Kindes auf den Armen der lieblosen Wärterin, das seine Händchen ausstreckt nach der lieben Mutter. Der Heilige wandte immerdar seine Augen nach oben und betete herzinniglich: „Vater im Himmel, ich danke dir zu dieser Stunde herzlicher denn je, daß du mir den Engel schickest, der meine Ketten löset und mir das Eisentor erschließet! Schon jetzt strömt Licht und frische Frühlingsluft in meinen Kerker. Wie wohl tut meinem Auge das Tageslicht und meiner Brust die Frühlingsluft! O Engel komm, komm und säume nicht, und mach' mich frei und selig!" Während die Seligkeit der Heiligen Sankt Franziskus Antlitz verklärte, seufzten und schluchzten die Umstehenden gar sehr. Da wandte Franziskus sein Auge vom Himmel auf seine Umgebung und sprach: „Meine Brüder, so seid doch nicht traurig; freut euch vielmehr mit mir, wenn Ihr mich lieb habt; denn heute erhalte ich meine vollkommene Freiheit, und heute feiere ich meinen Geburtstag. O, feiert ihn mit, und wünschet mir Glück, denn nie fühlte ich so heiter! — — Und nun vernehmet, was ich Euch vermache in meinem Testamente, auf daß auch Ihr glücklich sein möget, wenn ich nicht mehr bei euch bin. Die Liebe Gottes und der Brüder sei Euer Feierkleid, das Ihr traget immerdar; die Demut sei Euer goldner Ring, und die Geduld Euer goldnes Kreuz, und die Armut das Ordenszeichen auf Eurer Brust, und der wahre Glaube der köstliche Edelstein, den verwahret wohl in festem Schreine; dann seid Ihr reich und glücklich und bedürfet nichts fürderhin." Sankt Franziskus legte sodann seine Hände kreuzweise über einander, und erteilte seinen hinknieenden Jüngern den Segen. Darauf ließ er sich die Passion unsers lieben Herrn aus Sankt Johannes vorlesen, und nie fand das bittere Leiden einen andächtigeren Zuhörer. Er betete noch mit schwachem Tone, wie man die Sänge der weiterziehenden Wallfahrer vernimmt von der Ferne her, des Psalmisten Trauerlied: „Mit meiner Stimme ruf' ich zu dem Herrn, mit meiner Stimme fleh' ich zu dem Herrn." Er sprach noch eben in kaum vernehmbaren Tone die Worte des letzten Versikels: „Führ' aus dem Kerker meine Seele, damit ich preise deinen Namen; die Gerechten warten mein, bis du mich krönest!" Da war er im Herrn entschlafen. Sahest du ein Kind schlummern im Schoße der Mutter, so kennst du die Züge des hingeschiedenen Heiligen: nie waren Tod und Schlaf ähnlichere Brüder.

Den Held der Armut möcht' ich preisen
Dort oben auf Alvernos Höhen,
Sein Ruhm ertönt in allen Weisen
Und tausend Kinder zu ihm flehen.

Du bist der Vater aller Armen,
Ein Seraph reiner Gottesminne
Und trägst auf deinen Vaterarmen
Zum Himmel aufwärts unsre Sinne.

Du trägst an dir des Heilands Wunden
Und bist mit ihm ans Kreuz geschlagen,
Du hast die Welt längst überwunden,
Den schönsten Sieg davongetragen.

Wer will sie zählen, all' die Scharen,
Die deine Kinder froh sich nennen,
Der Kirche Hilfe in Gefahren,
Die stets in Gottesliebe brennen.

Ja solche Helden send' uns wieder
O Herr, herab von Himmelshöhen,
Denn sieh' die Menschheit sinket nieder
Zum Staub, umhüllt von Sturmeswehen!

P. Plazidus Theiler, Ord. Cist.

Die Leiter zum Himmelreiche ist in dir verborgen in deiner Seele. Tauche von der Sünde hinweg in dich selbst unter, so wirst du dort Stiegen finden, auf welchen du hinaufsteigen kannst.

Bischof Isaak von Ninive, „Über das Tugendleben" II.

Martin Marty, O. S. B.,

Erster Abt von St. Meinrad, erster Apostolischer Vikar des Territoriums Dakota, Bischof von Sioux Falls und St. Cloud, Apostel der Sioux-Indianer.

28) Schluß

XV.

Eine Edelfrucht.

Der große Heidenapostel St. Paulus nennt in seinem Briefe an die Philipper die durch ihn bekehrten Gläubigen dieser blühenden Christengemeinde seine Freude und seine Krone. Auch unser Indianerapostel darf wohl die durch ihn bekehrten Indianer seine Freude und seine Krone nennen. Sie bilden jetzt seine Freude und seine Krone im Himmel. Einen der glänzendsten Edelsteine dieser Ehrenkrone des verewigten Indianermissionärs wollen wir nun zum Schlusse, als Anhang, dieses Lebensbildes unsern lieben Lesern vorstellen, damit sie von dieser schönen Frucht der Arbeiten und Gebete des Missionärs einen Rückschluß machen können auf diese Arbeiten und Gebete selbst. Wir dürfen ja wohl auch in diesem Sinne das Wort des göttlichen Heilandes anwenden: „Aus ihren Früchten werdet ihr sie erkennen."

Am 15. März 1913* starb im Providence Hospital zu Washington, D.C., ein ausgezeichneter Indianer, dessen Gesichtszüge der Öffentlichkeit wohl bekannt waren wegen des Umstandes, daß sein Bildnis die neuen Fünftalernoten schmückt, die gegenwärtig im Umlaufe sind. Dies war jedoch keineswegs der einzige Vorzug, der Hohlhorn-Bär auszeichnete. Er war ein Führer unter seinem Volke, der seinen großen Einfluß immer zur Hebung und Veredelung seiner Stammesgenossen geltend machte.

Seine Leichenfeier fand in der St. Paulskirche in Washington statt. Eine große Menge Volkes war dabei zugegen. Unter den Anwesenden befanden sich so hohe Beamte wie der ehrenwerte Franklin K. Lane, Sekretär des Innern, der

* Conf. "The Indian Sentinel" 1914.

Mato-he-ohloka. — Hohlhorn-Bär.

ehrenwerte F. H. Abbott, Kommissär der Indianerangelegenheiten und viele andere angesehene Mitglieder der Regierung und des Kongresses.

Die folgenden Reden, die bei dieser Gelegenheit gehalten wurden, werden dem Leser ein Bild geben von den ausgezeichneten Eigenschaften und Verdiensten dieses Indianers, den wir unbedenklich als eine Edelfrucht bezeichnen, die der Pflanzung des Indianerapostels Bischof Martin Marty entsproßt ist.

Anrede des „Wambli Wakita" (Schwebender Adler) d.i. des hochw. Vater Ketcham, Direktors des katholischen Indianerbüros.

„Meine teuren Freunde!

Die Predigt wird vom hochw. Vater Currier gehalten werden, allein es drängt mich, einige Worte zu sagen, um meine Hochachtung gegen Hohlhorn-Bär auszudrücken und dem amtlichen Washington sowie dem Volke von Washington meinen Dank auszusprechen für die Ehre und Achtung, die sie heute dem Roten Manne erweisen.

Wahrlich, der Rote Mann hat diese Achtung und Ehre verdient! — nicht allein jener Mann, welcher der Gegenstand der heutigen Kundgebung ist, dessen sterbliche Überreste in jenem Sarge ruhen, sondern auch sein ganzer Stamm.

Hohlhorn-Bär gehörte einem Volksstamme an, der noch vor dreißig oder vierzig Jahren nicht mit Unrecht zu den Barbaren gezählt wurde. Man erhebt die Klage, daß der Indianer wenig oder gar keinen Fortschritt mache, daß sein Bildungsgang sehr langsam sei, und dennoch sind die Sioux-Indianer in diesen wenigen Jahren zum Christentume bekehrt worden, haben die Gesittung des Weißen Mannes angenommen und sind bis zu einem Grade zivilisiert worden, der nie von einer anderen Völkerschaft in demselben Zeitraume erreicht worden ist.

Ich fordere die Welt heraus, noch eine andere Völkerschaft aufzuweisen, die auch nur annähernd solcher Erfolge sich rühmen könnte.

Hohlhorn-Bär war ein Freund der Weißen und ein Christ. Er machte seinen Einfluß unter den Indianern geltend, um die Hochachtung und Liebe zur Religion zu befördern.

Während seines Aufenthaltes in Washington wohnte er täglich der heiligen Messe bei. Noch am letzten Sonntag befand er sich mit einer großen Zahl Indianer aus verschiedenen Stämmen auf dem Wege zu den zoologischen Gärten. Alle begaben sich in die St. Paulskirche, um der Zehnuhrmesse beizuwohnen. Sie kamen ein wenig spät, aber nicht zu spät, um der Pflicht, die heilige Messe zu hören, zu genügen. Als die Zehnuhrmesse beendet war, entstand die Frage, ob man sogleich zu den zoologischen Gärten gehen, oder warten solle, um dem feierlichen Sonntagsgottesdienst um 11 Uhr beizuwohnen. Die Meinungen waren geteilt, aber nachdem man einige Zeit beratschlagt hatte, bestimmte Hohlhorn-Bär die Gesellschaft, für die zweite Messe zu bleiben, indem er sagte: „Was mich betrifft, so werde ich der nächsten Messe beiwohnen und dann später zu den Gärten gehen."

Nachdem er zum Providence Hospital gebracht war, verlangte er nach einem Priester. Der indianische Dolmetscher, der ihm aufwartete, telephonierte mir, ich möchte kommen. Ich wünsche dem Gentleman für diesen Akt christlicher Nächstenliebe zu danken.

Als ich ankam, war das erste Wort, womit Hohlhorn-Bär mich begrüßte: „Sinasapa!" —

Er hatte noch im Anfange der heiligen Fastenzeit die heiligen Sakramente empfangen und bereitete sich sehr andächtig auf die heiligen Sterbsakramente vor. Nachdem er die heilige Wegzehrung und letzte Ölung empfangen, wurden die Sterbegebete über ihn gebetet. Mit dem letzten Segen und dem Sterbeablaß, mit allen geistigen Hilfsmitteln, welche die Kirche gewähren kann, schied seine Seele von dem Leibe, um vor ihrem Gott zu erscheinen.

Möge sein Andenken unter euch geehrt werden, und möge sein Beispiel ein Licht sein für die Füße derer, welche sich bestreben, die Wege des Fortschrittes und die Wege Jesu Christi zu wandeln."

Predigt des hochw. Vater Charles Warren Currier.*

„Dies ist ein feierlicher und denkwürdiger Augenblick. Es begibt sich nicht oft, daß wir, die wir in Washington wohnen, berufen werden, an der Leichenfeier eines der Ureinwohner Amerikas teilzunehmen. Mir ist nur noch e i n anderer Fall bekannt, nämlich der Tod eines Choctaw-Häuptlings, der auf dem Kongreß-Friedhofe begraben liegt. Derjenige, dessen sterbliche Hülle heute vor uns liegt — glücklicher, als jener — wird seine Ruhestätte in seiner Heimat und unter seinem Volke finden.

Die gegenwärtige Versammlung erscheint mir wie ein Bild Amerikas im Kleinen. Ich spreche von dem ganzen Weltteile, vom nördlichen bis zum südlichen Polarkreise. In einer Bevölkerung von nahezu zweihundert Millionen sind kaum zwanzig Millionen der ursprünglichen Einwohner der Neuen Welt übrig. So erblicke ich auch hier in dieser Kirche unter der glänzenden Versammlung der Blaßgesichter eine kleine Vertretung der Roten Rasse von Amerika.

* Jetzt Titularbischof von Hetalonia.

Dies ist keine Gelegenheit zu gegenseitiger Beschuldigung; denn wir haben das Kriegsbeil begraben und Friede herrscht zwischen den Blaßgesichtern und den Roten Männern, aber wenn es je eine Gelegenheit für Reue und tiefe Beschämung gegeben hat, dann ist es die gegenwärtige Stunde. Kommt her, ihr Weißen Männer, ihr Verfolger der Indianer, versammelt euch um diese Bahre und laßt eure Tränen niederfallen auf diesen Sarg, Tränen wirksamen Reueschmerzes! Es gibt keine traurigere, keine jammervollere Geschichte, als die Geschichte des amerikanischen Indianers. Von dem Tage an, da der furchtlose, unsterbliche Bartolomeo de las Casas seine Stimme erhob zur Verteidigung der Indianer und ihr Echo am Fuße des kaiserlichen Thrones erschallen ließ, bis zur letzten Stimme, welche die Rechte der Indianer verteidigt hat, haben die Beziehungen zwischen dem Weißen Mann und dem Indianer nicht zu unsern Gunsten gesprochen.

Freilich gibt es in unserer Geschichte viele Glanzpunkte. Wir gedenken mit Stolz der Männer, die alle Bande der Familie, der Sprache, und der Liebe zum Vaterlande zerrissen und sich in das Herz der amerikanischen Wildnis begraben haben, um Seelen zu retten. Aber, o weh! viel, viel größer ist die Zahl derer — blättert nur in den blutbefleckten Annalen der amerikanischen Geschichte, und ihr werdet von ihnen lesen — welche kamen, nicht aus Liebe zu den Seelen, sondern getrieben von den niedrigsten Beweggründen. Dort unten in den Ländern südlich von uns wurde der Durst nach Gold,„auri sacra fames", wie der lateinische Dichter schon vor langer Zeit schrieb, der Fluch der amerikanischen Kolonisation. Hier im Norden war es der Landhunger, und jetzt ist es in den ungeheuren Gebieten des Amazonenstromes die Gier nach Gummi. Grausamkeiten wurden in jenen Gegenden verübt, und werden vielleicht sogar jetzt noch verübt, die alles, was wir in den Akten der Martyrer lesen, oder was von den amerikanischen Indianern verübt worden ist, in den Schatten stellen.

Der Weiße Mann hat seine Aufgabe nicht erfaßt. Er war gesendet, um aufzubauen und zu erziehen, und er hat die Völker, zu denen er gesendet war, an den Rand der Vernichtung gebracht. Welch glorreiche Mission hätte er erfüllen können, wenn er ihr treu geblieben wäre! Die beiden Rassen hätten sich Hand in Hand entwickeln können, indem die eine von der andern das Beste entlehnt hätte. Als Entgelt für die Gesittung, die wir ihnen gegeben, hätten wir vom Indianer jene edlen Eigenschaften eintauschen können die ihm von Natur eigen sind, deren Erlangung uns aber jahrelange Anstrengung kostet. Wir könnten von ihm jene Charakterstärke gelernt haben, die ihn vor allen Nationen der Erde auszeichnet.

Der amerikanische Indianer, unerschrocken im Kampfe, furchtlos in der Gefahr, ist abgehärtet gegen den Schmerz, ein Stoiker von Natur. Er erträgt die größten Qualen ohne Seufzer und Klage.

Der Indianer ist von Natur ein Diplomat, ein Staatsmann, und wir dürften wohl von ihm jene Klugheit lernen, die dem Staatsmanne so notwendig ist. Er ist ein geborener Redner. Eine der besten rednerischen Leistungen, die ich je gehört habe, war die Rede eines Indianers der Sioux-Nation.

Wie es ist, haben wir, anstatt die Indianerrasse zur Vollkommenheit zu führen an ihrer Vernichtung mitgewirkt. Allein die Taten, oder vielmehr die Untaten sind nun einmal geschehen und lassen sich nicht ungeschehen machen. Es ist unmöglich, die zerstreute Asche der dahingeschlachteten Stämme zu sammeln, die Gräber zu öffnen und den amerikanischen Kontinent wieder mit seinen früheren Herren und Meistern zu bevölkern. Alles, was wir tun können, ist, die noch unter uns lebenden Reste einer Rasse zu retten, die dem Untergange geweiht zu sein scheint, und durch eine gegenwärtige Gerechtigkeit die vergangene Ungerechtigkeit wieder gut zu machen.

Unter den hier Gegenwärtigen befinden sich solche, an welche ich diesen Ruf nach Gerechtigkeit ganz besonders richten möchte. Wenn unter euch solche sind, welche Einfluß ausüben auf die Indianerangelegenheiten, so bitte ich sie, sich ihrer Verpflichtungen zu erinnern, Verpflichtun-

gen, die im Gewissen bindend sind und auf den ewigen Grundsätzen der Gerechtigkeit beruhen. Beeilen wir uns, das Unrecht der Vergangenheit wieder gut zu machen, ehe es zu spät ist. Heute steht das einsame Wigwam noch da, aber morgen wird es fallen, und der Indianer mag dann nur noch in der Erinnerung fortbestehen. Er wird der Vergangenheit angehören, aber die Unsterblichkeit wird sich über seinem Grabe erheben und die Vergangenheit krönen.

Wenn der Indianer schon längst verschwunden sein wird, werden seine Überlieferungen, sein Name, seine Poesie fortleben. Indianische Poesie und indianische Sagen haben einige der besten Erzeugnisse der amerikanischen Muse inspiriert. „Araucana" von Ercilla y Zuniga, „Atala" von Chateaubriand, „Hiawatha" von Longfellow sind nur einige Blüten aus dem Garten der amerikanischen Literatur, gesättigt mit dem Aroma des Waldes und den würzigen Duft der endlosen, blühenden Prärie aushauchend.

Und erst des Indianers Name! — Er begrüßt uns überall. Er ist dem Antlitze des amerikanischen Festlandes aufgeprägt und in dessen Granitrippen eingegraben. Er wird fortdauern, bis die Wasser des Atlantik mit denen des Pazifik sich vereinigen und der amerikanische Kontinent unter den Wogen versinkt. Sein Echo schallt uns von allen Seiten entgegen: von den Gipfeln der höchsten Berge, von den Tiefen der Täler, von den Busen der Seen, von den gewaltigen Strömen Amerikas. Keinen Staat der Union gibt es, der nicht das Andenken verschwundener Völker wach erhielte. Der Weiße Mann konnte den Indianer berauben, er konnte ihn ausbeuten bis aufs Blut und ihn dem Aussterben nahe bringen, aber den Namen des Indianers konnte er nicht auslöschen und wird er ewig nicht auslöschen können. Fester als Marmor, dauerhafter als Erz ist sein Denkmal, und er wird uns für immer an ein Volk erinnern, das einmal w a r, und uns gemahnen an u n s e r e e i g e n e S c h a n d e!

Und nun sind wir im Begriffe, einen Angehörigen dieser Indianer-Rasse dem Grabe anzuvertrauen. Hoffen wir, daß dieses Grab nie entweiht werden wird. Hohlhorn-Bär ist gestorben, aber sein Andenken wird fortleben. Er war nicht ein Kriegshäuptling im gewöhnlichen Sinne des Wortes, obschon er einer hätte sein können, wenn die Umstände es erfordert hätten. Er war vielmehr ein weitblickender Staatsmann, er war ein silberzüngiger Redner, er war ein Führer seines Volkes.

Es mögen Fälle eintreten, in denen der Tod der Übergabe vorzuziehen ist, in denen einige wenige ihr Leben opfern mögen, damit das Leben vieler gerettet werde. Als ein Beispiel laßt mich nur auf Leonidas und seine heldenmütige kleine Schar bei den Thermopylen hinweisen, deren Name immer mit Hochachtung genannt werden wird. Es ist dagegen nicht in der Ordnung, daß eine ganze Völkerschaft für eine verkehrte Idee sich dem Verderben preisgebe. Hohlhorn-Bär sah das Unvermeidliche kommen; er sah, daß seine Rasse verloren sei, daß in dem ungleichen Kampfe der beiden Rassen die schwächere unterliegen müsse, und deshalb leitete er sein Volk an, die Zivilisation des Weißen Mannes und die Erziehung, die dieser anbot, anzunehmen.

Meine Indianischen Brüder, euer Häuptling ist gefallen, seine Stimme ist im Tode verstummt; aber er wird, wie Vater Ketcham gesagt hat, ein leuchtendes Licht für euch bleiben. Ehret sein Andenken und befolget die Ratschläge, die er euch gegeben hat, und welche auch nach seinem Tode noch fortleben werden.

Was die Indianer-Rasse angeht, so ist unser Zivilisationsversuch ein kläglicher Fehlschlag, auf den wir vierhundert Jahre verwendet haben. Manche Individuen haben durch die Annahme des Christentums gewonnen, obwohl wir ihnen leider einen geteilten Christus gebracht haben. Dennoch bleibt es wahr, daß einzelne Personen Nutzen gehabt haben, und zu diesen gehört Hohlhorn-Bär. Er war ein großer Redner, er war ein großer Staatsmann, aber das gilt jetzt, soweit er selbst in Betracht kommt, — nichts. Er war ein guter Christ, und das gilt — alles; es hat ihm, so hoffen wir, das ewige glückselige Le-

ben eingebracht. Alle Völker haben an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt. Nur einigen wenigen Materialisten älterer und neuerer Zeit war es vorbehalten, dieselbe zu leugnen. Schlichte Leute wie wir selbst, wie die Christen und die amerikanischen Indianer, glauben an die Unsterblichkeit der Seele, und dieser Glaube macht unser Glück aus.

Meine Brüder, laßt uns um diese Bahre uns versammeln und die große Lehre des Todes lernen. Der Tag wird kommen für euch und für mich, an welchem alles vergehen wird, an welchem irdische Töne umsonst an unser Ohr schlagen werden, an welchem unser Auge brechen wird. Dann, wenn alles welken wird, wenn die Täuschungen und Trugbilder dieses Lebens verschwinden werden, dann wird ein Wesen, nur ein Wesen uns bleiben: Gott! Die Krone wird vom Haupte des Herrschers fallen und das Zepter seiner Hand entgleiten, alle irdische Würde, aller irdische Ruhm wird vergehen zugleich mit dem Lobe, das Menschen uns spenden, und mit der Volkstümlichkeit, die wir gewonnen haben mögen; aber inmitten der sich verdichtenden Schatten des Todes bleibt einzig und allein — unser Gott! Seid ihm treu, seid eurem Gewissen treu. Tut nie, was ihr in der Todesstunde bereuen müßtet. Folget dem Sterne eurer ewigen Bestimmung, dann wird der strahlende Stern der Hoffnung, der Hoffnung auf Unsterblichkeit sich triumphierend über das Dunkel des Grabes erheben und sein Licht wird euch führen. Führe, freundliches Licht, führe ihn hinan zum ewigen Glücke. Führe du auch uns hinan. Die Nacht ist dunkel und wir sind weit von der Heimat. Die Nacht ist voll von Gefahren, voll von Täuschungen, du aber, freundliches Licht, führe uns hinan durch das Dunkel zu einem besseren lichtvollen Tage.

*

Nach der Totenfeier erschien eine Abordnung der Indianer bei den hochw. Vätern Ketcham und Currier, deren Wortführer die folgende Dankadresse verlaß und überreichte:

Teure Väter Ketcham und Currier!

Die versammelten Vertreter der Indianerstämme haben uns den ehrenvollen Auftrag gegeben, Ihnen ihren und unsern Dank für den schönen Gottesdienst der katholischen Kirche über den sterblichen Überresten unsers Häuptlings, Hohlhorn-Bär zu überbringen.

Wir schätzen die Ehre Ihrer Mitwirkung sehr hoch. Besonders werden wir nie die beredten Worte bei der Leiche eines unserer letzten großen Häuptlinge vergessen. Die tiefste Rührung hat uns ergriffen, während wir der Rede lauschten.

Wenn wir von hier fortgehen, werden unsere Herzen erfüllt sein von neuer Wärme für diejenigen eures Geschlechtes; denn in solchen Lobsprüchen, wie Ihr sie so meisterhaft in einem solchen Augenblicke unserer Rasse erteilt habt, lernen wir das Wort eines eurer Dichter verstehen, der sagt: „Sie blickten einander in die Augen, und fanden keine Falschheit d'rin."

Möchte uns die Freude zuteil werden, eine Abschrift Ihrer sehr beredten Predigt von Ihnen zu erhalten, damit dieselbe der Denkschrift über diese Feierlichkeit einverleibt werden kann und damit die Worte, die Sie gesprochen haben, an die verschiedenen Indianerstämme geschickt werden mögen, um sie zu begeistern und damit auch sie die Ehre und Hochachtung würdigen mögen, die einem aus ihrer Zahl in dieser Hauptstadt der Nation erwiesen worden ist.

Ende.

Kreuzeshasser.

Tobt und tollt! — und wär't ihr Riesen,
Lenkt ihr nicht um Haaresbreite
Aus der Bahn, die Gott gewiesen,
Auch ein Stäubchen nur zur Seite!

Tobt und tollt! — Wie schwanke Barken
Machtvoll weiß der Sturm zu lenken,
Lenkt das eitle Tun der Starken
Eines Stärkern Tun und Denken.

Einem Großen wollt ihr frohnen,
Doch dem Größten müßt ihr dienen.
Tempel baut ihr Einem — wohnen
Wird ein Anderer in ihnen.

Franz Eichert, Gedicht „Non praevalebunt".

wurde, obwohl er erst zehn Jahre alt war, zu seines Vaters Nachfolger im Reiche erwählt. Die Oberlothringer Fehde wurde in Speyer durch Bernards Vermittelung in Güte beigelegt. Der Zwist um Bayern ging einer friedlichen Lösung entgegen, und der heftigste Gegner des Kreuzzuges, der alte einäugige Herzog Friedrich, ward von Gott abgerufen. Er starb wenige Tage nach dem Speyerer Ereignis zu Alzey, nachdem er noch den Trost und den Segen des heiligen Bernard empfangen hatte.

Eine kleine Reisegeschichte.

Sausend fuhr der Nachmittagszug durch die unfruchtbare und ärmliche Eifelgegend dahin, um bald in eine kleine Station einzulaufen. Dort wartete niemand, als ein alter, schlicht gekleideter Mann.

„Station D. — eine Minute Aufenthalt!“ rief der Zugführer. „Schnell! schnell!“ wandte er sich an den Alten, der verlegen um sich schaute, als habe er die Aufforderung nicht gehört oder nicht verstanden. „Schnell! schnell! es geht sogleich weiter,“ rief der Zugführer noch einmal, faßte den Arm des zögernden Mannes und schob diesen in eine stark besetzte Wagenabteilung der dritten Klasse. Gleich darauf setzte sich der Zug in Bewegung.

Die Fahrgäste der erwähnten Abteilung sahen mit spöttischer Verwunderung auf den Ankömmling, aber das Spotten wurde erst laut und allgemein, als derselbe in der Nähe des Fensters sich hinsetzte, langsam einen alten Rosenkranz hervorzog und still zu beten anfing.

„Heda! Freund, sprecht lauter,“ hieß es von der einen Seite.

„Wir könnten mit einstimmen!“ meinte ein Zweiter.

Der Fremde ließ sich nicht stören, das beste war nämlich, daß er von all dem Spott nichts verstand. Der fast siebzigjährige Mann litt seit langer Zeit an Schwerhörigkeit. Daher auch sein seltsames Benehmen auf dem Bahnhof. — Allmählich wurden die andern lauter. Einer von den ungezogenen Menschen faßte den alten Mann beim Arm.

„Es ist doch schade, daß wir keine Kanzel hier haben.“

„Was ist gefällig?“ versetzte der Angeredete, der kein Wort verstanden hatte.

„Ihr könnt uns gut hier vorbeten,“ fügte ein anderer hinzu. —

„Was ist gefällig?“

Der Spötter sah jetzt, daß er es mit einem Schwerhörigen zu tun habe und begann lauter zu sprechen. „Warum tut ihr so heimlich mit dem Ding da?“ fragte er, indem er auf den Rosenkranz deutete. Aber auch dies hatte der Betende nicht richtig verstanden.

„Zur Muttergottes — um glückliche Reise,“ versetzte er.

„Nun, dann muß die Reise wohl recht glücklich werden!“ meinte der andere spöttisch, da er sah, daß er zu einer Unterhaltung nicht kommen konnte. Alle lachten und unterhielten sich über den seltsamen Mitreisenden und waren einstimmig der Ansicht, daß derselbe auf der Eisenbahn noch sehr unbekannt sein müsse. Jedenfalls fiel er den klugen Leuten in jener Abteilung lästig, und man kam überein, dem arglosen Manne irgend einen Schabernack zu spielen. Die Gelegenheit bot sich bald, denn eben lief der Zug wieder in einen Bahnhof ein.

„Station G! Richtung nach X. umsteigen!“ Ertönte der Ruf des Schaffners. Einer der Leute drängte sich an unsern Alten. „Ihr wollt nach F. nicht wahr?“ schrie er ihm in die Ohren. Das hatte der Greis verstanden und bejahte lebhaft.

„So müßt Ihr aussteigen, dort steht der Zug an der andern Seite des Bahnhofs,“ log ihm der andere vor.

Der nichts ahnende Mann verließ den Wagen und eilte durch das Stationsgebäude. Kaum war dies geschehen — die Wagentüren waren wieder geschlossen — da kam unser alter Mann

in Begleitung eines Bahnbeamten atemlos zurückgeeilt. — Zu spät, der Zug war bereits in Bewegung.

„Glückliche Reise!“ schrie man ihm aus dem verlassenen Wagen entgegen. Ratlos stand nun der Mann da.

Seine bisherigen Reisegefährten machten sich über ihn nicht wenig lustig. „Fromme Leute, dumme Leute!“ meinte einer unter ihnen, während ein anderer sich den Spott erlaubte: „Vielleicht führt ihn die Muttergottes in einem Extrazug weiter.“

So gings dann fort, während der Eisenbahnzug mit gewohnter Schnelligkeit weiter dampfte. Aber noch waren keine zehn Minuten verflossen, da erfolgte ein heftiges Krachen. Ein schriller Pfiff der Lokomotive folgte, die Bremsen knarrten und kreischten, umsonst, die Wagen rollten gegeneinander, der Zug engleiste. Ein furchtbarer Ruck schleuderte die Insassen unserer Wagenabteilung gegen die Wände und zu Boden. Die Wagentür flog bei der heftigen Erschütterung mit lautem Getöse auf, und wäre der alte Mann noch, wie vorhin an der Wagentüre gesessen, er wäre hinausgeschleudert worden und unfehlbar zu Schaden gekommen. Von unsern Spöttern war nur einer mit einer leichten Verwundung davongekommen. Die übrigen waren mehr oder weniger schwer am Kopfe verletzt. Leider waren im ganzen Zuge recht zahlreiche Verletzungen vorgekommen, doch immerhin keine lebensgefährlichen.

Noch nicht eine Viertelstunde später kam ein Hilfszug von der eben verlassenen Station, der die Fahrgäste, zumal die Verwundeten, aufnahm und zurückbeförderte. Und unser alter Freund stand noch unversehrt da. Sein von den Reisegefährten verspotteter Rosenkranz war seine Rettung gewesen. Was mochten diese nun wohl denken, als sie verwundet an ihm vorbeischritten, über den sie vor einigen Minuten noch gelacht und gespottet hatten? —

Die Klugheit sich zur Führerin zu wählen,
Das ist es, was den Weisen macht.

Schiller, „Iphygenie in Aulis“ IV, 3.

Königin Viktoria von England als Mutter.

Das folgende ergreifende Gedicht hat zur Verfasserin die Königin Viktoria von England, die Großmutter des deutschen Kaisers Wilhelm II. und des Königs von England Georg V. Das Kind, an dessen Wiege sie das fromme Liedchen sang, war ihr Erstgeborner, der spätere König Edward VII., der durch seine heimtückische „Einkreisungspolitik“ gegen Deutschland die Saat zu dem furchtbaren Völkerkriege ausstreute, der jetzt die Länder Europas verheert. Die Königin hat das Lied in der deutschen Sprache gedichtet, wie es hier folgt:

„Wiegenlied.

Flüstert leise, Abendlüfte,
Rausche leise, blaue Flut;
Denn auf weichen Sammetkissen
Schlummernd hier mein Kindlein ruht.

Süßes Kind, an deiner Wiege
Bin ich keine Königin,
Ach, ich fühl es tief im Herzen,
Daß ich hier nur Mutter bin.

Was sind, Indien, deine Schätze
Gegen einen Liebesblick
Aus dem Augenstern des Kindes,
Das mein alles, das mein Glück!

Englands stolze Leoparden,
Meines Thrones Baldachin,
Können dich, mein Lieb, nicht schützen;
Nur auf Gott bau ich, auf Ihn!

Sende deine Engel nieder
Aus den ätherlichten Höh'n,
Daß sie meinen Engel schützen,
Schirmend ihm zur Seite stehn!

Großer Gott, vor dir im Staube
Betet nicht die Königin,
Nur die Gattin, nur die Mutter
Knieet hier mit frommem Sinn.“

Ob es stets anders nur, ein besser werd' auf Erden,
Doch du, stets anders, mußt auch immer besser werden.

Fr. Rückert, „Weisheit des Brahmanen“.

Die heilige Hostie anschauen!

Soll man die heilige Hostie anschauen? Diese Frage stellen die „Canisiusstimmen" und geben darauf folgende Antwort:

In dem Hartmannschen "Repertorium rituum" macht ein tief religiöser Priester nähere Anmerkungen zu den Zeremonien der heiligen Messe. Auf Seite 377 findet sich folgende Notiz: „Der Priester hebe bei der heiligen Wandlung die heilige Hostie so hoch, daß sie vom Volke gesehen und angebetet werden kann; ebenso hebe er den Kelch so hoch, daß das Volk die Kelchschale sehen kann." — Wem fällt in diesem Satze nicht besonders das Wörtchen „sehen" auf? Also emporschauen sollen die anwesenden Gläubigen, wenn der Priester bei der heiligen Wandlung die heilige Hostie oder den Kelch erhebt!

Aber ist diese Praxis nicht gegen alle Gewohnheit? Allerdings. Seit den unseligen Zeiten des Jansenismus sind wir gewohnt, bei der heiligen Wandlung und dem sakramentalen Segen uns zu verneigen und auf den Boden zu schauen Und doch gäbe es für diese Zeit keine schönere Vereinigung mit dem zelebrierenden Priester, als mit ihm die Augen zu erheben und seiner Handlung zu folgen. Welchen Zweck hätte sonst das Emporheben der Hostie und des Kelches? Da lobe ich mir jenen Priester, der schon seit Jahren bei der Wandlung und dem sakramentalen Segen die Augen auf die heilige Hostie richtete und so auch die Kinder zu tun lehrte. Er hat ja im Grunde nichts anderes getan als eine alte katholische Gewohnheit, die allmählich in Vergessenheit geraten war, wieder aufleben zu lassen. Wollen wir nicht diesem Priester nachahmen? Es wird unser Schaden nicht sein. Niemand anders als der eucharistische Papst Pius X. fordert uns dazu auf, indem er dafür reichliche Ablässe verlieh. Wer bei der heiligen Wandlung oder beim Segen mit der Monstranz die heilige Hostie ansieht und dabei mit den Lippen für sich oder laut mit andern das Gebetchen spricht: „Mein Herr und mein Gott!", der gewinnt einen Ablaß von sieben Jahren und sieben Quadragenen, und einen vollkommenen Ablaß einmal in der Woche unter den gewöhnlichen Bedingungen, wenn er jeden Tag diese fromme Übung verrichtet.

Ist dieser Aufblick zum göttlichen Heilande nicht ein herrliches Bekenntnis unseres Glaubens an die Gottheit Christi, wie es einst der „ungläubige" Thomas ablegte? Als Thomas sagte: „Mein Herr und mein Gott!" da schaute er auch nicht auf den Boden, sondern schaute seinem Heilande offen und klar in die Augen. Wie schön wäre es, wenn die vom Heiligen Vater gewünschte Übung sich in den Klöstern einbürgerte, und die Jugend von eifrigen Priestern, Lehrern und Lehrerinnen darauf hingewiesen würde. Es müßte ein neuer, fruchtbarer Gnadenquell hinausströmen in unsere kalte, moderne Welt!

Zusatz des Abschreibers: Auch die Worte des Priesters vor Austeilung der heiligen Kommunion: „Ecce Agnus Dei, siehe das Lamm Gottes" laden zum Auf- und Anblick der heiligen Hostie ein; dagegen möge man bei den Worten: „Domine non sum dignus, o Herr, ich bin nicht würdig" demütig niederblicken. Auch beim sakramentalen Segen ist während den Worten: „Tantum ergo sacramentum veneremur cernui, laßt uns tiefgebeugt verehren ein so hohes Sakrament" eine vorübergehend andächtige Verneigung — wie seither üblich — sehr wohl angebracht.

Die heilige Gertrud fand durch die Gnade des Herrn eine große Andacht darin, ihn zu betrachten, wie er sich so in der heiligen Hostie unsern Blicken darbietet. Das war eine ihrer liebsten Übungen, und der Herr sprach eines Tages zu ihr in Bezug darauf: „Jedesmal, wenn man so mit Liebe auf die Hostie blickt, welche meinen göttlichen Leib unter der Gestalt des Brotes enthält, vermehrt man seine Verdienste für den Himmel und fügt seinen ewigen Freuden eine besondere Wonne hinzu, welche derjenigen entsprechen wird, die man gehabt hat, diesen kostbaren Leib auf Erden mit Andacht anzublicken. (Gesandter der göttlichen Liebe.)

Ein Brief aus unserer Indianermission in Süd-Dakota.

Da wir noch nie umsonst im Interesse der Heidenmissionen in fremden Ländern an das Herzenstürchen unserer lieben Leser angeklopft haben, so hoffen wir, daß dieselben auch diesmal Herz und Hand nicht verschließen werden, da wir nicht für Afrika oder Asien betteln, sondern für die armen Indianer unseres eigenen Landes. In dieser Hoffnung veröffentlichen wir gerne den nachfolgenden Hilferuf unseres hochw. Pater Pius Böhm, O. S. B.:

Missionsschule der Unbefleckten Empfängnis.
Stephan, Hyde Co., S. D., den 15 Aug. 1916.

Liebe Freunde und geehrte Wohltäter!

Manche unserer Freunde und Gönner werden bereits gehört haben, daß unser Schulgebäude am 13. Januar dieses Jahres durch Feuer zerstört worden ist. Wir alle arbeiteten wie die Biber bei einer Kälte von 35 Grad unter Null, um das Gebäude und so viel wie möglich von der Einrichtung zu retten. Das Gebäude wurde vollständig zerstört, und war nur zu $5000 versichert. Von der Einrichtung retteten wir einige Stücke und Brocken, meist in beschädigtem Zustande. Hätten wir nicht alle Mühe auf die Rettung des Hauses verwendet, so hätten wir wohl mehr von der Hauseinrichtung in Sicherheit bringen können.

Aber was nützt es, über Vergangenes zu reden und über das, was hätte geschehen können; wir müssen vielmehr in die Zukunft blicken. Um uns in den früheren Stand zu setzen, fehlt uns fast alles, was zu einer "boarding school" gehört: Schuhe, Bettzeug und vor allem Geld zum Wiederaufbau.

Getragene Kleider werden dankbar angenommen, doch muß ich bemerken, daß, wie die Schwestern mir sagen, Männerkleider sich nicht gut für die Knaben umändern lassen; für Mädchen ist es anders, wie die geehrten Damem leicht begreifen werden.

Gerade jetzt benötigen wir Quilts für die Mädchen. Die Knaben wurden bereits von guten Freunden und Nachbarn damit versehen.

Das neue Gebäude geht langsam in die Höhe, und hier brauchen wir Geld, viel Geld: 15,000 Dollars! Wir haben uns bemüht, so wohlfeil wie möglich zu bauen, dennoch übersteigen die Kosten bei weitem unsere Erwartungen.

Dann ist die Hauseinrichtung zu beschaffen; aber davon will ich lieber gar nicht reden.

Wenn Sie, teure Freunde und Wohltäter, uns in unserer Not auf die eine oder andere Weise zu Hilfe kommen können oder wollen, bitte, tun Sie es um der Liebe Christi willen. Wenigstens können Sie uns das Almosen des Gebetes zukommen lassen, wenn es Ihnen nicht möglich ist, uns materielle Unterstützung zu gewähren.

Erhören Sie unsere Bitte, die wir in den heiligen Namen Jesu Maria und Joseph an Sie richten, und helfen Sie uns in der Weise, die Ihre Nächstenliebe Ihnen eingibt. Was immer Sie spenden, bleibt in der Bank Gottes hinterlegt, ein beständiges Guthaben beim lieben Gott, dem Rost und Motten nichts anhaben können. Gott wird es Ihnen tausendfältig mit zeitlichen und ewigen Gütern vergelten.

Für uns selbst erbitten wir nichts; wir erwarten den Lohn unserer Arbeit von Gott, der ein guter Zahlmeister ist. Alle Gaben dienen nur dazu, das Reich Gottes auf Erden aufzubauen und die Kinder unserer Indianischen Rasse für die heilige Kirche zu retten.

Indem ich zum voraus herzlichst danke und viele andächtige Gebete von den Kleinen verspreche, bleibe ich

Ihr in Christo ergebenster
Rev. Pater Pius Böhm, O. S. B.
Direktor der Schule der Unbefleckten Empfängnis am Feste der Himmelfahrt Mariä 1916.

Anmerkung. Die Paradiesesfrüchte sind gern bereit, Gaben an Geld zu befördern. Andere Gaben sende man direkt an:

Rev. P. Pius Boehm, O. S. B.,
Superintendent Immaculate Conception Mission School,
Stephan, Hyde Co, South Dakota.

Leo-Haus Nachrichten.

Von dem gewaltigen Schaden, welchen die furchtbare Munitions Explosion unlängst im New Yorker Hafen und einer weiten Umgegend angerichtet hat, wird wohl jedermann gelesen haben. Die Straßen des südlichen Teiles der Stadt New York sahen am Sonntag, den 30. Juli, aus, als hätten Schlachten in denselben stattgefunden oder als wären sie von einem schweren Erdbeben heimgesucht worden. Die meisten der Schaufenster und unzählige kleine Fenster lagen in Scherben, die Trottoirs waren mit Glasstücken besät.

Auch unser Leo-Haus, in der unmittelbaren Nähe des Explosionsherdes, erlitt durch das Brechen von Fensterschreiben und durch das Herabfallen von Decken einen Schaden von etwa hundert Dollars. Wer wird die vielen New Yorker Geschäftsleute und das Leo-Haus entschädigen für die notwendig gewordenen Reparaturen?

Fast hätte eine der im Leo-Haus tätigen Schwestern das Leben eingebüßt. Bei der ersten Erschütterung, welche um etwa 2 Uhr nachts stattfand, löste sich ein großes Stück schweren Mörtels von der Decke des Zimmers, in welchem die im Leo-Hause tätigen Schwestern schliefen. Glücklicherweise traf das Hauptgewicht des fallenden Stückes eine das Bett umgebende Eisenstange, wodurch die Wucht gebrochen, die Eisenstange aber krumm gebogen wurde. Die in diesem Bette schlafende Schwester kam mit einem geschwollenen Gesichte davon; hätte die Eisenstange nicht die Wucht des Falles gemildert, so hätte die Schwester wohl einen Schädelbruch davon getragen.

Nach der ersten Explosion räumte die Polizei sämtliche bewohnte Häuser in dieser Nachbarschaft. Auch die Schwestern mit den Insassen des Leo-Hauses wurden von der gestrengen Polizei angewiesen, einige Stunden auf den Bänken im gegenüberliegenden Parke zuzubringen. Man fürchtete nämlich, die Häuser würden einstürzen. Etwa eine halbe Stunde nach der ersten Explosion fand eine zweite, ebenso heftige statt, der noch einige leichtere folgten.

Der Hafen von New York gleicht gleichsam einem Vulkan; ähnliche Katastrophen, wie die beschriebene, können sich wiederholen. Und wer verschuldet diese himmelschreienden Zustände? Einerseits die Geldgier und Unmenschlichkeit der Munitionslieferanten, anderseits die Fahrlässigkeit und Unfähigkeit der Behörden dieses Landes.

*

Am 2. Juli veröffentlichten New Yorker Zeitungen eine Notiz, nach welcher die Verwaltung des in der Nähe des Leo Hauses liegenden lutherischen Pilger-Hauses gezwungen ist, das Haus zu verkaufen. Die Erhaltungskosten sind unerschwinglich geworden; die geringe deutsche Einwanderung und die steigenden Anforderungen der Sanitätsbehörde machen den Verkauf notwendig, da es an Mitteln fehlt, die Kosten zu bestreiten. Was das „Pilger-Haus" für die Lutherischen, das ist das „Leo-Haus" für die Katholiken. Der Zuspruch im Leo-Hause ist ebenfalls sehr gering, der Kampf ums Dasein wird weiter gekämpft die Schwierigkeiten sind nicht geringer wie bei dem Pilger-Hause.

Dennoch läßt der Verwaltungsrat des Leo-Hauses den Mut nicht sinken; infolge des nach Neujahr ausgesandten Zirkulars haben manche Wohltäter von neuem bewiesen, daß sie die so segensreich wirkende Anstalt nicht untergehen lassen wollen. So wenden wir uns auch jetzt wieder an alle edeldenkende Menschenfreunde, in diesen Tagen der Not während des gräßlichen Krieges doch des Leo-Hauses auch weiterhin gedenken und dasselbe nach Kräften unterstützen zu wollen. Etwaige Liebesgaben wolle man senden an

Leo-House, 6 State St.,
New York, N. Y.

Gib nicht zu schnell dein Wort, so brauchst du's nicht zu brechen;
Viel besser ist es, mehr zu halten als versprechen.

Friedr. Rückert, „Weisheit des Brahmanen".

Ein Opfer der Liebe zum Allerheiligsten Altarssakrament.

Am 25 Juni des verflossenen Jahres entlud sich ein furchtbarer Wolkenbruch über Varazze, einem lieblichen Städtchen der Riviera. Die Fluten des Teiro, die schon durch den anhaltenden Regen der vergangenen Tage angeschwollen waren, durchbrachen die Dämme und ergossen sich in wilden Wirbeln über das Land. Beim ersten Erscheinen des Wassers im Hofe des Klosters St. Katharina eilten die Schwestern Margareta Forzano und eine ihrer Mitschwestern zur Sakristei, um die heiligen Geräte und Gewänder in Sicherheit zu bringen. Allein das Wasser, das einen Teil der Umfassungsmauern des Hofes niedergerissen hatte, erreichte die Kirche, noch ehe sie ihr Vorhaben ausführen konnten. Die beiden Schwestern hatten kaum noch so viel Zeit, sich mit den heiligen Gefäßen auf die oberste Stufe des Altares zu retten. Die Schwester Margareta sah die den heiligen Gestalten drohende Gefahr, vom Wasser zerstört zu werden, das bereits den Altartisch überschwemmte, und rief ihrer Mitschwester zu: „Retten wir das Allerheiligste Sakrament!“ — Und ohne Zögern und ohne auf die Gefahr zu achten, nur von dem Gedanken erfüllt, ihren göttlichen Bräutigam im Allerheiligsten Sakramente zu retten, sucht sie die Sakristei wieder zu erreichen, um den Tabernakelschlüssel zu holen. Aber die schwachen Kräfte ihres Körpers standen nicht im Verhältnis mit dem frommen Wunsche ihrer Seele. Die Wogen die jetzt mehr als 6 Fuß hoch die Kirche durchbrausten, rissen sie mit sich fort bis an die Kirchentür. Hier gelang es ihr, eine Eisenstange zu ergreifen und sich einen Augenblick festzuhalten.

Die Schwestern, die herbeigeeilt waren, bemühten sich umsonst, ihr von der Empore aus Stricke und Leintücher zu reichen. Schwester Margareta schwanden die Kräfte mehr und mehr. Da sieht sie eine Schwester, die im Begriffe steht, ins Wasser zu steigen, um sie mit eigener Lebensgefahr zu retten. Das Vergebliche dieses Bemühens einsehend, rief sie ihr zu: „Rette dich und laß mich! Ich kann nicht länger Widerstand leisten. Mein Jesus, Barmherzigkeit!“

Das waren ihre letzten Worte, der letzte Gruß an ihren himmlischen Bräutigam, dem zu Liebe sie ihr Leben hingab. Der Strom riß sie hinweg, und sie verschwand in den tosenden Wogen. Als das Wasser sich verlaufen hatte, fand man ihre Leiche und bestattete sie mit der Ehrfurcht, wie sie einer Märtyrin gebührt, die den Tod der Liebe gestorben ist. — „Aquae multae non potuerunt extinguere caritatem. Viele Wasser können die Liebe nicht auslöschen.“

Bolletino dei Santi Tabernacoli.

Eucharistische Notizen.

Während der Tage vom 19. — 22. Juli wurde in der Hauptstadt Buenos Ayres, der nationale Eucharistische Kongreß von Argentinien, Südamerika, mit großer Pracht gefeiert. Der „Argentinische Volksfreund“ bringt folgenden Bericht über die erhebende Feier „des nationalen Eucharistischen Kongresses.

Die Huldigung Argentiniens an den eucharistischen Heiland hat begonnen. Die einzelnen Unterkommissionen haben seit Wochen gearbeitet.

Mit der Konsekration der Sakramentskirche und dem Triduum dortselbst, wurde die Einleitung zum Kongreß gemacht.

Der Papst, der Erzbischof, der Bürgermeister haben der edlen Frau Anchorena gedankt für das herrliche Werk der Sakramentskirche, in der der eucharistische Gott fortan Tag und Nacht angebetet wird und Tausende von Mühseligen und Beladenen täglich vor dem Throne Gottes erscheinen dürfen, um Trost und Stärke zu erlangen.

Der achttägige hochfeierliche Gottesdienst, und die Predigten, von Bischöfen gehalten, waren wirklich würdig des erhabensten Geheimnisses unserer Religion. Bei der Prozession am Sonntag abend war die Kirche bis auf das letzte Plätzchen gefüllt. Welch' eine Prachtentfaltung unseres katholischen Kultus! welch' eine tiefergreifende

BELONGS TO
BROTHER'S
READING ROOM

54091

BQX7070
+M45
G7
1914
c.1

54091
Gruwe, Luke
Martin Marty, O.S.B.

DATE
MY1 4'90

ISSUED TO
Gogel 937-2636

ARCHABBEY LIBRARY
M +BQX7070.M45 G7 1914 v.1 c.1
Gruwe, Luke Martin Marty, O.S.B. :
3 0764 0012 2925 6